

SONDERAUSGABE

DIE ZEIT

PREIS DEUTSCHLAND 7,60 €

5. OKTOBER 2026 N° 43

»Ich kann mich ohne großen Aufwand in den Kreml versetzen oder aus dem Jenseits heraus erzählen. Als Erzählerin bin ich allmächtig«

Valeria Gorceev, 39, spricht über ihren Debütroman »Die Zikade entschlüpft ihrer goldglänzenden Hülle«, S. 19

Ruhe finden in stürmischen Zeiten

68 Seiten über die derzeit wichtigsten Bücher und über jene, die sie geschrieben haben. Dazu Begegnungen und Gespräche mit Schriftstellerinnen und Schriftstellern. Und, von Ruth-Maria Thomas über Volker Schlöndorff bis Ian Rankin: die ultimativen Lese-Tipps für den Herbst

Titelfoto: Julia Schmitt für DIE ZEIT; Illustration: Pablo Amargós für DIE ZEIT

81. JAHRGANG C 7451 C

N° 43

Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co.
KG, 20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail:
DieZeit@zeit.de, Leserbrief@zeit.de
ZEIT ONLINE GmbH: www.zeit.de;
ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de



PREIS ÖSTERREICH 8,30 €
PREIS SCHWEIZ 10,30 SFR
ABONNENTENSERVICE:
Tel. 040 / 42 23 70 70,
E-Mail: abo@zeit.de

ISBN 978-3-68987-087-4

PREISE IM AUSLAND:
DK 99,95/£12,40/€ 9,80/
CAN 9,80/F 9,80/NL 9,30/A 8,30/
CH 10,30/I 9,80/GR 9,80/US 9,80/
B 9,30/PT (Cont) 9,80/L 9,30

Liebe Leserin, lieber Leser,

zum ersten Mal erscheint unser Schwerpunkt zur Frankfurter Buchmesse nicht in Gestalt von Extraseiten oder als Beilage – sondern als große Sonderausgabe der ZEIT. Wir haben 100 Bücher ausgewählt, mit denen Sie durch den Herbst kommen können. Bücher, die Sie womöglich begeistern, vielleicht ärgern, aber hoffentlich nicht gleichgültig lassen. Die meisten Beiträge beziehen sich auf eine Neuerscheinung des Herbstes. Aber wir haben auch Schriftstellerinnen und Schriftsteller gebeten, in ihr Bücherregal zu schauen, was wir lesen sollen, wenn es stürmt, wenn wir zur Ruhe kommen wollen, wenn es neblig wird – und wir uns in der Kälte nach nichts mehr sehnen als nach Geborgenheit.

Viel Freude bei der Lektüre wünscht Ihnen
die Literatur-Redaktion

Der spanische Zeichner Pablo Amargo hat diese Ausgabe exklusiv für uns illustriert.

1

STURM



Bücher von Edgar Selge, Şeyda Kurt, Martin Doerry/Hauke Janssen, Franz Walter, Robert Habeck, Emmanuel Carrère, Raha Nik-Andish, Jáchym Topol, Rebecca Solnit, Susan Neiman, Rosa Parks, Sanmao, Timothy Garton Ash, Mithu Sanyal, Alexander von Humboldt, Kathleen Hanna, Maxim Biller und Dana Vowinckel.

Außerdem Lese-Tipps von Ruth-Maria Thomas, Moritz von Uslar und Ian Rankin
SEITE 3–16

2

RUHE

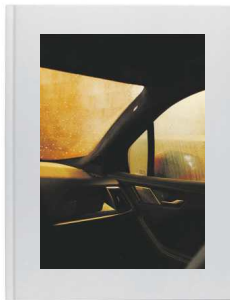


Bücher von Monchi, Meron Mendel/Saba-Nur Cheema, Teresa Präauer, Marica Bodrožić, Valeria Gordeev, Natalie Amiri/Minu Barati/Shila Behjat/Düzen Tekkal, Astrid Proll, Hendrik Bolz, Helene Bracht, Richard Ford, Matt Haig, Rachel Cusk, Mopsa Sternheim, Elias Hirschl, Adèle Yon, Heiner Bastian, Sophie Stein, Lutz Hirn, Claudia Durastanti, Caroline Wahl, Martina Hefner und Fang Fang.

Außerdem Lese-Tipps von Clemens J. Setz und Lena Schütte
SEITE 17–36

3

NEBEL



Bücher von Diane und Reinhold Messner, Lutz Seiler, Zelah Vesilyurt, Sarah Diehl, Andrej Walden, Juli Zeh, Lea Schneider, Franz Kafka, Madame Nielsen, Bernd Stiegler, Julia Ebner, Michael Köhlmeier, Peggy Mädlar, Safae el Khannoussi, Christine Wunnicke, Franziska Gänster und Ilja Leonard Pfeiffer.

Außerdem Lese-Tipps von Fatma Aydemir, Thea Dorn und Daniel Kehlmann
SEITE 37–52

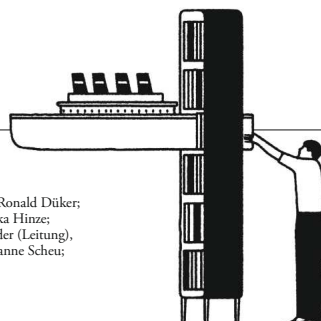
4

GEBORGENHEIT



Bücher von Uwe Nettelbeck, Navid Kermani, Shida Bazayir, Han Kang, Max Czollek, Svenja Flaßpöhler, Vigdis Hjorth, Julia Donaldson/Axel Scheffler, David Duff/Marianna Coppo, Elin Lindell, Christian Linker, Brian Floca/Sydney Smith, Britta Vorbach/Annett Stütze, Amani Padda, Lou Lubie, Mareike Fallwicks, Christian Buckard, Karl Ove Knausgård, Sven Regener und Eva Menasse.

Außerdem Lese-Tipps von Volker Schlöndorff
SEITE 53–68



Alle 100 Bücher auf einen Blick: Seite 26/27

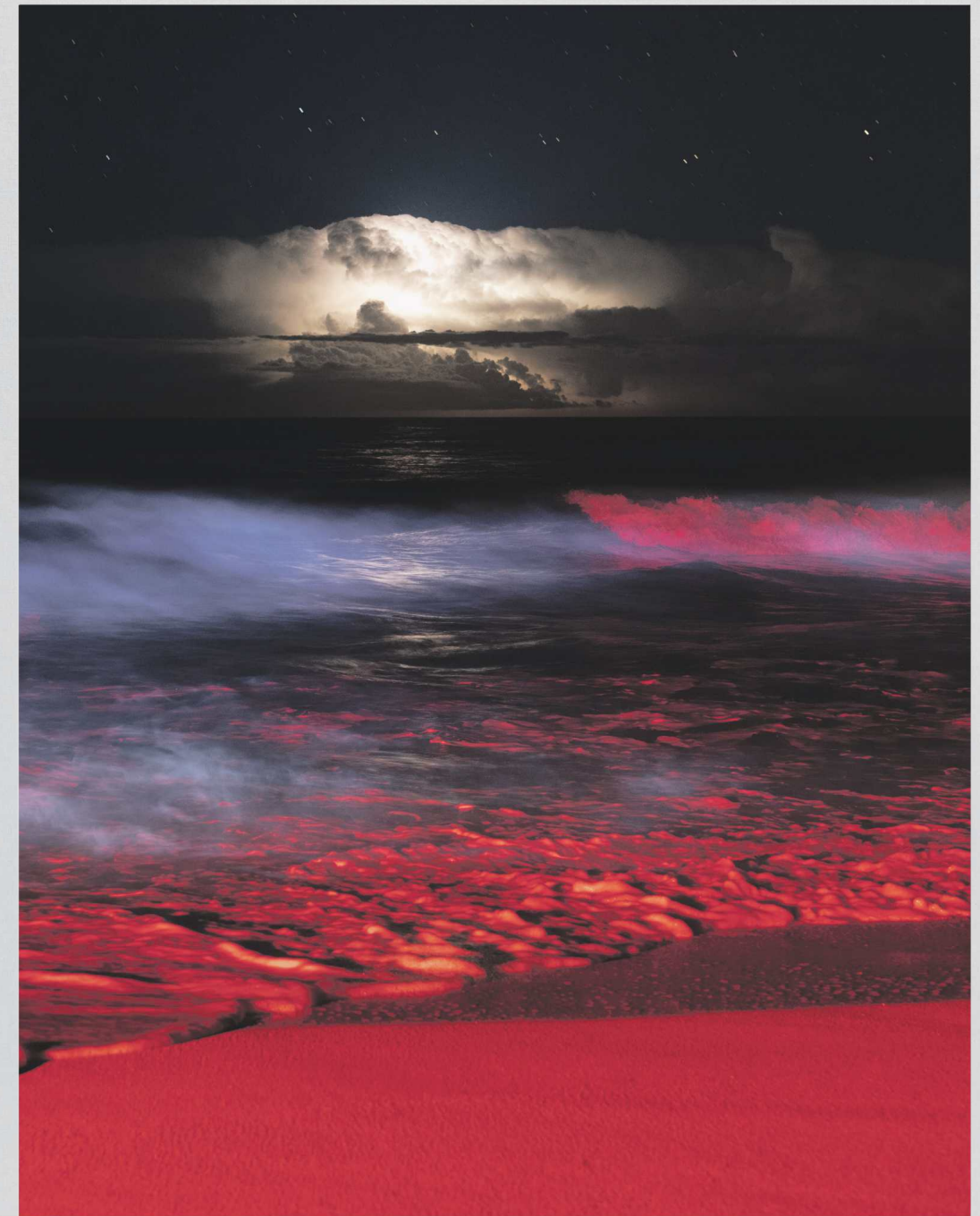
Das Team dieser Ausgabe

Redaktionsleitung: Laura Herrtreiter, Adam Soboczynski; verantwortlicher Blattmacher: Ronald Dürker; Redaktion: Maja Beckers, Alexander Cammann, Timo Posselt; Art-Direktion: Haika Hinz; Gestaltung: Annett Osterwold (Leitung), Paulina Mohr; Bildredaktion: Amelie Schneider (Leitung), Nico Baldauf, Navina Reus; Produktionsassistent: Eva Bontzas, Christiane Detje, Susanne Scheu; Korrektur: Thomas Worthmann (Leitung), Oliver Voß (stellvertretend); Textchef: Hanns-Bruno Kammertöns; Chef vom Dienst: Iris Mainka



Im ZEITmagazin

Ein Experte verrät, was ein gutes Cover ausmacht, internationale Designer entwerfen Cover für ihr Lieblingsbuch, und eine Schriftstellerin spricht über die Cover ihres Lebens: ein Heft über die wichtigste Seite des Buchs



STURM

Wenn es stürmt, dann brennt in Şeyda Kurts Roman eine Stadt. Dann kann das zur »Spiegel«-Affäre werden, und Rudolf Augstein geht ins Gefängnis. Dann steigt der Meeresspiegel, weil, wie Robert Habeck beklagt, der Klimaschutz nichts mehr zu melden hat. Wenn es stürmt, fegen Kriege über Europa, wie in Emmanuel Carrères Familiengeschichte. Oder heute über den Iran, so steht es im Tagebuch eines Unbekannten

Es ist die Gewalt, die uns verbindet

Edgar Selge liest das Tagebuch eines in Leningrad verhungerten Russen und tritt mit ihm in einen Dialog
VON CHRISTOPH SCHRÖDER

Welch ein Wagnis ist dieses Buch. Und was hätte alles schiefgehen können, wenn da nicht dieser Erzähler wäre, der ganz genau weiß, was er tut. Dass der 1948 geborene Edgar Selge ein herausragender Schauspieler ist, ist unbestritten. Spät erst, im Jahr 2021, debütierte der studierte Germanist und passionierte Leser mit seinem gefeierten autobiografischen Buch *Hast du uns endlich gefunden*. Selges zweites Buch, *Juras letzter Winter*, ist in seiner Konstruktion vertrackt, in seinen historischen wie persönlichen Spiegelungen feinsinnierend und in seiner sprachlichen Feinheit brillant.

Das dunkle Zentrum des Romans ist das Tagebuch eines Toten: Am 22. Juni 1941 beginnt der zu diesem Zeitpunkt 15-jährige Jura Rjabinkin in der von der deutschen Wehrmacht eingekesselten Stadt Leningrad mit seinen Aufzeichnungen. Er lebt dort mit seiner Mutter und seiner Schwester. Nur die Schwester wird die Belagerung überleben und so auch in der Lage sein, die Authentizität der Niederschrift ihres im Alter von 16 Jahren verhungerten Bruders zu bezeugen.

Der russische Schriftsteller Daniil Granin zitierte 2014 in seiner Rede vor dem Deutschen Bundestag aus Juras Tagebuch, mit dem Edgar Selge sich mehrere Jahre beschäftigt hat, auch auf der Suche nach einem produktiven Schreibansatz.

In seinem Roman, und das ist eine Annäherung, die Selge selbst permanent reflektiert, tritt sein Ich-Erzähler ganz konkret in einen Dialog mit dem toten Jungen. Er lässt ihn wiederaufstehen, diesen intelligenten, begabten, belesenen Jugendlichen, dessen genaues Sterbedatum unbekannt ist. Jura und der Erzähler, der eine starke Ähnlichkeit mit dem Autor aufweist, kommen sich näher; der Dialog ist mal scharf, mal philosophisch, mal besetzt von den Lektüren, die sie teilen. Und es ist tatsächlich eine große Kunst, dass Selge in dieser heiklen Versuchsanordnung zweierlei gelingt: Zum einen führt er uns Jura in aller Dezenz so anschaulich und plastisch vor Augen, dass er als Figur vor uns steht.

Zum anderen schlägt Edgar Selge die Brücke in die Kindheit und Jugend seines Erzählers und findet das verbindende Glied zwischen Jura und sich selbst – die Gewalt. Die Grausamkeit, mit der die Deutschen die vermeintlichen russischen Untermenschen aushungerten. Eine Gewalttätigkeit, die mit dem Krieg nicht endete und die an die folgenden Generationen vererbt wurde: »Uns verbindet die Gewalt. Dich und mich. Es ist so viel Brutalität in mir. Das kannst du dir gar nicht vorstellen. Dieser tobstichtige Vernichtungswille, diese kalte Wut, diese kulturelle Arroganz, die euch in Leningrad einkesselt und verhungern lässt, das ist alles noch in mir drin.« Es gibt erschreckende Szenen in *Juras letzter Winter*. Da sind die Schilderungen aus Juras Tagebuch, die Erzählung von Hunger und Selbsterniedrigung, wenn der heranwachsende Junge heimlich der Mutter oder der kleinen Schwester Nahrungsmittel stiehlt. Da sind aber auch Erinnerungen des Erzählers an den Vater, der als Soldat in Weißrussland war und nach dem Krieg zum Leiter einer Jugendheftanstalt wurde. Einmal nur, so erinnert sich der Erzähler, habe er die Scham überwunden und sich umgedreht, als der Vater ihn mit dem Rohrstock verprügelte: »Eine Fratze sah ich, jemanden, der eine Grimasse schneiden musste, um zu tun, was er tat.« Und: »Wir waren zwei Fratzen, die sich gegenseitig ertrogen.«

Dieser Roman ist auch das innere Spiegelkabinett eines oft einsam wirkenden Menschen, der Halt sucht und vielleicht gar Trost im Lesen und im Schreiben. Und das Schreiben beginnt, unabhängig vom Alter des Autors, stets in der Kindheit. *Juras letzter Sommer* ist das Werk eines Autors, der eine buchstäblich durchlebte Ahnung davon hat, wie die Dinge zusammengehören, wie sie sich fügen könnten. Und der auch nicht davor zurückscheut, Irrtümer einzugestehen. Man müsse, so sagt es der imaginäre Jura einmal, jedes Wort ernst nehmen, das man aufschreibe. *Juras letzter Winter* ist ein erstes Buch. Geschrieben von einem Autor, der der Erfahrungswirklichkeit eine trostige Humanität entgegensetzt und der sich die Idee, dass in jedem Menschen auch Schönheit ist, nicht austreiben lässt.

Edgar Selge: *Juras letzter Winter*. Roman; Rowohlt, Hamburg 2026; 256 S., 25,- €, als E-Book 14,99 €



Şeyda Kurt, 34: wuchs auf im herrlich monströsen Köln-Kalk

DIE SAUNA IST VON NETTO

Ihre Figuren trinken, sie leiden, sie haben eine Blasenentzündung. Und glauben nicht, dass es je wieder besser wird. In »Zeit der Monster« inszeniert Şeyda Kurt den Vorabend der Apokalypse

VON MAJA GOERTZ

Die Wände sind ein bisschen schief, erklärt die Autorin Şeyda Kurt, als sie sich an einem Nachmittag im August in ihrer Wohnung in Köln-Kalk empfängt. Die Küche und das Wohnzimmer seien nachträglich an das Haus angebaut worden. Bevor sie sich auf einen Sessel im Wohnzimmer setzt, gehen wir an einem Terrassenaufgang vorbei, wo eine kleine Sauna steht. »Von Netto«, erklärt Kurt und macht es sich dann vor einem gläsernen Couchtisch bequem, auf dem die *Berlin Review* und *Das Wetter* liegen, Magazine mit linkem, intellektuellem Pop-Appeal. Daneben schweben drei Helium-Luftballons in der Luft, das heißt, fast schon auf dem Boden. Sie sehen aus, als wären auch sie erschöpft von der Aufregung um die Veröffentlichung von Kurts Debütroman. Blau und orange sind die Ballons, das sind die Farben des Covers. Und auch der Romantitel ist mit dickem Filzstift auf alle drei draufgeschrieben: *Zeit der Monster*.

Es ist Şeyda Kurts erster Roman nach den zwei gefeierten Sachbüchern *Radikale Zärtlichkeit* (2021) und *Haus* (2023), und das ist ein großes Ding. Denn der Wechsel zwischen den Genres gilt als schwer, und er weckt besondere Erwartungen. Als wäre das nicht schon genug Druck für die 34-jährige Autorin, hat der Hanser Verlag eine große Marketingkampagne aufgeföhren, die schon Monate vor dem Erscheinen mit einem Sektempfang zum Cover-Release begann und sich nun fortgesetzt mit Geschenkboxen für Influencer und Blogger, die unter anderem Fürmchen für Eiswürfel enthalten, da Letztere auch das Cover zieren. »Weil drei Exemplare zu wenig verkauft wurden, hat es das Buch nicht auf die Bestenliste geschafft«, sagt Kurt, zuckt die Schultern und scheint sich davon nicht aus der Ruhe bringen zu lassen. Eigentlich passe das ja ganz gut zum Roman. »In dem passiert auch viel Unvorhersehbares.«

Zeit der Monster spielt in einem Viertel, über dem die Hitze flirrt und das auf einem Sumpf gebaut ist. Es ist ein Roman, dessen komplette Handlung zu umreißen wenig Sinn macht. Entscheidender ist die Stimmung: klebrig und drückend. Daher hier nur so viel: Sanya, die jugendliche Hauptfigur, eine Waise, trägt im Rucksack »ih« halbes Leben, in der Hand ein bisschen Mut und jede Menge Fragen», wie es in den Figurenbeschreibungen lautet, die dem Text vorangestellt sind. Sie streift mehr oder minder ziellos durch das Viertel und trifft auf einen betrunkenen Bürgermeister, eine joggende Wirtin, einen Pfarrer, der die Menschen fürchtet, und Mira, die »Besitzerin des Muskelpalastes McBurn«, die Sanya in ihre Familie aufgenommen hat. Sanya sucht Nabü, ihre große Liebe, die eine »Revolutizerbande« anführt und nach einem Streit mit Mira verschwunden ist.

Sie habe in den Tagen nach dem Erscheinen viel darüber nachgedacht, was das Schreiben für sie eigentlich bedeute, erzählt Kurt und föhnt während des Sprechens Gesten mit ihren Händen, versichert diese dann aber wieder hinter ihrem Rücken, als wolle sie nicht zu viel Raum einnehmen. Schreiben, so habe sie schließlich gedacht, sei ein Werkzeug. »Es spiegelt nicht nur die Welt, sondern bearbeitet sie auch.« Mit dem Roman habe sie sich in eine »große Unstimmtheit« gewagt. Auch weil die »autoritäre, zuweilen hysterische und kontraproduktive Grundstimmung des Diskurses, die unverföhrenen Angriffe auf die künstlerische Freiheit und die immer enger werdenden Meinungskorridore« dazu geführt hätten, dass sie kein Sachbuch mehr schreiben wollte. Man spürt schnell in diesem Gespräch mit der gefeierten Sachbuch-Autorin Şeyda Kurt, aber auch beim Lesen ihres Romans: Sie bleibt eine politische Schriftstellerin, nur übersetzt sie ihre Haltung statt in Thesen und Argumente nun in Stimmungen und Geschichten.

Zeit der Monster ist ein Text, der oft unbestimmt bleibt und immer wieder ins Märchenhaft-Mythische abdriftet. Das zeigt sich auch sprachlich in den ausführlichen Beschreibungen des Viertels und seiner Bewohner, den eingeschobenen lyrischen Passagen, einer Erzählerinnenstimme, die gern auch mal plaudert. Stellenweise könnte man das blumig nennen, trotz der staubigen Straßen, die an einem Tag überflutet werden und an einem anderen in Flammen stehen. Auch das Sumpfviertel selbst bleibt so vage, dass es am Rand fast jeder Großstadt liegen könnte. Es ist »nah und fern« zugleich, »im Zentrum und in der Peripherie«. Aber eben nur fast, im Nachwort löst Kurt auf, dass die Vorlage für den Sumpf Köln-Kalk ist: »ein Drogensumpf, ein Elendsumpf, ein Krawallsumpf«. Warum diese Offenlegung? »Vielleicht hatte ich das Gefühl, dass ich es dem Viertel schuldig war, es zu benennen.«

Kurt stammt aus Köln-Kalk, und einige Schauplätze des Romans gibt es dort wirklich: die Kirche St. Joseph in der Nähe ihrer Wohnung und die Sieversstraße, in der die Wahlfamilie wohnt, die im Zentrum der Erzählung steht. Dort ist auch Kurt aufgewachsen. »Die Straße war immer unheimlich«, erzählt sie. Gegenüber dem Haus hätten Ruinen einer Chemiefabrik gestanden,

die nun auch in ihrem Roman aufzutauchen. »Als Kind hatte ich das Gefühl, diese Ruinen riefen nach mir, und wenn ich ihrem Sog nachgäbe und hineinginge, käme ich nie wieder heraus.« Trotzdem, und das sagt Kurt, als wolle sie die Geister der Vergangenheit verscheuchen, habe sie Kalk vermisst, nach dem Umzug ihrer Familie. »Es föhnte sich so an, als sei mir ein Paradies genommen worden.« Köln-Kalk, dieser vertraute Ort, ist für Şeyda Kurt immer beides gewesen, »herrlich und monströs«, so steht es in ihrem Text.

Der Romantitel *Zeit der Monster* ist einem Zitat des italienischen Kommunisten Antonio Gramsci entlehnt, der in den 1930er-Jahren unter der faschistischen Regierung seines Landes inhaftiert wurde. In seinen *Gefängnisheften* notierte er: »Die alte Welt liegt im Sterben, die neue kann noch nicht geboren werden, das ist die Zeit der morbiden Gestalten.« In manchen Übersetzungen wurde aus der »Zeit der morbiden Gestalten« die »Zeit der Monster«. Die Stelle werde zurzeit oft in linken Kreisen zitiert, sagt Kurt, »weil sie den Zeitgeist so gut trifft«. Schließlich lägen die alte Weltordnung, liberale Gesellschaften und Demokratien, wie wir sie bisher kennen, gerade »im Sterben«. »Was danach kommt, wissen wir noch nicht.« Selbst wenn man Kurts schier fatalistischen Pessimismus nicht teilen mag, es gibt viele Gründe zur Sorge. Kurt nennt sie die »Monster der Gegenwart« und zählt auf: »ein Endzeitkapitalismus, der nur noch Fiktionen von Wachstum erzählt, während die Realität brennt, der Rausch faschistischer Mobilisierung und Poserei von Trump, Milei bis zur AfD, globales Wetttrüsten, die neue Kriegsbegeisterung in Europa und dessen Massengrab im Mittelmeer. Ein Fiebertraum, in dem das alte System innere Krisen nicht mehr bewältigen kann und daher nach außen eskaliert.«

Monster, glaubt Kurt, verkörperten unsere Sehnsüchte oder Ängste. Es stecke schon in der lateinischen Wurzel des Wortes: *monstrare* bedeutet zeigen. Für Kurt ergibt sich daraus auch die Frage: »Wer wird in unserer Gesellschaft zum Monster gemacht? Und von welchen Monstern in oder unter uns will man dadurch ablenken?« Auch im Roman bleibt es den Leserinnen und Lesern überlassen, wer die Monster sind. Es bieten sich einige an: eine Kanzlerin, die an Alice Weidel erinnert; ein Journalist, der sensationsgeil in das Viertel einfällt; der Sumpf schließlich. Erzählerisch ist dieser Roman wie ein Mosaik, in dem immer wieder historische Bezüge aufblitzen, die den Sumpf unter Kalk mit politischen Krisen wie beispielsweise dem Untergang des assyrischen Reiches verbinden.

So mag dieser Roman in kein Genre wirklich passen und hat doch Anteile von vielen: Fantasy, Thriller, Soap, magischer Realismus. »Bei Amazon taucht es in drei Kategorien auf: Einwanderungsbelleristik, politischer Roman und Wohlfühlroman«, erzählt Kurt und lacht. Sie sei froh, dass er bisher nicht als »Migrationsroman« bezeichnet wurde. »Schließlich klingt das so, als wäre Migration ein Spezifikum. Dabei sind doch alle Gesellschaften das Resultat von Migration.« Beim Schreiben habe sie an wenig Konkretes gedacht, stattdessen an Farben, Geschmäcke, Gerüche und die Schlaflosigkeit, die auch sie selbst seit Jahren pläge. Diese führe unter anderem dazu, dass sich ihre Wahrnehmung manchmal verschiebe. Kurt schlägt die Beine übereinander, mal so, mal andersherum. Auf ihren Oberschenkeln ist dann je ein Herzattoo zu sehen, eines mit Pfeil, eines mit Flügeln. Und wenn sie nachts wach liege, erfasse sie manchmal der fundamentale Zweifel: »Was bin ich für ein Mensch, dass es mir nicht gelingt, zu schlafen?« Einer, der mit der Welt hadert, an ihrer Zukunft zweifelt und trotzdem seine Kunst aufbieten will, um sich an einem Weltrettungsversuch zumindest zu beteiligen, denke ich still.

Kurt spricht davon, sich selbst und anderen »Verschtheit« zumuten zu wollen. Im Roman ist dies der Grundzustand vieler Figuren: Sie trinken, leiden, haben Blasenentzündungen und glauben nicht, jemals wieder gesund zu werden. Statt »Warum ich?« denken sie: »Ah, jetzt auch noch das.« Oder: »Es wurde Zeit.« Eine Bookfluencerin, erzählt Kurt, habe kürzlich gepostet, dass sie das Buch nach der Hälfte der Lektüre habe weglegen müssen, weil sie sich davon »beschmutzt« vorgekommen sei. »Erst föhnte ich mich missverstanden, dann dachte ich: Vielleicht soll es genau so sein.«

Zeit der Monster steht in ständiger Spannung zwischen der Gegenwart und ihrer dystopischen Fortschreibung. »Die Menschen haben immer versucht, der Welt irgendeine Zukunft abzutrotzen«, sagt Kurt schließlich. Im Roman endet diese Zukunft mit der Andeutung einer Apokalypse. Bei der Apokalypse würden viele an den Weltuntergang denken, erklärt die Autorin. »Doch in der Bibel ist die Apokalypse eine Tröstschrift. Zwar geht darin die alte Welt zu Ende, aber es kommt eine neue, ein neuer Himmel.« Die alte Welt liegt im Sterben, da ist er wieder, Kurts morbide Fatalismus. Ob aber die neue Welt auch eine bessere sein wird, bleibt offen, was wir mit den Trümmern der alten anstellen sollen, ebenso.

Şeyda Kurt: *Zeit der Monster*. Roman; Hanser, München 2026; 288 S., 23,- €, als E-Book 16,99 €



»Als Kind hatte ich das Gefühl, diese Ruinen riefen nach mir, und wenn ich ihrem Sog nachgäbe und hineinginge, käme ich nie wieder heraus«

Jede Woche eine gute Zeit.

Journalismus voller Zuversicht erleben und **34 % sparen**. Lesen Sie **13 Wochen lang** ausgezeichnete Reportagen, tiefe Analysen und spannende Debatten – Print oder Digital. Jederzeit monatlich kündbar.



Jetzt alle Abovorteile sichern:
www.zeit.de/13wochen
Tel. 040/422370 70*



Abonnieren und 34 % sparen

Die Legenden einer Legende (I)

Der »Spiegel«-Herausgeber Rudolf Augstein zählte zu den prägendsten linksliberalen Journalisten der Republik.

Eine Biografie erzählt von seinem Aufstieg

VON HOLGER STARK

Vielleicht, wenn die hohen Herren Augstein und Bucerius eine ähnliche Vorstellung davon gehabt hätten, wie guter Journalismus aussieht, dann gäbe es heute eine Art Axel-Springer-Verlag von links. Einen großen, ebenso weltweiten wie weltumspannenden Medienkonzern. Ein Verlagshaus, das so mächtig und meinungsstark wäre wie Springer, nur liberaler: Davon träumten der damalige *Spiegel*-Herausgeber Rudolf Augstein und der ZEIT-Eigentümer Gerd Bucerius Anfang der Sechzigerjahre. Der Medienkonzern sollte nicht nur den *Spiegel* und die ZEIT, sondern auch den *stern*, *Brigitte* und *Constance* verlegen und perspektivisch die eine oder andere Tageszeitung.

Doch dann, als er ermattet von einer Grippe darniederlag und viel, vielleicht zu viel Zeit zum Lesen des *Spiegels* hatte, kamen Bucerius Bedenken. Der *Spiegel*, das schienen ihm liberale Schmuddelkinder zu sein, die zu laut, zu aggressiv, zu kritisch auftraten; die Politikern zusetzten, oft auch in verletzendem Tonfall. Natürlich erbringe der *Spiegel* »großartige journalistische Leistungen«, konzidierte Bucerius im Februar 1961 in einem Brief an Augstein. Aber »der Glanz der Formulierung rechtfertige nicht die Wunde, die dem Mitmenschen zugefügt wird.« Die beiden hatten im Herbst 1960 bereits eine Vereinbarung unterzeichnet. Bucerius sollte 25 Prozent vom *Spiegel* übernehmen, Augstein wiederum die Hälfte der damals defizitären ZEIT.

Augstein verteidigte sein Blatt. Der *Spiegel* müsse »oppositionell, angreifbar, reizbar« sein, als die Konkurrenz aufträte. Auch »im Persönlichen« müsse die Tonart »respektlos, pfiffiger und hinterlistiger« sein. Erkennbar angeäuert retournierte der Magazin-Herausgeber: »Der *Spiegel* ist und bleibt schillernd und zwiespältig, was zu ändern ich nicht der Mann bin.« Und intern notierte er über die ZEIT und die *Süddeutsche Zeitung*: »Das sind pickfeine Leute, und pickfein sind wir nicht.« Zeile um Zeile wuchs die Entfremdung – bis der Traum eines neuen liberalen Verlags von Welt zerrieben war: »So kann ich einfach nicht«, teilte Bucerius Augstein schließlich resigniert mit. »Schade, wir beide zusammen, wir könnten ein kleines Stück unserer (deutschen) Welt aus den Fugen heben.«

Der faszinierende Briefwechsel findet sich im Augstein-Archiv und ist jetzt erstmals der Öffentlichkeit zugänglich, Martin Doerry und Hauke Janssen sei Dank. Doerry, lange Jahre stellvertretender Chefredakteur des *Spiegels*, und Janssen, ehemals Leiter der legendären *Spiegel*-Dokumentationsabteilung, haben die Korrespondenz wie auch Hunderte anderer Briefe ausgewertet. Daraus und aus vielen Gesprächen mit Weggefährten Augsteins und Zeitzeugen ist eine neue Biografie des vielleicht wichtigsten linksliberalen Verlegers der Bundesrepublik entstanden, in der Augstein eine zentrale Rolle ausfüllte, nicht nur wegen seiner legendären Verhaftung im Zuge der *Spiegel*-Affäre, die ihn 1962 genau 103 Tage Knast eintrug. Der *Spiegel*-Herausgeber hinter Gittern – das war der wohl wichtigste Moment für die Pressefreiheit in Deutschland seit 1945, weil er für jedermann sichtbar machte, wie gefährlich eine überschießende Staatsmacht für die Demokratie sein kann.

Als Werkzeug der *reeducation*, der Umerziehung der nationalsozialistischen Deutschen, hatten die Briten 1945 beschlossen, Lizenzen für eine freie, unabhängige Presse zu vergeben. Als er davon hörte, sprach Augstein bei John Chaloner vor, einem Offizier vom Büro für Public Relations und Information Services Control der britischen Armee. Chaloner schwebte ein Magazin wie *Time* vor. Und Augstein, der aus einer wohlbehüteten, frommen hannoverschen Familie stammte und mit viel Glück im Krieg als Funker die Ostfront überlebt hatte, wollte vor allem eins: schreiben. Als Deutschland befreit wurde, war er gerade 21 Jahre alt und sah sich eher als Schriftsteller denn als nüchterner Berichterstatte.

Er hatte zwar beim *Hannoverschen Anzeiger* volontiert, aber nebenbei Gedichte veröffentlicht, ohne Erfolg. Nun also ein Magazin.

Im März 1946 legte ein Haufen junger Redakteure eine erste Testausgabe vor, die sie *Die Woche* nannte. Die erste offizielle Ausgabe erschien am Samstag, dem 23. November 1946, die 15.400 Exemplare waren schnell verfliegen. Augstein war bald Ressortleiter für Deutschland-Themen,

1947, mit 23 Jahren, wurde er zum Chefredakteur des inzwischen in *Der Spiegel* umbenannten Heftes berufen.

Der »schmächtige, bleiche Jüngling mit dem Silberblech, wie ein Freund Augstein beschrieb, hatte dieses gewisse Extra, den Willen zur Macht. Er verglich sich sogar mit Napoleon; eine kleine körperliche Statur (Augstein maß nur 1,69 Meter) betrachtete er als konstituierend für besonderen Ehrgeiz. Ein ehemaliger Mitschüler warf ihm »journalistischen Cäsarenwahn« vor.

Der *Spiegel* eckte schon früh an: zu kritisch, zu frech, respektlos; mehr Vorsicht, bitte, befahlen die Briten. Im Augstein-Archiv findet sich eine Rüge der britischen Besatzer, weil der *Spiegel* eine Karikatur Stalins mit einem Hitlerbärtchen gedruckt hatte – ein »schwerer Affront gegen eine Besatzungsmacht«, wie es hieß. Und der Referent des US-Hochkommissars John McCloy warnte im Sommer 1951: Der *Spiegel* sei »eines der gefährlichsten politischen Blätter«, wegen seines (angeblichen) Antiamerikanismus und der scharfen Kritik an Adenauer.

»Dieses Schmierblatt wird ja leider gelesen«, schimpfte Bundeskanzler Konrad Adenauer im Juli 1952. »Ich wünschte, es könnten noch drei bis vier Nummern hintereinander beschlagnahmt werden.« Als Augstein während der *Spiegel*-Affäre abgeführt und die Redaktion durchsucht wurde, kommentierte Adenauer sichtlich schadenfroh: »Gott, was ist mir schließlich Augstein.« Willy Brandt, als sozialdemokratischer Kanzler Augstein eigentlich politisch näher als Adenauer, entwarf es 1974 anlässlich einer kritischen Titelgeschichte des *Spiegels*: »Ein Scheißblatt!« Und Helmut Kohl redete jahrelang nicht mit der Redaktion. Aus Prinzip.

Augstein war sich dieser Spannung bewusst, er lud sie lustvoll-leidenschaftlich auf und forderte sie von seinen Redakteurinnen und Redakteuren ein: Niemals dürfe der *Spiegel* Entscheidungen von Kanzlern oder Ministern begrüßen oder gar loben, dekretierte er. Falls es nichts Kritisienswertes gebe, müsse man sich auf die Fehler der Opposition konzentrieren, dürfe aber »nur nicht für etwas Stellung beziehen«. Der *Spiegel* sei ein »Kampfinstrument in der Ordnung«, bekannte er in einem Brief an den späteren Bundeskanzler Helmut Schmidt.

Überhaupt war damals eine Form des journalistischen Aktivismus möglich, die heute undenkbar wäre. Im Fall des frisch gewählten CSU-Vorsitzenden Franz Josef Strauß wies Augstein seine Redakteure an: »Ich will, daß dieser Mann aus der deutschen Politik verschwindet.« Was für eine Hybris! Augstein war nicht nur Mitglied der FDP, sondern kandidierte für den Bundestag und mischte sich immer wieder aktiv in die Politik ein. Dem FDP-Vorsitzenden Erich Mende schickte er, eine weitere Annäherung schon mal Telegramme mit Konditionempfehlungen. Das ist lupenreiner Aktivismus, wie ihn sich heute allenfalls noch ein Springer-Chef in Botschaften an einen seiner Chefredakteure traut (»Please stärke die FDP«).

Und zugleich ist es herausfordernd, sich vorzustellen, wie Augstein heute reden und schreiben würde. Doerry und Janssen porträtierten ihn als Patrioten, für den stets der Nationalstaat die politische Maßnahme war. Europa stand er immer skeptisch gegenüber, die Franzosen mochte er nicht. Im Kalten Krieg trat er für ein freies, neutrales Deutschland ein, eine Art große Schweiz zwischen Ost und West. Donald Trumps »America First« hätte Augstein wohlgenommen ein »German First« entgegengesetzt.

Mit seinen porträtierten, oft überraschenden, immer aber kritischen Positionen war Augstein stilsprägend für den Journalismus und demokratieprägend für die noch junge, werdende Nachkriegsrepublik. Kurz vor seinem Tod wurde er zum »Journalisten des Jahrhunderts« gewählt, die Stadt Hamburg erhob ihn zum Ehrenbürger. Die Ericusspitze in Hamburg, wo der *Spiegel* heute in einem mächtigen Bau aus Glas, Stahl und Beton residiert, wird von einer Rudolf-Augstein-Promenade eingefasst, die zu einem Ausblickspunkt führt. Jemand sollte ihm dort ein Denkmal setzen.

Der Autor arbeitet von 2001 bis 2017 für den »Spiegel«

Martin Doerry/Hauke Janssen: Augstein. Ein deutsches Leben; C. H. Beck, München 2026; 533 S., 34,– €, als E-Book 28,99 €

Die Legenden einer Legende (II)

Der »FAZ«-Herausgeber Joachim Fest zählte zu den prägendsten konservativen Journalisten der Republik.

Eine Biografie erzählt von seinem Aufstieg

VON ALEXANDER CAMMANN

Das westdeutsche Zaubermotiv seit 1945 hieß Aufstieg: Es beschreibt die Grunderfahrung von Millionen Familien über mehrere Generationen. Doch wenn stattdessen momentan Abstiegspanik grassiert, dann liest sich eine der atemberaubendsten Aufstiegsgeschichten, die die selbige Bundesrepublik zu bieten hatte, unweigerlich wie ein Märchen aus uralten Zeiten. Ehrgeizig hinaufgedklert ist Joachim Fest, von 1973 an zwanzig Jahre lang der für das Feuilleton zuständige Herausgeber der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Er war der wichtigste konservative bundesdeutsche Intellektuelle, ein klangvoller Name im Journalismus, neben Marion Gräfin Dönhoff, Rudolf Augstein und Henri Nannen. Nach seinem Tod 2006 aber hat sich Fests unter Linken ohnehin schlechter Ruf weiter vergrößert: Fest habe nicht nur im Historikerstreit 1986 Ernst Nolte in der *FAZ* den Holocaust relativieren lassen, er habe auch mit Hitlers Rüstungsminister Albert Speer das Bürgertum von seiner Schuld entlasten wollen. Daran änderten Fests gefeierte Jugend-erinnerungen *Ich nicht* über seine antinazistische, katholische Berliner Familie wenig.

Jetzt hat pünktlich zum 100. Geburtstag der Hitler- und Speer-Biograf seinen eigenen Biografen bekommen. Der Parteiforscher Franz Walter, 70, Professor für Politikwissenschaften in Göttingen, früher omnipräsent mit politischen Kommentaren, kehrt nach schwerer Krankheit mit 600 bahnbrechenden Seiten zurück. Ein größerer Gegensatz als der zwischen dem T-Shirt-Träger Walter und dem in feinen Zwirn gewanderten Fest ist kaum vorstellbar. Walter bekennet im Prolog, das es als Aufsteiger »stolz« darauf war, »ein Arbeiterjunge zu sein«. Dass da keine Hagiografie entstehen würde, war klar. Der Sohn Alexander Fest, Ex-Rowohl-Verleger, heute dtv, hat dennoch oder deshalb Walter exklusiven Nachlasszugang gewährt. Diese Lebensrekonstruktion ist eine beeindruckende Leistung. Sie enttarnt auch kleinere und größere Selbststilisierungen Fests, ob über Schulzeit, Studium oder über den »Galeerendienst« an seinen NS-Büchern.

Walters Deutung kreist um zwei Leitbegriffe: Aufstieg und Milieu. Fests Großeltern waren Bauern östlich der Oder, als Katholiken in Preußen diskriminierte Außenseiter. Fests Vater Johannes bringt es zum Volksschullehrer und nach der Flucht in die Ordnung, katholische Diaspora-Milieus, nach 1918 das republiktreue Engagement des Vaters in der Zentrumsparlei, das Vorankommen in Berlin-Karlshorst dank des zu Wohlstand gekommenen Schwiegervaters und Johannes' glaubensstarker Disziplin. Die Nazis haben bei den Fests keine Chance, 1933 erhält der Vater Berufsverbot, bleibt konsequent dagegen, baut Gemüse an und politisiert am Zaun.

Aus diesem Milieu schafft es der Sohn in die Deutungselite, bringt es zu Ruhm, Macht und Villa im Taunus. Oft mokiert sich Walter über den opulenten Lebensstil, den Adelsfimmel und Kunstfetischismus Fests. Wittert hier ein Professor und Arbeiterjugend-Klassenverrat eines Kleinbürgers? Man kann Fests Kronleuchterentwürfungen, die Lebensform auch weniger eheherrlich verstehen: Hier hatte jemand seine Chance genutzt, wie so viele aus der »Flakhelfer-Generation«, die zu jung für die Front gewesen waren. Bei Fest waren es 1945 wenige gefährliche Wochen, dann ein Jahr amerikanische Gefangenschaft.

Walter präsentiert wenig bekannte Seiten Fests, zum Beispiel den Fußball- und Boris-Becker-Fan. Und den Privatmann, bei dem es nicht musterbürgertypisch lief. Seine Frau Jurta verließ ihn und ihre zwei kleinen Kinder 1963 für Nahum Goldmann, den Präsidenten des Jüdischen Weltkongresses; mit seiner zweiten Frau Ingrid lebte er von 1967 bis zum Tod zusammen, daneben gab es seit den Achtzigerjahren eine diskrete Liebe bis zum Lebensende in England, aus der zwei Kinder entstammten.

Beruflich ist der Radiomann zu entdecken: Nach einem zum Glück gescheiterten Jurastudium in Freiburg und Frankfurt kommt Fest nach Berlin und landet 1953 beim Rias, zuständig für den Schulfunk, wo der Autodiaktit zeittheistischer Radiosays schreibt – und zwar scharf gegen die NS-Spitzen. Sein dann berührender Buch *Das Gesicht des Dritten Reiches* wird 1963 zur

Pioniertat der Vergangenheitsaufarbeitung. 1961 wechselt er nach Hamburg zum NDR, wo er später das TV-Magazin *Panorama* moderiert, das regelmäßig für Empörung in Bonn sorgt. Als er 1966 geschasst wird, demonstrieren Studenten für Fest, darunter Ulrike Meinhof und Stefan Aust. Walter nennt das die »sozialliberale Phase« Fests, bei den Wahlen 1969 stimmt er für die SPD. Doch wie so oft bringt die Studentenbewegung die konservative Wende: Deren Radikalismus geißelt er, die antiutopische Haltung bildet fortan den Kern seiner Überzeugungen.

Zu exzentrischen Figuren hatte dieser Bürger aber einen Hang. Sie sorgten für Inspiration, interpretiert sein Biograf. Ausführlich stellt er Fests Freundschaft zum Maler Horst Janssen vor, bei dem er morgens vor der *Hitler*-Schreibschiffon oft vorbeischauerte, um kreativ zu prokrastinieren, und die zu Marcel Reich-Ranicki, den er 1973 mit nur *FAZ* nahm – eine lange Beziehung, die 1986 im Historikerstreit zerbrach. Reich-Ranicki war entsetzt von Noltess Thesen.

Zur Lebensbeziehung wurde Fests Verhältnis zum Ulstein-Verleger Wolf Jobst Siedler. Sie waren das konservative Power-Couple gegen die linke kulturelle Hegemonie – und verdienten kräftig aneinander. Vorschüsse, Spesen, Honorare listet Walter lustvoll auf. Noch als *FAZ*-Herausgeber arbeitete Fest an hoch dotierten Ghostwriting-Projekten, ebenso flog er für Stiers Kunstditionen als tüppig entlohnter Scout durch die Welt – die goldene alte Bundesrepublik, mit windigen Geschäften ohne Kontrollorg.

Die stärksten Kapitel haben mit Siedler zu tun: Ausführlich analysiert Walter die vermeintliche »Verschwörungsgemeinschaft« Fests/Siedler/Speer bei der Arbeit an Speers 1969 erschienenen *Erinnerungen* und den *Spandauer Tagbüchern* 1975 – und kommt zu einem anderen, differenzierten Urteil. Vom Sound des – ohnehin generierten – Lektors Fest findet sich wenig, ins Archiv ging man damals sowieso kaum, auch die Historiker nicht, die die Bände priesen. International wurden es Megabestseller. So ließ sich der küchenpsychologische Affäre von Speer die Mär vom unwissenden Künstler aufbilden (Walter: »Er lag oft falsch, wenn es um andere Menschen ging«, »Fest und Siedler überschätzen sich grandios«) – und verdiente daran. Das Fest 1989 in seiner Speer-Biografie seiner Projektion weitgehend treu blieb, katapultierte ihn ins Abscheu.

Fests eigenes Projekt, für das er Speer als Quelle nutzte, war seine Hitler-Biografie, die 1973 erschien und zum Weltbestseller wurde. Auch hier erörtert Walter alles ausgiebig: eine kritische Pioniertat immerhin, im kühl glänzenden Fest-Sound, mit viel Psychologisierung, gefeiert von professionellen Historikern – und mit originellen Einfällen: Hitler als Modernisierer, Wagner als Vorbild Hitlers. Vom Holocaust war damals unter den Deutschen und ihren Historikern noch kaum die Rede, auch nicht bei Fest.

Als *FAZ*-Herausgeber war er auf dem Zenit und baute sein Feuilleton zur Diskursgroßmacht aus. Dabei agierte der Chef mit erstaunlicher innerer Liberalität, auch wenn er den gediegenen Konservativen gab. Und er band Talente ans Blatt, darunter sein Nachfolger als Herausgeber Frank Schirrmacher.

Den Karriereknick brachte 1986 der Historikerstreit um Ernst Noltess Artikel *Vergangenheit, die nicht vergehen will*, in dem dieser einen Zusammenhang zwischen Stalinismus und Holocaust konstruierte: Walter zeigt Fests Starnähe, mit der er Nolte schützte, auch wenn er nicht seiner Meinung war. Noltess polemische Gegner von Habermas bis Hans-Ulrich Wehler bekommen aber auch ihr Fett ab. Diesen Kampf verlor Fest, die Deutschen blickten intensiver auf die NS-Verbrechen. Er blieb in der Defensive, auch nach dem Epochenwechsel 1989, den er als Triumph für sich und die *FAZ* feierte.

Beim späten Fest nimmt die Verfallsrhetorik zu, seinen kulturkritischen Gegenwertsdruck hält ihm Walter unablässig vor. Aber ist uns nicht Fests Niedergangsgefühl heute plötzlich sehr viel näher? Von Karlshorst nach Kronberg führt kein Weg mehr. Die Entbürgerlichung der Gesellschaft hat dieser Konservativer früh als Problem diagnostiziert – er hat recht behalten. Während der demokratische Boden unter uns wegbreicht, liest sich Fests Rumoren leider hochaktuell. Ohne dieses stilisierte, aber antiautoritär gealterte Bildungsbürgertum, das Joachim Fest verkörperte, ist die Demokratie nicht nur ärmer, auch der nördlichen Gewässer betrachter Russland als seine Lebensversicherung. All diese Konflikte waren

Franz Walter: Joachim Fest. Ein Leben im 20. Jahrhundert; dtv, München 2026; 720 S., 36,– €, als E-Book 29,99 €

Das ewige Eis ist gebrochen

In der Arktis entsteht durch die Erderwärmung ein neuer Ozean. Er ist bereits hart umkämpft. Ein Gespräch mit Robert Habeck über die Chance, die sich dadurch für Europa eröffnet



»Unverständlich, dass Klimaschutz in einer Zeit brennender Wälder und austrocknender Flüsse seine politische Bedeutung eingebüßt hat«

löbar. Aber dem steht leider die Herrschaft von ein paar Größenwahnsinnigen entgegen.

ZEIT: Welche Rolle spielt für Sie die postkoloniale Schuld? Seit den Zwangsschulungen von Inuit-Kindern und den Zwangsverhörungen von Frauen durch die Dänen seit den 1960er-Jahren ist die Rate der Selbsttötungen unter ihnen neunmal so hoch wie sonst in Dänemark.

Habeck: Ich kann in dem Buch nicht für die Inuit sprechen. Sie legen Wert darauf, ihre Geschichte selbst zu erzählen. Ihr Interesse, das sie in Gesprächen artikuliert haben, gilt dem Schutz der Umwelt und ihrer Lebensform, der Wahrung ihrer Rechte auf Selbstbestimmung, zu der selbstverständlich auch wirtschaftliche Tätigkeit in der Arktis gehört.

ZEIT: Auf Inuktitut heißt »Inuit« schlicht Menschen – was bedeutet für die Indigenen das Wort »Mensch«?

Habeck: Die Kultur der Inuit musste traditionell nachhaltig sein, alles Erjagte wurde reslos aufgebraucht, kein Mensch war verzichtbar, alles wurde möglichst geteilt, Besitz an Boden gab es nicht. Die karge Umwelt ließ kaum etwas anderes zu. Was nicht bedeutet, dass sie heute nicht für Tourismus oder Mineralienlizenzen entscheiden können.

ZEIT: Politisch gesprochen: Wer verhandelt für die Arktis? In der Region leben vier Millionen Menschen, ein Zehntel von ihnen Indigene. Aber sie gehören acht Staaten an, davon sind sieben in der Nato.

Habeck: Auf Grönland handelt und verhandelt die gewählte grönländische Regierung für die Bevölkerung. Nur die Außen- und Sicherheitspolitik wird in Kopenhagen gemacht: Die allerdings ist eng mit ökonomischen Entscheidungen verflochten. Dänische Prüfungen von chinesischen Anträgen

für Investitionsprojekte zu kritischen Mineralien haben dazu geführt, dass diese Investitionen auf Grönland abgelehnt wurden. Aber generell lässt sich sagen: Für die Arktis an sich spricht niemand. Die Nationen und Großmächte vertreten in der Arktis schlicht ihre Interessen.

ZEIT: Lassen Sie uns die mal kurz durchgehen. Was will Russland?

Habeck: Russland will auf seinem Territorium Öl und Gas fördern, hat ein Interesse am Fischfang, vor allem will es sein Staatsgebiet militärisch sichern. Es bleibt ihm derzeit nur der Weg von Murmansk durch die Barentssee. Der ist aus russischer Sicht gefährdet, wenn die Eisplatte schmilzt.

ZEIT: Was wollen die USA?

Habeck: Die USA haben ein moderates Interesse an Rohstoffen und Seltenen Erden, ein stärkeres an Öl und Gas. Vor allem wollen sie militärische Präsenz auf Grönland für ihren Raketenchild gegen Russland.

ZEIT: China?

Habeck: China will Zugang zu Handelswegen. Nördlich von Russland verläuft der kürzeste Weg nach Europa.

ZEIT: Norwegen?

Habeck: Norwegen will sein Territorium gegen Russland verteidigen. Und seine fossile Wirtschaftsbasis durch Öl- und Gasförderung auch in arktischen Gewässern gesichert wissen.

ZEIT: Dann gibt es da noch die Tech-Milliardäre: Warum steht Grönland auf der »Agenda der Transhumanisten«, wie Sie schreiben?

Habeck: Das ist eine Geschichte, die normalen Menschen wirklich abenteuerlich erscheint. Aber manche dieser über-

reichen Tech-Milliardäre wie Peter Thiel wollen sich abkoppeln von der Gesellschaft und jenseits von Staatlichkeit eine Freihandelszone, steuerbefreit, für die eigene Kaste gründen. Dem antiken Späthilich in Grönland sehen sie Raum. Ob das mit dem Grönlandbegehren von Trump zusammenhängt, weiß ich nicht. Aber das Thiel Einfluss auf Trump und Vance hat, ist bekannt.

ZEIT: Wenn man diese Gemengelage hört, möchte man noch einmal Zuflucht beim Recht suchen. Doch Sie schreiben, dass Regeln in der Arktis zu »Kampfinstrumenten des Eigennutzes« werden.

Habeck: Im Jahr 1920 wurde der Vertrag von Svalbard, auf Deutsch Spitzbergen, unterzeichnet, der Norwegen die Souveränität über dieses Territorium zusicherte, aber der zugleich Vertretern aller Nationen erlaubte, ohne weitere Genehmigung dort zu wirtschaften. Und er legt fest, dass kriegsvorbereitende Handlungen verboten sind. Eine Real-Utopie im Kleinen. Jetzt aber ist der Vertrag interpretationsoffen: Was sind »kriegsvorbereitende Handlungen«, wenn Satelliten nicht nur Wetter, sondern auch Schiffe erfassen können? Was macht man mit russischen Agenten auf friedlichen Fischerbooten?

ZEIT: Also höchste Zeit für eine völkerrechtliche Regelung?

Habeck: Das Völkerrecht wird von den USA, China und Russland nur noch instrumentell gehandhabt. Ja, Europa setzt sich dafür ein, aber niemand hört auf Europa. Wer das Völkerrecht durchsetzen will, muss sich durchsetzen können. Davon sind wir weit entfernt. Das Wasser steht uns bis zum Hals. Unsere Soft Power und unser starker Binnenmarkt machen uns noch lange nicht zu geopolitischen Akteuren.

ZEIT: Europäische Arktis, das ist leichter gesagt als getan. Island will nicht in die EU ...

Habeck: ... die Isländer haben durch das Referendum das Gespräch gestoppt, bevor es begonnen hat ...

ZEIT: ... Großbritanniens ist nicht mehr in der EU. Norwegen will ungestört seine fossilen Brennstoffe exportieren. Kanada ist Arktis-Anrainer, aber nicht in der EU. Und südlich von Dänemark interessiert sich kaum einer für den schmelzenden Norden. Selbst Deutschland nennen Sie »südeuropäisch«.

Habeck: Es gibt ja keine europäische Arktis als definierten Interessensraum. Aber es bewegt sich etwas. Am bedeutsamsten waren die Nato-Beiträge von Schweden und Finnland. Dann werden für die Arktis europäische Strukturen innerhalb der Nato aufgebaut, die auch ohne die USA funktionieren könnten. Was fehlt, ist eine politische europäische Ebene, die für Europa in der Arktis spricht. So ähnlich wie die Ad-hoc-Allianz, die im Januar dieses Jahres entstanden ist, als Trump nicht ausschloss, Grönland auch militärisch zu besetzen.

Habeck: Und China sieht gelassen zu?

Habeck: Die Rolle von China ist interessant. China möchte nicht, wie die USA oder Russland, Zugänge für andere verwerthen, sondern Zugänge bekommen. Das kann für ein Europa, das seine Naivität ablegt, eine robuste Kooperationsmöglichkeit in der Arktis eröffnen. Das chinesisch-russische Verhältnis ist in der Arktis viel spannungsgeladener, als es die Jubelbilder suggerieren.

ZEIT: Was hat Europa denn China zu bieten?

Habeck: Europa ist abhängig von China als umgekehrt. Das hat man in den Jahren der Grolko politisch so hingegenommen, aber es muss nicht so bleiben. Wir Europäer werden in der Welt der Raubtiere nicht als Schmutzsekanten bestehen. Dafür braucht es ein neues Zusammenspiel von Staat und Wirtschaft, ein neues Denken, das die ideologischen Vorstellungen der Vergangenheit hinter sich lässt.

ZEIT: Warum lässt sich Sicherheit für den Ökologen

Habeck: Heute kann anders denken als militärisch? »Unser Wetter wird in der Arktis gemacht«, schreiben Sie schließlich.

Habeck: Es ist falsch und für mich auch unverständlich, dass Klimaschutz in einer Zeit brennender Wälder und austrocknender Flüsse seine politische Bedeutung eingebüßt hat. Denn letztlich wird unsere Generation daran gemessen, ob sie einen Beitrag geleistet hat, ihn zu begrenzen. Aber Sicherheitspolitik der derzeit Konjunktur.

Und vielleicht gewinnt auch der Klimaschutz wieder, wenn man deutlich macht, dass es zwischen beiden einen engen Zusammenhang gibt.

ZEIT: Und der Schlitten? Sie widmen Ihr Buch denen, »die im Schlitten waren«. Darf die Öffentlichkeit erfahren, wer das war?

Habeck: Es lohnt sich, über den Spruch nachzudenken, dass jemand mit einem Schlitten gefahren ist.

Das Gespräch führte Elisabeth von Thadden

Robert Habeck: Arctic Melt-down. Die Neuermessung der Welt; Kiepenheuer & Witsch, Köln 2026; 416 S., 26,– €, als E-Book 22,99 €

KUSCHELN HEISST KOLCHOSE MACHEN

Der französische Schriftsteller Emmanuel Carrère hat ein Buch über seine Mutter, die große Historikerin Hélène Carrère d'Encausse, geschrieben. Zugleich ist »Kolchose« ein französisch-russisches Familienepos über vier Generationen hinweg

VON MARIANNA LIEDER

Hélène Carrère d'Encausse starb am 5. August 2023 mit 94 Jahren in Paris. Zwei Monate später, am 3. Oktober, wurde ihr mit einem Staatsakt die letzte offizielle Ehre erwiesen. Die Trauerrede hielt Emmanuel Macron persönlich. »Im Blut von Madame Carrère d'Encausse«, begann der Präsident feierlich, »sind alle Flüsse Europas von der Wolga bis zum Rhein geflossen.« Macron erzählte von ihren Vorfahren, unter denen es baltische Fürsten, preußische Generale und russische Barone gab, Personen, die Wölfe in den Salons von St. Petersburg spazieren geführt haben. Mindestens ein Königsmörder befand sich unter den Ahnen der Verstorbenen, zudem eine georgische George-Sand-Übersetzerin und eine Hofdame der letzten russischen Zarin. Mit der Oktoberrevolution verloren diese Intellektuellen und Adligen alles, sie flohen aus der Sowjetunion, gelangten über Umwege nach Frankreich, wo sie versuchten, sich als Wäscherinnen und Taxifahrer über Wasser zu halten. Macron sprach über das kleine Mädchen, das 1929 als Hélène Surabischwili in Paris in die herrschaftliche Armut der russisch-georgischen Exilgemeinde hineingeboren wurde, und darüber, wie dieses Mädchen sich schämte, als es seinen Namen in der Schule buchstabierte und der Lehrer seufzte: »Oje, ein Name zum Draußenschlafen.«

Dann wurden die Stationen einer atemberaubenden Integrationskarriere abgehandelt: Einbürgerung, Hochzeit mit einem Einheimischen, Elitehochschulabschluss, Karriere als Historikerin, Politikerin und prominente Russlandklerin, die schon früh den Zusammenbruch der Sowjetunion vorhergesagt hatte. 1999 wurde Hélène Carrère d'Encausse als erste Frau überhaupt auf den Posten des ständigen Sekretärs der altwürdevollen Académie française berufen. Fast ein Vierteljahrhundert saß sie auf dem Akademie-Sessel. Aus dem staatenlosen Flüchtlingskind mit dem Namen zum Draußenschlafen war die Überfranzösin schlechthin geworden.

Der berühmte Sohn dieser berühmten Frau, Emmanuel Carrère, erwähnt die staatliche Trauerzeremonie zu Beginn seines Buchs *Kolchose*, das vor einem Jahr in Frankreich erschienen ist, dort mit dem renommierten Prix Médicis ausgezeichnet wurde und den Prix Goncourt, den renommiertesten französischen Literaturpreis, den viele Carrère seit Langem wünschen, wieder nicht erhielt. Dafür gibt es *Kolchose* nun in der geschmeidigen Übersetzung von Claudia Hamm auf Deutsch. Auf die Einstiegsszene folgen gut 400 Seiten, auf denen Carrère eine Art ungeschönte Langfassung der Rode Macrons liefert. Wie man es von diesem Autor kennt, mischt er auch diesmal wieder umstandslos autobiografische Erzählung, essayistische Welterkundung und teilnehmende Reportage. Das Porträt seiner Mutter weitet Carrère zu einem Familienepos über vier Generationen aus. Vom zaristischen und bolschewistischen Russland geht es ins Frankreich des Zweiten Weltkriegs und der Trente Glorieuses, der wirtschaftlich prosperierenden Nachkriegsjahre, dann zurück in die Sowjetunion, ins post-sowjetische Georgien und schließlich in die kriegsgeheutelte Gegenwart der Ukraine. Es geht um die Verwobenheit von Privatem und Politischem, um die Zählebigkeit von ideologischen Narrativen und um jede Menge Familienmythen, Lebenslügen und verlorene Ideale.

Mit dem Titel bezieht sich Carrère nicht nur auf die kollektivisch organisierten Landwirtschaftsbetriebe der UdSSR, er spielt auch auf eine Kinderheiterinnerung an: Von »Kolchose machen« sprach man in der Familie, wenn der kleine Emmanuel und seine beiden Schwestern mit ihrem Bettzeug ins elterliche Schlafzimmer zogen, um bei der Mutter zu übernachten, während der Vater – ein in sich gekehrter, pflichtbewusster Versicherungskaufmann – sich auf Geschäftsreise befand. Die Kolchose-Nächte waren der Inbegriff der vollkommenen Glückseligkeit. Bisweilen recht rührselig beschwört Carrère die grenzenlose Liebe und das rückhaltlose Vertrauen, das er seiner Mutter als Kind entgegengebracht hat. Leider haben es Kindheitsparadiese so an sich, dass man irgendwann daraus vertrieben wird.

Die ersten Risse im symbiotischen Mutter-Sohn-Verhältnis zeichneten sich um 1970 ab: Hélène hatte damals eine Affäre, offenbar handelte es sich um etwas Ernstes. Der zwölfjährige Emmanuel reagierte verstört, sobald er das Getuschel am Telefon hörte. Vater Louis drohte, sich umzubringen, sollte seine Frau ihn verlassen. Also beendete Hélène die Affäre, doch forderte sie von ihrer Familie dafür einen hohen Preis. Der Gesichtsausdruck seiner Mutter, schreibt Carrère, sei mit einem Mal »hart geworden und genauso erschrocken wie erschreckend«. Der Vater war ohnehin längst aus dem gemeinsamen Schlafzimmer in eine Art Rumpelkammer verbannt worden, und mit dem ihr eigenen Durchhaltevermögen ließ Hélène ihren Mann die verbleibenden fünfzig Ehejahre für das Opfer, das er ihr abverlangt hatte, büßen. Wer mag, kann dieses Buch als den Versuch Carrères lesen, seinem inzwischen ebenfalls verstorbenen Vater postum ein wenig Würde zurückzugeben.

Maßgebliche Unterstützung bei seinen mühsamen Versuchen, die Nabelschnur zu durchtrennen, erhielt Carrère von seinem Onkel Nicolas, der jüngere Bruder von Hélène und in so ziemlich jeder Hinsicht ihr Gegenteil. Hélène stand politisch rechts, Nicolas war entschieden links. Während Hélène Musik für überflüssig hielt, war Nicolas von Beruf Komponist. Hélène verabscheute Tolstoi und vergötterte Dostojewski, Nicolas drängte Carrère, doch endlich mal in *Krieg und Frieden* hinein-zuschauen. Die Lektüre wurde zu einer der wichtigsten Etappen in der intellektuellen Emanzipationsgeschichte des ewigen Mütter söhnhens. Auch waren Onkel und Nefte sich bald einig, dass Hélène über ein ausgeprägtes Talent verfügte, sich selbst und anderen etwas vorzumachen. Als Nicolas meinte, »Hélène ist nicht nur eine Historikerin der Sowjetunion, sie ist eine sowjetische Historikerin«, tat Carrère zwar ein wenig empört. Irgendwann jedoch sagte er selbst Dinge wie: »Frag meine Mutter nach der Uhrzeit, und sie lügt dich an.«

Während Carrère Familienepisoden, historische Exkurse und literarische Referenzen in einer klaren, scheinbar geheimnislosen Sprache aneinanderknüpft, errichtet er ein verwinkelt gedankengebäude um die Frage nach der realen Macht der Fiktion, ein Thema, das in fast all seinen Büchern präsent ist. So widmete sich Carrère in *Ich lebe und ihr seid* tot dem Verfahren des Science-Fiction-Autors Philip K. Dick, der in seinen Werken alternative Welten und Zeitläufe entwarf. In *Kolchose* zeigt er, wie verwandt es der Realitätsverdrehung und Geschichtsklitterung eines totalitären Regimes ist. Als klassisches Beispiel dient Carrère der bei Stalin in Ungnade gefallene Leo Trotzki, der aus den sowjetischen Geschichtsbüchern gestrichelt und aus Fotos, auf denen er neben Lenin steht, herausretuschiert wurde.

Mit Russland und der Sowjetunion hat Carrère sich bereits mehrfach auseinandergesetzt, als Schriftsteller ebenso wie als Dokumentarfilmer und Zeitungsreporter. Sein Porträt des exzentrischen russischen Querfront-Extremisten Eduard Limonow (*Limonow*, 2011) gehört zu seinen erfolgreichsten Büchern. Zu Carrères verheerendsten Büchern, zumindest in familiärer Hinsicht, gehört zweifelsohne *Ein russischer Roman*. Unter diesem Titel offenbarte Carrère 2007 die Geschichte seines Großvaters mütterlicherseits, Georges Surabischwili, eines Nazikollaborateurs, der 1944 spurlos verschwand, aller Wahrscheinlichkeit nach wurde er von der Résistance hingerichtet. Für Hélène war dies das Trauma ihres Lebens. Zudem führte sie, dass das Bekanntwerden der Vergangenheit des geliebten Vaters ihren Ruf zerstören würde. Doch niemand, so erinnert sich Carrère in *Kolchose*, dachte daran, sie in Sippenhaft zu nehmen. Nach Erscheinen von *Ein russischer Roman* sollte es dennoch zwei volle Jahre dauern, bis Hélène wieder mit ihrem Sohn sprach.

Die letzte große Meinungsverschiedenheit hat Carrère mit seiner Mutter nicht mehr ausgetragen, vielleicht mit Rücksicht auf ihr hohes Alter, vielleicht aus Furcht, doch wieder in ihre Gedankenwelt gezogen zu werden. So äußerte Hélène noch am Vorabend des russischen Überfalls auf die Ukraine im Fernsehen die Ansicht, dass es sich bei Putin um einen zwar brutalen, aber sehr rationalen Menschen handele, die Kriegsangst sei völlig unnötig. Nachträglich gestand sie ihren Irrtum ein, fand aber Gründe, die russische Aggression zu relativieren, regelrecht zu entschuldigen (die Arroganz des Westens gegenüber Putin, die Diskussion um die Erweiterung der Nato et cetera). Bei Carrère hingegen hat der Kriegausbruch zu einer Neukalibrierung seiner moralischen Koordinaten geführt. Mit einer Entschiedenheit, die bei einem zergrübelten Egomane wie ihm selten vorkommt, ergreift er Partei für die Ukraine. Denn all die historischen Nuancen, politischen Grauzonen und Komplexitäten, die seiner Mutter so wichtig waren, ändern in seinen Augen nichts an der simplen Tatsache, »dass es hier einen Angreifer gibt und einen Angegriffenen«.

Besonders eindrucksvoll schildert Carrère, der sich zu Kriegsbeginn in Russland aufhielt, welch drastische gesamtgesellschaftliche Transformation sich dort in den letzten Jahren vollzogen hat. Als Carrère kurz nach der Jahrtausendwende in der russischen Provinz unterwegs war, bekam er, der Westler, den Satz zu hören: »Ihr habt's gut, wir leben in der Scheiße.« Damals schämte man sich dafür, in der Scheiße zu leben. Heute, so der pointierte Befund, geht es den Menschen keinesfalls besser, doch durch die putinistische Gehirnwäsche wurde die Scham in antwestlichen Stolz verkehrt. »In der Scheiße zu leben, ist nun ein Zeichen ihrer Auserwähltheit. Sie sind das Salz der Erde. Sie flößen wieder Angst ein.«

Während der Krieg in der Ukraine wütet, hat Carrère in diesem komplexen, ebenso zärtlichen wie rücksichtslosen Trauerbuch mit seiner Mutter Frieden geschlossen. Gegen Schluss schildert er die Todesnacht Hélènes, ihre drei Kinder standen gemeinsam am Sterbebett und haben, so heißt es im Buch, ein letztes Mal Kolchose gemacht.



Foto: Samuel Amis

Hier kocht der Chef: Emmanuel Carrère, 68, in seinem Pariser Appartement



»In der Scheiße zu leben, ist nun ein Zeichen ihrer Auserwähltheit. Sie sind das Salz der Erde. Sie flößen wieder Angst ein«

Bunker gibt es leider keine in Teheran

Raha Nik-Andishs Tagebücher

zeigen uns den Iran von innen

VON KATAJUN AMIRPUR

Würde bekannt, wer die *Teheran Tagebücher* verfasst hat, er müsste mit der Todesstrafe rechnen. Doch dieses Risiko geht er ein. Die Welt soll erfahren, was im Iran passiert. Dieser Autor nennt sich mit Vornamen »Raha«, was »Befreiung« bedeutet. Das ist auch das Thema der *Teheran Tagebücher*: die erschte Befreiung aus dem Gefängnis, das die Islamische Republik für ihre traumatisierte Bevölkerung ist. Nicht erst seit dem Massaker vom 8. Januar, sondern seit Jahrzehnten.

Die *Teheran Tagebücher* geben einen sehr seltenen Einblick in die iranische Lebenswelt seit dem 28. Februar 2026, an dem die USA und Israel das Land angriffen. Über Satellitenfernsehen verfolgt Raha Nik-Andish (der Nachname des Pseudonyms bedeutet »gutes Denken«) einen Bericht über den Raketenangriff auf das Haus Ali Chameneis. Raha öffnet sein Fenster: »Völlig leere Straßen füllen sich plötzlich mit Menschen. Es ist wie eine Party. Menschen rufen und hupen.« Raha beschreibt aber auch die Reaktion des Regimes. Als einer seiner Fahrgäste – der Autor ist Kunstdozent und nebenbei Taxifahrer – einem Kämpfer der regimetreuen Basidsch-Miliz siegesgewiss zulächelt, zertrümmert dieser die Scheibe und erwischt den Fahrgast mit seinem Schlagstock am Hinterkopf. Auf den Krieg selbst reagiert das Regime wie üblich mit Manipulation: Es erinnert an den Krieg mit dem Irak, der von 1980 bis 1988 währte und nicht nur Regimeanhängern als der aufgezwungene Krieg – *dschang-e tahmili* – gilt. Außerdem wird der Schlacht von Kerbala gedeutet, einem für die Schiiten identitätsstiftenden Kampf im Jahr 680.

Nach zehn Tagen Krieg, so lesen wir bei Raha, verfliegt langsam die Hoffnung auf einen raschen amerikanischen Sieg, so wie ihn Trump und Pahlavi versprochen haben. Auch verblasst »das Märchen von der Rückkehr Reza Pahlavis, des Sohns des letzten Schahs, des Prinzen auf einem weißen Pferd«. Einflüßsam beschreibt Raha die Nöte der Menschen. Gänzlich ungeschützt – das Regime hat nie Bunker bauen lassen – sind sie den Bomben ausgesetzt. Die ohnehin verheerende wirtschaftliche Lage verschlimmert sich nochmals. So wie die Furcht vor Trump: Als der droht, »den Iran zurück in die Steinzeit zu schicken«, konnte ich die Angst in den Augen der Menschen sehen«.

Raha blickt in den Graben, der sich in Freundeskreisen und Familien auftut. Manche Menschen unterstützen den Krieg, andere sind entschieden dagegen. Nicht weil sie für das Regime wären. Sondern wegen der zivilen Opfer, der Zerstörung des kulturellen Erbes, der Belastung für die Umwelt. Die Unterstützer hingegen glauben, es gebe keinen anderen Weg zur Befreiung der Menschen. Allerdings hätten viele, die anfangs für den Krieg waren, ihre Meinung seither geändert. Raha kritisiert seine Landsleute im Ausland: »Viele Iraner:innen in der Diaspora wollen den Krieg, aber wir, die wir ihn aus nächster Nähe durchleben, haben Angst.« Implizit kritisiert er so auch diejenigen, die – im sicheren Ausland sitzend – zu Demonstrationen gegen das Regime aufrufen. Die seien aber viel zu gefährlich.

Die *Teheran Tagebücher* sind nicht chronologisch geordnet. Rahas Zeitsprünge mögen verwirrend sein, wenn man ein tatsächliches Tagebuch erwartet, ergeben für den Spannungsbogen aber durchaus Sinn. Und inhaltlich auch. Denn Raha möchte von den Ereignissen erzählen, die für einen Teil der Bevölkerung so prägend waren, dass sie sich tatsächlich hilflos suchend an Trump wendete. Also berichtet er von den Gedenkfeiern, die zu Ehren der Opfer des Massakers stattfanden. Die von den iranischen Exilendern geposteten Reels zeigen Iraner, die an den Gräbern ihrer Liebstens tanzen. Weil öffentliches Tanzen in der Islamischen Republik grundsätzlich verboten ist. »Heute ist das Tanzen auf Friedhöfen zum Zeichen des Widerstands geworden.« Oft sind es solche griffigen Erklärungen, die das Buch ausmachen: wenn Raha wie nebenbei zeigt, wo und wie sich eben doch noch Widerstand äußert. Natürlich kann sich nach dem Massaker vom Januar und mitten im Krieg kein groß angelegter Protest regen, natürlich können die Menschen nicht auf die Straße gehen und das Regime stürzen, wie es Benjamin Netanjahu, Trump, Reza Pahlavi und diverse Exiloppositionsgruppen fordern. Höflich, wie er ist, wirft Raha diesen Akteuren ihre Skrupellosigkeit nicht direkt vor. Er belässt es bei der Beschreibung des Widerstandskampfs, der anrührend ist in seiner Hilfslosigkeit und imponent in seiner Ungebrochenheit.

Und dann kommt Raha – auf sein Erleben des traumatischen Januar 2026 zu sprechen. Genauer gesagt auf diese Tage im Januar, an denen so viele Stimmen zum Schweigen gebracht wurden. Deshalb hat Raha sein Tagebuch verfasst. Denn über dieses Massaker, das nach inoffiziellen Schätzungen mehr als 40.000 Tote forderte, haben wir bisher wenig lesen können, das Internet wurde an diesem Tag für Wochen abgeschaltet. Hier soll nicht zu viel verraten werden, aber wie Raha das Massaker beschreibt, das ist eine der größten und schrecklichsten Passagen in diesem Buch. Und wir schulden es den Opfern, dass wir ihrer im Lesen gedenken.

Katajun Amirpur ist Professorin für Islamwissenschaft in Köln. Zuletzt erschien von ihr »Iran ohne Islam« (2023)

Raha Nik-Andish: Teheran Tagebücher. Ullstein, Berlin 2026; 96 S., 16,- €, als E-Book 13,99 €

Emmanuel Carrère: Kolchose. A. d. Franz. v. Claudia Hamm; Matthes & Seitz, Berlin 2026; 512 S., 28,- €, als E-Book 23,99 €

PRAG VON UNTEN

Das Haus von Jáchym Topol hat eine Luke, die in eine schier endlose Gewölblandschaft führt. Wo der tschechische Schriftsteller als Kind spielte, versteckten sich die Dissidenten. KATHARINA TEUTSCH hat mit ihm über seinen neuen Roman und die neue Angst vor den Russen in seinem Land gesprochen

Unterhalb der Burg, zwischen Souvenirshops und Touristenfallen, hat Jáchym Topol die Tür zu seinem Haus in der Prager Altstadt weit geöffnet, damit ich nicht daran vorbeilaufe. Ich laufe trotzdem daran vorbei, weil ich mir nicht vorstellen kann, dass dies nicht der Eingang zu einem Gruselkabinett ist, für das ich Eintritt bezahlen soll. In der Hausnummer 16, gleich daneben, streckt ein plastinierter Kerkerinsasse seine Arme in zerlumpten Ärmeln aus dem vergitterten Kellerfenster. Will wohl heißen: Taucht ein in die Verliese des Mittelalters, und gruselt euch bei einem guten tschechischen Bier!

Gleich neben diesem *deep human drama* der Vormoderne also steht das Haus Nummer 17, dessen geöffnete Tür nun den Blick auf ein ebenfalls höchst düsteres Interieur gewährt. Topols Vater, der Dramatiker Josef Topol, hat das schmale Stadthaus im *annus horribilis* 1968 gekauft, und dort, unterhalb der Burg, ist Jáchym zusammen mit seinem Bruder Filip, dem einstigen Punkrock-Ikone des tschechischen Underground, aufgewachsen. Inzwischen hat mich der heute wahrscheinlich bekannteste lebende Literat aus Prag an meinem suchenden Blick erkannt und ellig zu sich heringewinkt.

Leicht fähig und ohne jede Überleitung führt er mich schmale Holzstiegen hinauf und hinab, zeigt dabei hierhin und dorthin, auf Büsten und Gemälden, mittelalterliche Schwerter und Jesus-Figuren am Kreuz. Er verbringe sein Leben damit, hier zu putzen, sagt er verzweifelt. Das glaubt man gern, denn auch edler Trödel setzt Staub an und fordert ständige Aufmerksamkeit: Behalten oder weggeben? Verschenken oder verkaufen? Alles so lassen oder alles ändern? »Sie könnten ein Museum daraus machen«, schlage ich vor. »Ich hasse Touristen!«, sagt er.

Vater Topol, der berühmte Dissident, ist 2015 in diesem Haus gestorben. Jahre später starb auch dessen langjähriger Mitbewohner, ein tschechischer Ballettmeister von Rang, dessen Schuhe noch fein säuberlich aufgereiht in einem Schrank stehen. Jetzt ist das Haus unbewohnt. Meistens jedenfalls. Hier nämlich hat Jáchym seinen neuen Roman geschrieben. Unter dem strengen Blick von Topols Großvater, der ebenfalls Schriftsteller war, weswegen seine maßstabsgetreue Büste auf der barocken Anrichte neben einer prähistorischen Schreibmaschine thront: schwarz und streng.

Ein Haus wie ausgedacht, eingeklemmt zwischen Karlsbrücke und Hradschín, zwischen Mittelalter, Barock und Sozialismus – vielleicht wurde genau hier die Charta 77 ausgearbeitet, das Manifest der tschechoslowakischen Bürgerrechtsbewegung, an deren Formulierung Topols Eltern beteiligt waren. Es sei eine rüddige Gegend gewesen damals, sagt Topol, ein Ort unter

ständigem Konspirationsverdacht. Als wir die schmiedeiserne Luke im Steinboden aufwuchten, erstreckt sich eine schier endlose Gewölblandschaft unter uns. Keller jedenfalls wäre ein unpassendes Wort.

Hier, in dieser Ecke, sagt Topol und zeigt auf eine zubetonierte Aussparung in der Wand, sei früher ein Gang gewesen. Der habe die Burg mit dem Viertel verbunden, und als Kinder hätten sie dort gespielt. Die Staatsmacht sei dann irgendwann dazu übergegangen, die Stollen zuzuschütten. Die Angst vor Spionen, raunt Topol verschwörerisch, sei groß gewesen. Und alles sei im Prinzip noch da, doch wer wolle die zugeschütteten Gänge schon wieder öffnen? Und wozu?

Dieser Frage geht der neue Topol-Roman im übertragenen Sinne nach. Denn seine Protagonisten sind die Dissidenten von damals, heroische Künstlertypen der ersten und der zweiten Generation. Die Autoren der Charta und deren Unterzeichner, zu denen, als Teenager, auch Topol gehörte, was nicht ohne Konsequenzen für ihn blieb: Er durfte nicht studieren und verbrachte einige Zeit in der Psychiatrie. Heute verwaltet er das Erbe dieser einstigen Helden, zu denen er irgendwann auch selbst gehörte. Und er tut dies inmitten einer durch und durch neoliberalen Dienstleistungsgesellschaft, deren perverseste Ausprägung wahrscheinlich das touristische Zentrum der Prager Altstadt ist.

In Topols Roman gibt es eine Szene, die vermutlich in der Nummer 16, also im Nachbarhaus mit dem Gefangenen im Kellerfenster, spielt: Die Hauptfigur des Romans, ein Journalist mit dissidentischer Vergangenheit und einem Hang zu Kneipentouren, landet in einem Mittelalter-Themenkeller unterhalb der Prager Burg. Dort wird er – in der deutschen Übersetzung von Eva Profusová – auf Mittelhochdeutsch begrüßt von einem Kellner im Kerkerlook: »Aus dem trüben, funzeligen Licht des Ausschanks taucht ein älterer Riese auf. Ausgemergelt wie beim Freigang aus dem Hungerturm, ein ordentlicher Buckel dazu. Angetan ist der mittelalterliche Mensch mit einem Kettenhemd. ›Willst du ein Bier, du Hundsfort!‹, krächzt das Individuum. ›Hock dein Borstenarsch, wo's dir beliebt!«

Die Hauptfigur folgt dieser Aufforderung mit Vergnügen. Sobald Alkohol fließt, ist Tomáš gerne bereit, seine Probleme mit Nachsicht zu betrachten. Seine Frau hat ihn raus-

geschmissen, er hat einen McToo-Skandal an der Backe, verliert seinen Job bei einer Prager Zeitung, und sein Sohn will nichts mehr von ihm wissen. Tomáš setzt sich also hin. »Sein Bier kommt gleich, von einer quetschfideln, in dieser Ecke,« wundert sich Tomáš. »Sicher, wir bereiten uns aber auf die touristische Invasion vor. Sofern nicht eine andere erfolgt, lacht der Angesprochene, und die Metallmaschen an seinem Körper summen.«

Die Invasion, von der hier die Rede ist, steckt in Tschechien vielen noch in den Knochen. Dass die Russen bald wieder einmarschieren könnten, ist ja auch kein ganz abwegiges Szenario. Traumatische Erinnerungen weckt es zumindest bei denen, die den Kampf gegen die Sowjetunion nach dem Schlüsseljahr 1968 zu ihrer Lebensaufgabe und auch zu ihrer Lebenserzählung gemacht haben. Zu ihnen gehören Jáchym Topol und Tomáš, sein Held.

Der ist allerdings auch einer, der sich im Anfang schizig gut eingerichtet hat in der erkämpften Westbindung. Er schreibt für ein anerkanntes tschechisches Blatt, ist seit Jahren mit einer Akademikerin namens Fiona verheiratet und hat einen Sohn, den er liebt. In der Zeitungsredaktion treiben sich ein paar Urgesteine aus alten Dissidententagen herum, was das moderne Arrangement in einen erklärenden historischen Nebel hüllt. Darunter Onkel Orloj, bei dem Tomáš als kleiner Junge schon während eines Steinwurf-Attentats huckepack mithopeln durfte. Orloj verkörpert im Roman die Generation von Václav Havel, der ein Freund von Topols Eltern war.

»Eine Zeitlang war Orloj omnipräsent gewesen!«, heißt es im Roman, »er war ein mitreißender Redner, doch irgendwann hatte sich sein wilder Stil, ganz in der Manier des Undergrounds, überlebt. Der Barde in ausgeleiertem Jackett mit Riesentaschen, in denen Bücher steckten, ein Outfit, in dem er, unter dem gnadenlosen Spott seiner jungen Zuhörerschaft, sogar Vorlesungen hielt, dieser Mensch machte sich nicht rechtzeitig klar, dass all das Zerklüftete und Verwitterte, das er zur Schau stellte, um seine höhere geistige Energie zu beweisen, nicht mehr wert trug.«

Man sieht ihn vor sich, diesen immer etwas ungepflegten Helden, dem Jáchym Topol hier einen letzten wirklich großen Auftritt verschafft. Orloj, der, hochbetagt, gerade noch einmal Vater geworden ist, plant einen effektvollen politischen Anschlag auf den russophilen (heu-

Leute stehen darauf, so angedredet zu werden, wissen Sie? Und die da, die ist meine beste Studentin, sie kann die Besucher in fünf Sprachen traktieren.« Mit dem Kinn deutet er auf das dralle Mädel am Tresen. »Hier ist aber niemand!«, wundert sich Tomáš. »Sicher, wir bereiten uns aber auf die touristische Invasion vor. Sofern nicht eine andere erfolgt, lacht der Angesprochene, und die Metallmaschen an seinem Körper summen.«

Die Invasion, von der hier die Rede ist, steckt in Tschechien vielen noch in den Knochen. Dass die Russen bald wieder einmarschieren könnten, ist ja auch kein ganz abwegiges Szenario. Traumatische Erinnerungen weckt es zumindest bei denen, die den Kampf gegen die Sowjetunion nach dem Schlüsseljahr 1968 zu ihrer Lebensaufgabe und auch zu ihrer Lebenserzählung gemacht haben. Zu ihnen gehören Jáchym Topol und Tomáš, sein Held.

Der ist allerdings auch einer, der sich im Anfang schizig gut eingerichtet hat in der erkämpften Westbindung. Er schreibt für ein anerkanntes tschechisches Blatt, ist seit Jahren mit einer Akademikerin namens Fiona verheiratet und hat einen Sohn, den er liebt. In der Zeitungsredaktion treiben sich ein paar Urgesteine aus alten Dissidententagen herum, was das moderne Arrangement in einen erklärenden historischen Nebel hüllt. Darunter Onkel Orloj, bei dem Tomáš als kleiner Junge schon während eines Steinwurf-Attentats huckepack mithopeln durfte. Orloj verkörpert im Roman die Generation von Václav Havel, der ein Freund von Topols Eltern war.

»Eine Zeitlang war Orloj omnipräsent gewesen!«, heißt es im Roman, »er war ein mitreißender Redner, doch irgendwann hatte sich sein wilder Stil, ganz in der Manier des Undergrounds, überlebt. Der Barde in ausgeleiertem Jackett mit Riesentaschen, in denen Bücher steckten, ein Outfit, in dem er, unter dem gnadenlosen Spott seiner jungen Zuhörerschaft, sogar Vorlesungen hielt, dieser Mensch machte sich nicht rechtzeitig klar, dass all das Zerklüftete und Verwitterte, das er zur Schau stellte, um seine höhere geistige Energie zu beweisen, nicht mehr wert trug.«

Man sieht ihn vor sich, diesen immer etwas ungepflegten Helden, dem Jáchym Topol hier einen letzten wirklich großen Auftritt verschafft. Orloj, der, hochbetagt, gerade noch einmal Vater geworden ist, plant einen effektvollen politischen Anschlag auf den russophilen (heu-

tigen Ex-)Präsidenten Milo Zeman. Ebenfalls von der Idee politischer Gewalt überzeugt ist inzwischen Söhnchen Jeroným, das neuerdings einen jungen Mann aus Belarus an seiner Seite hat. Zusammen planen diese beiden eine Selbstverbrennung im Stile des großen 68er-Märtyrers Jan Palach. Natürlich, so viel darf über dieses so ernste wie alberne Buch verraten sein, werden beide Anschläge vereitelt. Wie das geschieht, das ist allerdings ganz großer Schelmen-Slapstick.

Tote gibt es trotzdem in diesem Roman. Ein aus einer unseligen deutsch-tschechischen Kriegsverbindung hervorgegangenes Brüderpaar, in der Nachwendzeit berühmt geworden mit Diktaturaufarbeitungs-Kunst aus dem Osten, feiert auf dem globalen Kunstmarkt Erfolge mit selbstgeißlerischen Aktionen zur Flüchtlingskrise. (Nicht nur die alten Dissidenten, auch die moralsüchtige Gen Z bekommt hier ihr Fett weg.) Als die Brüder von der großen Leere heimgesucht werden, reißt in ihnen der Wunsch, etwas Sinnvolles zu tun.

Dieses Sinnvolle ist dann ein freier Kunstraum in der bedrohten Ukraine. Der wird allerdings mit der Annexion des Donbass schon bald in einen russischen Folterknapst umgebaut. Eine Romanfantasie, frei nach Stanislaw Assejew, der zwei Jahre im Foltergefängnis Isolyatsiya in Donezk eingesperrt hat, wovon sein Buch *Heller Weg, Donezk* handelt. Das, was im Roman also als parodistisch schrille Übertreibung erscheint, hat eine reale Vorlage. Verzweifelt lacht man mit den Romanhelden, weil die Wahrheit wie eine theatralische Rache an der Fantasie und wie eine zynische Absage an die alte Idee politischer Rebellion durch Kunst erscheint.

Schließlich landen die beiden tschechischen Idealisten selbst im Foltertrakt. Nur knapp überleben sie das Grauen. Eine große allerletzte Performance samt Selbstopfer in einem böhmischen Schloßchen mit NS-Vergangenheit hat das Zeug, die Helden des antirussischen Widerstands, also Orloj, Tomáš und die anderen, nachhaltig zu verstören. Ob er selbst auch Angst habe, frage ich Jáchym Topol. Natürlich habe er Angst, sagt er. Wer 1968 erlebt hat, könne heute nicht ruhig bleiben.

Während der Kellerbesichtigung zieht Topol einen alten Kartoffelsack aus dem Staub. Er ist gefüllt mit Büchern, die noch aus der Zeit des Sozialismus stammen. Es sei eine Schande, aber die brauche doch heute wirklich niemand mehr. Der Schriftsteller holt ein paar russische Klassiker aus dem Sack, die seinem Vater gehörten, aber auch die winzige Ausgabe eines Autors namens Thomas Mann. »Hier!«, sagt Jáchym Topol. »*Tod in Venedig* auf Tschechisch, wollen Sie es mitnehmen – zur Erinnerung?«



Böse Politiker sind solche, die das »moralische Menschsein« leugnen

Das Böse beim Namen nennen

Die Philosophin Susan Neiman geißelt die Gier, die Härte und den Zynismus der politisch Mächtigen und fordert eine für alle gleich geltende Moral. Leider misst sie aber selbst nicht immer mit dem gleichen Maß

VON THOMAS ASSHEUER

und Feind aufleitet; böse sind Politiker, die das moralische Menschsein leugnen, also die Möglichkeit sterblicher Wesen, über ihr natürliches Selbstinteresse hinauszugehen. Böse ist der Glaube, nur Eigennutz treibe uns an, während alle anderen Motive reiner Schwindel seien. Und böse ist es, wenn Stephen Miller, der Stellvertretende Stabschef im Weißen Haus, die Macht über das Recht stellt: »Wir leben in einer Welt (...), in der das Starke herrscht, in der die Gewalt herrscht, in der die Macht herrscht. Das sind die eisernen Gesetze der Welt seit Anbeginn.«

Im Licht dieser Kategorien führt Trump im Nahen Osten einen »bösen« Krieg, genauso wie sein Nachahmer Benjamin Netanyahu. Neiman, die ausdrücklich als sozialdemokratische Jüdin schreibt, zitiert den israelischen Politiker Avraham Burg: »Nichts von dem, was Israel Gaza angetan hat, konnte die Massaker vom 7. Oktober rechtfertigen, und nichts von dem, was die Hamas am 7. Oktober getan hat, rechtfertigt Israels Krieg gegen Gaza.« Das israelische Militär, so Neiman, habe mehr Bomben auf Gaza abgeworfen, als im Zweiten Weltkrieg auf London, Dresden und Hamburg gefallen sind. Mehr als 70.000 Menschen starben, davon 20.000 Kinder und Jugendliche. Die Empörung über Netanjahus Kriegsverbrechen speise sich aber nicht nur aus den ungeheuren Opfer-

zahlen; sie speise sich zugleich aus der Tatsache, dass Israels Regierung den Holocaust »geklopert« habe, um die Zerstörung von Gaza zu rechtfertigen. Und niemand im »humanistischen« Westen (»Menschenrechte!«) habe sie daran gehindert.

Für die Behauptung, der Westen habe immer wieder seine Werte missachtet, mangelt es nicht an Beweisen. Doch warum duldet die Gesellschaft den Verrat? Wirkt das Gift, das rechte Medien, rechte Thinktanks und rechte Tech-Lords absenden? Für Neiman, die an ihr 2004 erschienenes Buch *Das Böse denken* anknüpft, greift diese Erklärung zu kurz. Für sie sind es die Normen des Wirtschaftssystems, die »böse« Wirkungen entfalten, es ist die legalisierte Habgier, überhaupt die Verklärung von Selbstsucht, Rücksichtslosigkeit, Profitmaximierung und gnadenloser Konkurrenz.

Mit der ihr eigenen Impertinenz durchdringe die ökonomische »Moral« das stitliche Gewebe der Gesellschaft, sie kolonisiere das »Gefühlsleben« des Einzelnen und ertränke alternative Verhaltensweisen in den eiskalten Wassern egoistischer Berechnung. Und dann beseitige Trump auch noch jene Gesetze, die das kapitalistische Rattenrennen abmildern sollen: Der Imperialismus zerrüttert jene Brandmauer, die bürgerliche Philosophen wie Adam Smith einst zwischen Moral und Geld errichtet hatten.

Neimans These, der Aufstieg der Rechten verdanke sich einer zweifachen Deregulierung, einer moralischen Enthemmung sowohl in der politischen als auch in der ökonomischen Kultur, ist höchst anregend und eröffnet neue Einsichten jenseits einer bloß soziologischen Erklärung. Ein Problem ist die Überdehnung ihres Leitbegriffs; die marktradikale Ego-Shooter-Mentalität (»Unterm Strich zähle ich!) ist zwar ein Übel, aber ist sie böse? Unverständlich ist Neimans Bemerkung, nach all den US-Völkermordbrüchen könne der Einmarsch in die Ukraine durch den Zyniker Putin am Ende »mehr historische Legitimation beanspruchen (...) als Bushs Einmarsch in den Irak«. Plausibel hingegen ist ihr Ärger über eine postkoloniale Linke, die universalistische Ideale als Etikettenschwindel weißer Siedlerkolonialisten verachtet. Umso erstaunlicher ist es dann aber, dass sie kein Wort über die Bösartigkeit verliert, mit der einige Linke das Massaker der Hamas am 7. Oktober 2023 »als heldenhaften Widerstand« bejubelten. Seit diesen Reaktionen ist die globale Linke gespalten, und genau diese Spaltung scheint Neiman zu fürchten. Denn alle, denen die Demokratie am Herzen liege, müssten nun eine Allianz gegen rechts bilden, ein Bündnis gegen die Niedertracht, gegen den Faschismus – gegen das Böse. Nach »wie seit 1932 hatten wir eine Volksfront so nötig wie heute«.

Rebecca Solnit: Höllenparadies. Warum der Mensch besser ist, als wir glauben; a. d. Engl. v. Nina Frey; Die Andere Bibliothek, Berlin 2026; 456 S., 28.– €, als E-Book 16,99 €

Foto: Michael Schmitt/DFP, dpa

Sie wusste genau, was sie tat

Wie die Afroamerikanerin Rosa Parks sich nicht für Weiße erhob – und zur Ikone wurde

VON MAGDALENA INOU

Rosa Parks ist einer dieser Namen, auf die man in Sammelbänden stößt: zu Rebellen, zu Aktivistinnen und zu Frauen, die Geschichte schrieben. Und auch in der Schule lernt man früh: Da gab es die Rassentrennung in den USA, Rosa Parks hat sich dagegen gewehrt und damit die Bürgerrechtsbewegung ins Rollen gebracht. Man kennt das Foto von ihr im Bus, die Hände im Schoß, den Blick aus dem Fenster. Weniger bekannt ist allerdings, was bis zu diesem Moment geschah. Das erzählt Rosa Parks in ihrer Autobiografie *Meine Geschichte*, die nun, über 30 Jahre nach ihrem Erscheinen, erstmals ins Deutsche übersetzt wurde.

Am 1. Dezember 1955 saß Parks also in einem Bus in Montgomery, Alabama, auf einem der mittleren Sitze. Das waren Plätze ohne feste Zuweisung nach Hautfarbe, die aber auf Anweisung des Fahrers von Schwarzen Fahrgästen für weiße geräumt werden mussten. (Das Adjektiv *Schwarz* wird hier wie im Buch im Sinne einer politischen Selbstbezeichnung großgeschrieben.) Als der Fahrer Parks aufforderte, aufzustehen, weil ein weißer Mann sich setzen wollte, blieb Parks sitzen. Drei andere Schwarze Fahrgäste standen auf. Parks nicht. Der Fahrer rief die Polizei. Sie wurde verhaftet.

In der kollektiven Erinnerung hat sich daraus das Bild einer älteren Frau destilliert, die, erschöpft nach einem langen Arbeitstag, einfach zu müde war, um noch einmal nachzugeben – ganz so, als wäre ihr Widerstand kein bewusster politischer Akt gewesen, sondern ein Mangel an Kraft. Dieses Bild hält sich bis heute. Parks selbst wies das zeitweilen und so auch in ihrer Autobiografie zurück: »Die Leute sagen, ich hätte meinen Platz nicht freigegeben, weil ich müde war, aber das stimmt nicht. Ich war nicht alt, obwohl manche Leute das Bild einer alten Frau im Kopf haben. Ich war zweiundvierzig. Nein, ich hatte es einfach satt, nachzugeben.«

Parks, aufgewachsen in der Nähe von Montgomery hatte den Weg zum Aktivismus durch ihren Mann Raymond Parks gefunden. Zum Zeitpunkt ihrer Verhaftung war sie bereits seit Jahren Sekretärin der NAACP, der National Association for the Advancement of Colored People – der ältesten und einflussreichsten Bürgerrechtsorganisation der USA. 1954 hatte die NAACP den Fall »Brown v. Board of Education« vor den Obersten Gerichtshof der USA gebracht und gewonnen: Rassentrennung an Schulen war fortan verfassungswidrig. Schwarze und weiße Kinder durften, oder mussten, zusammen unterrichtet werden. In den Bussen von Montgomery aber blieb alles, wie es war. Schwarze machten dort 75 Prozent der Fahrgäste aus, dennoch hatten sie für Weiße aufzustehen.

Die NAACP verfolgte schon länger den Plan, die Rassentrennung in Bussen gericht-

lich anzufechten – ähnlich wie es bei den Schulen gelungen war. Dafür brauchte es eine Klägerin, die vor Gericht und in der Öffentlichkeit schwer anzugreifen war. Neun Monate vor Parks hatte Claudette Colvin, damals 15 Jahre alt, in Montgomery ihren Sitz ebenfalls nicht geräumt und war verhaftet worden. Die NAACP prüfte, ob sie für diesen Musterprozess taugte, entschied sich aber aus mehreren Gründen dagegen: Colvin war jung, außerordentlich schwanger, und sie war um einiges dunkler als Parks. Das Phänomen, das dahintersteht, hat die Schriftstellerin Alice Walker 1982 als *colorism* beschrieben. Es handelt sich dabei um Diskriminierung innerhalb einer bereits diskriminierten Gruppe, allein aufgrund des Hauttons. Je dunkler eine Schwarze Person, desto mehr Vorbehalte schlagen ihr entgegen. Sowohl Parks als auch der NAACP war bewusst, dass die perfekte Klägerin im besten Fall einen helleren Hautton haben sollte, um von Weißen ernst genommen zu werden.

Rosa Parks pastete perfekt zur Strategie: Sie war verheiratet, hatte einen Schulabschluss, hellere Haut als Colvin und war respektiert genug, um schwer angreifbar zu sein. Die NAACP erkannte, dass ihre Verhaftung öffentlich gemacht werden musste.

In ihrer Autobiografie legt Parks großen Wert darauf, dass die gesellschaftspolitische Chance, die sich durch ihre Verhaftung eröffnete, das Ergebnis jahrelanger Organisationsarbeit war. Eine Gruppe Schwarzer Frauen hatte schon 1953 dem Bürgermeister von Montgomery eine Liste rassistischer Vorfälle vorgelegt, ohne Reaktion. Daraufhin arbeiteten diese Frauen konkrete Boykottpläne aus. Als Parks verhaftet wurde, lagen die schon in der Schublade.

Was folgte, war also der »Montgomery Bus Boycott«. 381 Tage lang führen Schwarze Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt nicht mit dem Bus. Sie gingen zu Fuß, organisierten Fahrgemeinschaften, erhielten den wirtschaftlichen Druck aufrecht. Das Ausbleiben der Schwarzen Fahrgäste traf die Busgesellschaft empfindlich. 1956 erklärte der Oberste Gerichtshof die Rassentrennung in Bussen schließlich für verfassungswidrig.

Rosa Parks erzählt ihre *Geschichte*, die sie gemeinsam mit dem Autor Jim Haskins verfasst hat, chronologisch und in der ersten Person. Anekdotisch, ohne Beschönigung, mit einer Nüchternheit, die den Schmerz und die Gewalt dieser Zeit umso schwerer wiegen lässt. Die Übersetzerin Sonja Bonin bleibt nah an dieser sprachlichen Kargheit. Dass dabei rassistische Begriffe, insbesondere das N-Wort, in der direkten Rede unverändert und unübersetzt bleiben, ist konsequent (der Verlag weist in einer editorischen Notiz zu Beginn des Buches darauf hin). Auch Parks hat selbst nie eine bereinigte Version ihrer Geschichte erzählt.

Rosa Parks/Jim Haskins: *Meine Geschichte*. A. d. Engl. v. Sonja Bonin; mit einem Vorwort von Alice Hasters; Unionsverlag, Zürich 2026; 192 S., 24,- €, als E-Book 19,99 €

In der Sahara wurde sie glücklich

Blumenkind, Weltenbummlerin, Idol in ganz Ostasien: Die Storys der Chinesin Sanmao wurden millionenfach gelesen

VON GREGOR DOTZAUER

Um als erste Entdeckungsreisende die Sahara zu durchqueren, kam sie unweigerlich zu spät. Die Schweizer Abenteuerin Isabelle Eberhardt hatte Sanmaos Traum schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts verwirklicht, und die Engländerin Gertrude Bell war unter arabischen Himmeln zur Wüstenkönigin gekrönt worden. Die Rolle einer Pionierin gebührt Sanmao dennoch. Alles an ihr war ungewöhnlich: die chinesische Herkunft, die Umbruchszeit, in die sie geriet, und der mal komische, mal unheimliche, mal aufwühlende Ton ihrer *Geschichten aus der Sahara*, die es, in der bündigen Übersetzung von Karin Betz, nun endlich auch auf Deutsch gibt.

1943 als Chen Maoping in Chongqing geboren und ab 1948 in Taiwan aufgewachsen, lebte sie ihren Landeuten eine Ungeborgenheit vor, mit der sie in ganz Ostasien zum Idol wurde. Ihre zunächst meist in den *United Daily News* aus Taipeh erschienenen Storys wurden in Buchform zum Millionenerfolg, und ihre charismatische, oft blumenkindhaft anmutende Erscheinung lieferte das Bild zum literarisch erschaffenen Mythos.

Als Sanmao 1973 im westsaharischen El Aaiún ankam, einer Siedlung, die in den letzten Zügen der spanischen Kolonialherrschaft lag, forderte sie ihren unruhigen Geist heraus wie nie zuvor. In Madrid hatte sie Spanisch gelernt, in Berlin ein Zertifikat als Lehrerin für Deutsch als Fremdsprache erworben und an der University of Illinois in Urbana-Champaign als Bibliothekarin gearbeitet. »Früher, in der Zivilisation«, bekennt Sanmao, »war mein Leben zu komplex, nie hatte ich das Gefühl, andere Menschen gingen mich etwas an. Aber hier, in dieser Einöde, wo immerfort ein erbarungsloser Wind über das trockene Land fegt, rührt mich schon der Anblick eines Grashalms oder ein Taupropfen am Morgen zutiefst, ganz zu schweigen von einem menschlichen Wesen.«

Darin steckt sicher mehr Selbsttherapie als ethnologisch reflektierter Neugier. Mit ihren Vorstellungen von Gesundheit und Hygiene empfand Sanmao sicher auch ein Stück Überlegenheit, das sie als mit Aspirin ausgestattete Medizinfrau auch auskostete. Der westliche Hochmut, den einige von Josés Kollegen empfanden, war ihr aber zuwider. Sie wollte die blutigen Hintergründe der Feindschaft zwischen Kolonialherren und Sahrauis verstehen. Die Hippies im benachbarten Marokko hatten sich einen solchen Sinn für reale Spannungen längst weggekiff.

Sanmao zupackende Erzählerinnenstimme, ihre leichtfüßigen Dialoge, ihr dramaturgisches Geschick und ein Set wiederkehrender Figuren entwerfen das farbige Bild einer Zeit, die der Lust an der Entfremdung noch etwas zu bieten hatte.

Die *Geschichten aus der Sahara* erobern den fremden Alltag in sich konzentrisch

ausdehnenden Kreisen. Die erste Bekanntschaft mit den indigenen Sahrauis macht Sanmao durch ihren gutherzigen Vermieter und dessen schöne Tochter Gueiga, und sie setzt sich fort in ihren Begegnungen mit den Nomaden. Der Kampf ums eigene Heim für das sie Möbel aus Sängen bruchsteht. Dennoch hat der empathische und zudem packend präzise schreibende Autor weder auf das kritische Begriffsbesteck seiner Zufut verzichtet noch sich jemals von Großbegriffen einlullen lassen. Um Garton Ashs intellektuelle Vorgeschichte zu wissen, kann nicht schaden, denn auch in seinem aktuellen Buch bleibt 1989, wenigleich ohne nostalgische Patina, ein entscheidender Bezugspunkt.

Europa in 7½ Kapiteln ist für eine jüngere Leserschaft geschrieben, die sogar geduldet, jedoch nicht wohlfeil angekumpelt wird; einen »Tiktok-tauglichen Überblick« werde er auf dem gemeinsamen Parcours nicht liefern, stellt Garton Ash gleich zu Beginn klar. Mag auch die Einladung zu »einem gemeinsamen Mittagessen« mit dem namenlosen Leser oder der Leserin ein wenig forciert wirken und der Verweis auf das europäische Glück, ganz einfach von Lissabon nach Tallinn von Demokratie zu Demokratie fliegen zu können, an eine Werbebroschüre erinnern: Das Helle, Ermutigende ist hier stets grundiert von der Präsenz des Bedrohlichen, das ja keineswegs allein in der 1989 überwunden geglaubten Vergangenheit siedelt.

Am Ende der kursorisch-kompakten Raum-und-Zeit-Reise, die durch das geografische, historische, kulturelle, politische, imaginäre und heutige Europa führt, sitzt man nämlich in einem Restaurant, in dem trotz schicken Interieurs und digitalen QR-Code-Bestellungs-Schnickschnacks das Atavistische potenziell tödlich präsent ist: Der Ort des Lunches befindet sich im ukrainischen Charkiw nahe der Front, und das nahe gelegene Hotel verfügt als Schutz vor den aus verschiedenen ex-sowjetischen Teilrepubliken stammenden Drohnen- und Raketenangriffen über unterirdische Zimmer mit dicken Betonwänden. Timothy Garton Ash war nach seiner Emeritierung als Professor in Oxford als Reporter auf dem Kontinent unterwegs, muss sich solches Wissen nicht ergoogeln. Die existenzielle Dringlichkeit, mit der er seine Erfahrungen weitergibt, benötigt keine Anleihen bei künstlich dramatisierender Rhetorik.

Im Bemühen, eben nicht als allwissender Erklär-Onkel zu erscheinen, versagt sich der versierte Ironiker sogar die naheliegenden Seitenhiebe auf jene wüste Europa-Ablehnung, die nicht nur von den Rechtsaußen-Parteien zelebriert wird, sondern längst auch Bestandteil der postkolonialen Linken ist, die sich gegen einen vermeintlich eurozentrischen Universalismus richtet. Insistierend auf Diskursen und im ungebrochenen Vertrauen auf

Sanmao: *Geschichten aus der Sahara*. A. d. Chin. v. Karin Betz; Matthes & Seitz, Berlin 2026; 400 S., 32,- €, als E-Book 27,99 €

Eigentlich ganz nett hier

Timothy Garton Ash schreibt eine Liebeserklärung an Europa und ignoriert dabei ein paar Probleme

VON MARKO MARTIN

Wie kein anderer Zeithistoriker war der 1955 geborene Timothy Garton Ash gleichzeitig Chronist und Mitakteur der ostmittel-europäischen Freiheitsrevolutionen von 1989. Sein 1990 erschienenes Buch *Ein Jahrhundert wird abgewählt* bleibt unverzichtbar für das Verständnis jener Umbrüche. Dennoch hat der empathische und zudem packend präzise schreibende Autor weder auf das kritische Begriffsbesteck seiner Zufut verzichtet noch sich jemals von Großbegriffen einlullen lassen. Um Garton Ashs intellektuelle Vorgeschichte zu wissen, kann nicht schaden, denn auch in seinem aktuellen Buch bleibt 1989, wenigleich ohne nostalgische Patina, ein entscheidender Bezugspunkt.

Europa in 7½ Kapiteln ist für eine jüngere Leserschaft geschrieben, die sogar geduldet, jedoch nicht wohlfeil angekumpelt wird; einen »Tiktok-tauglichen Überblick« werde er auf dem gemeinsamen Parcours nicht liefern, stellt Garton Ash gleich zu Beginn klar. Mag auch die Einladung zu »einem gemeinsamen Mittagessen« mit dem namenlosen Leser oder der Leserin ein wenig forciert wirken und der Verweis auf das europäische Glück, ganz einfach von Lissabon nach Tallinn von Demokratie zu Demokratie fliegen zu können, an eine Werbebroschüre erinnern: Das Helle, Ermutigende ist hier stets grundiert von der Präsenz des Bedrohlichen, das ja keineswegs allein in der 1989 überwunden geglaubten Vergangenheit siedelt.

Am Ende der kursorisch-kompakten Raum-und-Zeit-Reise, die durch das geografische, historische, kulturelle, politische, imaginäre und heutige Europa führt, sitzt man nämlich in einem Restaurant, in dem trotz schicken Interieurs und digitalen QR-Code-Bestellungs-Schnickschnacks das Atavistische potenziell tödlich präsent ist: Der Ort des Lunches befindet sich im ukrainischen Charkiw nahe der Front, und das nahe gelegene Hotel verfügt als Schutz vor den aus verschiedenen ex-sowjetischen Teilrepubliken stammenden Drohnen- und Raketenangriffen über unterirdische Zimmer mit dicken Betonwänden. Timothy Garton Ash war nach seiner Emeritierung als Professor in Oxford als Reporter auf dem Kontinent unterwegs, muss sich solches Wissen nicht ergoogeln. Die existenzielle Dringlichkeit, mit der er seine Erfahrungen weitergibt, benötigt keine Anleihen bei künstlich dramatisierender Rhetorik.

Im Bemühen, eben nicht als allwissender Erklär-Onkel zu erscheinen, versagt sich der versierte Ironiker sogar die naheliegenden Seitenhiebe auf jene wüste Europa-Ablehnung, die nicht nur von den Rechtsaußen-Parteien zelebriert wird, sondern längst auch Bestandteil der postkolonialen Linken ist, die sich gegen einen vermeintlich eurozentrischen Universalismus richtet. Insistierend auf Diskursen und im ungebrochenen Vertrauen auf

Timothy Garton Ash: *Europa in 7½ Kapiteln*. A. d. Engl. v. Andreas Wirthensohn; Hanser, München 2026; 192 S., 20,- €, als E-Book 13,99 €

Wenn wir nur etwas friedfertiger würden

Mithu Sanyal ist gegen »Militarisierung«, denkt aber nicht über die deutschen Grenzen hinaus

VON ARTUR WEIGANDT

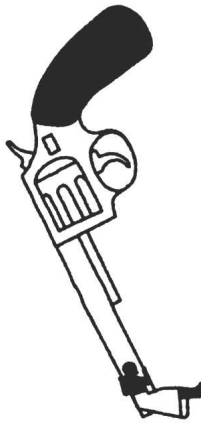
In der deutschen Debatte über Krieg und Frieden gibt es einen Reflex, der ehrenwert beginnt und in Blindheit endet. Er entspringt der besten Maxime, die dieses Land hervorgebracht hat – nie wieder Krieg von deutschem Boden – und ist zu einer Haltung geronnen, für die Militarisierung immer nur von uns selbst ausgeht, nicht aber von anderen. Der Blick richtet sich nach innen: auf die eigene Schuld, die eigene Aufrüstung, den eigenen Diskurs. Mithu Sanyals Buch *Nein. Gegen die Militarisierung der Gegenwart* folgt diesem Reflex auf vergleichsweise intelligente Weise. Sanyal, die auch schon als Romanautorin in Erscheinung getreten ist, argumentiert nüchtern: Sie beschreibt, wie immer weniger Kriege mit einem Siegfrieden enden, wie immer weniger verhandelt wird. Auch nimmt sie zweifelhafte Rechtfertigungsfiguren der deutschen Aufrüstung (der Börsenkurs von Rheinmetall, die Bundeswehr als »stärkte Friedensbewegung«) präzise auseinander. Leider bezahlt sie dafür mit Aussagen, die ihre gesamte Argumentation aushöheln.

Obwohl Sanyal doch auf die Gegenwart blickt, spart sie ausgerechnet die russische Militarisierung weitgehend aus. Sie schreibt zwar von einer Bedrohungslage und von »besetzten Gebieten«, nennt Putin auch den »Angreifer«, lässt es dabei aber bewenden. Es fehlt: wie Putin die russische Wirtschaft auf Krieg umstellte, wie eine ganze Gesellschaft ideologisch zur Mobilisierung umgebaut wird.

So stehen sich russische und ukrainische Soldaten bei Sanyal symmetrisch gegenüber: Beide sind Verlepte, beide Opfer. Dabei unterschlägt die Autorin, dass die russische Gesellschaft zur Eroberung mobilisiert wurde, die ukrainische zum Überleben. Es ist, als resultiere aus dem Grundsatz, dass jedes Menschenleben gleich wertvoll ist, auch die Gleichsetzung aller Kriege. In einem Angriffs-krieg wie jenem von Russland gegen die Ukraine nimmt eine solche Position aber Partei für den Aggressor. Sanyal bedauert zwar keinen absoluten Pazifismus, hält den russischen Machthaber auch nicht für einen »neuen Hitler«. In unserer übertriebenen Angst, behauptet Sanyal, würden wir uns nicht einmal dann sicherer fühlen, wenn Putin morgen Eishockeylehrer würde. Sicherheit, sagt sie, sei nun einmal kein Kräfteverhältnis, sondern ein Gefühl.

Was sie dabei wegwirft, sind militärische Tatsachen und die begründete Angst der Osteuropäer. Was wohl

Mithu Sanyal: *Nein. Gegen die Militarisierung der Gegenwart*; Hanser, München 2026; 224 S., 20,- €, als E-Book 13,99 €



»Wir waren an einem schlechten Ort«, sagt Timothy Garton Ash. »Wir wollen an einem besseren Ort sein. Und dieser bessere Ort heißt Europa«

Illustration: Pablo Amargó für DIE ZEIT

ANZEIGE

»Ein ebenso mitreißender wie anrührender Roman.«
Maike Alboth, Deutschlandfunk

»Wie Vowinkel beinahe live einen Gesellschaftsroman unserer Epoche schreibt, das ist phänomenal.«
Volker Weidermann, DIE ZEIT

2026 deutscher buch preis
Nominiert

Dana Vowinkel
Roman
Suhrkamp

Anton und Alma
Gebunden, 542 Seiten, € 28,-

»Die schönste Liebesgeschichte des Jahres.«
Tobias Rapp, DER SPIEGEL

ANZEIGE

VON DER AUTORIN DES WELTBESTSELLERS »Eine Frage der Chemie«

Manche Bücher erscheinen. Dieses wird erwartet.

AB 13. OKTOBER IM HANDEL

Peck & Garmus
Roman
PIPER

Peck & Garmus
Roman
PIPER

peiper.de/garmus



Foto: Markus Behrmann/Janischke

Das Beobachtete gilt es stets von späteren Deutungen zu trennen, »da zu jeder Epoche nur das allgemein gefällt, was dem herrschenden Glauben entspricht« (Alexander von Humboldt)

Niemals Angst haben, auch nicht vor Typen

Aus Wut auf die Gewalt der Männer trat Kathleen Hanna die Riot-Grrrl-Bewegung los und wurde zu ihrer Ikone. Nun erzählt sie ihre Geschichte und jene mit Kurt Cobain

VON SARAH PINES

Auf der Bühne wirkte Kathleen Hanna stets wie eine geschüttelte und dann überschäumende Flasche Sprudel, flirtend und flirtend zugleich. Sie trug kurze Tops und Bikinihöschen, die ihr Schamhaar zeigten. Es waren die Achziger-, dann die frühen Neunzigerjahre. Hanna war jung und lebte in Olympia, Washington. Wenn sie nach Hause ging oder auf dem Weg zu einem Diner war, passierte es ständig, dass Männer sie auf der Straße anquatschten: »Komm, steig ein!«, »Wohin gehst du denn?«, Manchmal hielten Autos neben ihr, und die Typen hinterm Steuer holten sich einen runter. Oder sie saß im Café und las, ein Mann kam und fragte: »Was liest du da?« Sie ignorierte ihn, er riss ihr das Buch aus der Hand und hielt es hoch: »Na, hol es dir doch.« Auch wenn Männer gelegentlich schöne Dinge zu ihr sagten, sie wollten nicht schmeicheln. Denn wenn sie auf ihre Avancen nicht einging, wurde sie als *bitch*, als Schlampe beleidigt. Und so wie Hanna fühlten sich viele junge Frauen, die »immer nur einen Schritt davon entfernt« waren, »irgendwo zu verschwinden.« Also entschied sie sich irgendwann, etwas dagegen zu tun, und wurde zur Mitgründerin einer Bewegung: Was für den Feminismus die dritte Welle war, waren für den Punk die Riot Grrrls. Und ihr größter Star war und ist Kathleen Hanna. Nun erzählt sie in ihrem großartigen Memoir *Rebel Girl* ihr Leben.

Rebel Girl beginnt mit der Kindheit von Kathleen Hanna, die 1968 geboren wird, in Portland, Oregon, und im vorstädtischen Maryland aufwächst, mit einem übergriffligen Alkoholiker-Vater und einer hilflosen Mutter. Die ältere Schwester zieht jung aus und heiratet früh. Die Familie zieht nach Olympia, Washington, wo gerade eine große Underground-Indierock- und DIY-Punk-Szene entsteht. Als Hanna volljährig wird, zieht sie aus und macht alles Mögliche: Sie studiert Fotografie und wird feministische Punk-Performance-Künstlerin. Dabei schöpft sie aus ihren eigenen Erfahrungen mit Sexismus. Um die Uni zu finanzieren, arbeitet sie als Stripperin, zeitweise dealt sie mit Marihuana, weil sie Geld für eine

Abtreibung braucht. Mehrere Male wird Hanna vergewaltigt, meist sind es Freunde oder Ex-Freunde. Sie berät ehrenamtlich Opfer männlicher Gewalt. Schon immer singt sie gerne und liebt Punk, auch die Klamotten dazu. Um Frauen zu ermutigen, sich auf der Straße nicht dumm anhängern zu lassen, verteilt sie Flugblätter. »Ich überlegte, ob ich ein Schreiben an Männer verfassen sollte«, schreibt Hanna, »früher, wie es sich anfühlt, ständig als Wichsvorlage herhalten zu müssen, selbst wenn man nur eben zum Laden an der Ecke will.« Sie tut es. Zusammen mit anderen jungen Frauen gründet sie die feministische Kunstgalerie Reko Muse, mit maßigem Erfolg, dann wird es besser. Aber nie, schreibt Hanna, fühlte sie sich so sehr in sich selbst aufgehoben wie beim Singen.

Dann kommt der Durchbruch: Bei einer ihrer Lesungen ermutigt die feministische Schriftstellerin Kathy Acker sie, eine Band zu gründen – ein Erweckungserlebnis. Hanna gründet verschiedene kleinere Bands, 1990 dann zusammen mit Tobin Vail und Kathi Wilcox die Punkband Bikini Kill, später Le Tigre. Nachts geht sie in Olympia mit Kurt Cobain aus und sprüht, komplett betrunken, »*Kurt smells like ten spirits*« auf die Zimmerwand des Sängers. Aus ihrem Graffiti macht Cobain einen der berühmtesten Roccingsongs der Musikgeschichte.

Vom Missbrauchsoffer zur Kriegerin und zum Racheengel: Hanna ist nicht offizielle Gründerin von Riot Grrrl, aber ohne sie und die Band hätte es diesen besonderen Moment des Feminismus wahrscheinlich nicht gegeben. Hanna schrieb *zines*, selbst verlegte, fotokopierte Zeitschriften, ein Mix aus ausgeschnittenen Bildern, geschriebenen oder getippten Gedanken, Kampfansagen. Der Begriff Riot Grrrl tauchte zuerst in dem von Tobin Vail herausgegebenen *zine Jigsaw* auf, in dem es um die bevorstehende »angry grrrl revolution« ging.

Lauflich ist Riot Grrrl eher ein Knurren denn ein Wort. Es war weniger eine straff organisierte Bewegung als eine Stimmung, ein Erwachen aus weiblichem Zorn und Solidarität, das die Musik-

szene in Olympia ergriff und von dort in die USA hinüberschwappte. Hanna sang von sexueller Gewalt und für Frauen, Mädchen mit verlornen Kindheit. »*That girl thinks she's the queen of the neighborhood / She's got the hottest tribe in town*« (also: »Dieses Mädchen da denkt, sie ist die Königin des Viertels / sie hat das heißeste Rad der Straße!«), sang sie 1993 im Song *Rebel Girl* und erklärte diesem stolzen Girl dann ihre Freundschaft. Punk sollte jungen Frauen gehören, die Welt dazu auch. Den Riot-Grrrl-Look gibt es bis heute: kurzer Rock, T-Shirt mit feministischem Polit-Statement, unrasierte Intimbhaarung, kurz geschnittener Pony mit der Botschaft: Meine Kindheit gehört mir. »Diese Gesellschaft will nicht, dass wir Mädchen uns in irgendeiner Weise glücklich oder stark fühlen«, sagte Hanna in einem Interview einmal. »Sexy und eine starke Frau zu sein, ist eins der subversivsten Projekte überhaupt.«

Wenn junge Frauen ihr heute sagen, sie wollten die Zeit der Riot Grrrls zurück, so Hanna in *Rebel Girl*, antworte sie: Nein, die Zeit ist eine andere, macht was Besseres. Hanna schreibt ehrlich, direkt, ohne Lamento. Niemals Angst haben, das ist ihr Modus, die Dinge neu zu erschaffen. *Rebel Girl* ist kein Opferbericht. Männergegnat ist zwar da, wird aber abgestreift wie Fusseln auf dem Oberarm des Pullovers. Es wird stärker, das ist Hannas Botschaft. Einmal habe sie auf der Bühne »ein Gedicht über Inzest vorgetragen, zur Karaoke-Version von George Michaels *Father Figure*«, erzählt sie. »Ich spürte, dass den Leuten meine feministischen Inhalte unangenehm waren, aber das war mir egal. Vor Publikum aufzutreten, veränderte mich. Ich fing an, Räume wie eine Kriegerin zu betreten, nicht mehr wie ein Opfer.« Zu Beginn ihrer Konzerte rief sie: »Mädels, kommt nach vorn!« Lange kamen immer nur ein paar wenige in die erste Reihe, doch für die spielte sie. Heute machen das junge Musikerinnen auf der ganzen Welt, und Kathleen Hanna ist gerade mit Bikini Kill wieder auf Tour.

Der Weltentdecker als beinhardter Geologe

Alexander von Humboldt sah sich nie als Pionier und war es doch. Das zeigt nun auch ein bisher unveröffentlichter Aufsatz

VON JENS JESSEN

Alexander von Humboldt ist weltberühmt, aber wahrscheinlich vor allem durch die Unzahl der Straßen, der Gebirge, Gletscher und Ströme, der Bildungs- und Forschungsinstitutionen, die seinen Namen tragen. Nach grober Schätzung gibt es keinen Menschen, der mehr Orten auf der Welt seinen Namen leiht – aber nach einer ebenso groben Vermutung auch kaum eine historische Persönlichkeit, von der weniger bekannt ist, worauf eigentlich ihr Ruhm gründet. Das allgemeine Publikum wird mit Humboldt höchstens die abenteuerlichen Forschungsreisen verbinden, die ihn Anfang des 19. Jahrhunderts, größtenteils zu Fuß oder im Kanu, durch Lateinamerika und dort in undurchdringliche Dschungel und auf eisige Höhen führten.

Man muss sich aber der Unkenntnis nicht schämen, denn was der Mann trieb, war nicht naive Weltentdeckung, sondern Geologie als harte, nüchterne, zahlenbasierte und methodenkritische Wissenschaft. Wie skrupulös er vorging, zeigt schon die Vorrede zum ersten Band der *Kleineren Schriften* von 1853, die jetzt bei Klett-Cotta wieder aufgelegt worden sind, mit allen Skizzen und den zahllosen Tabellen des Originals. Er schreibt dort, dass er von seinen Aufsätzen nur ausgewählt habe, was noch nicht gänzlich wissenschaftlich überholt sei, er habe es auch nicht im Licht neuer Erkenntnisse überarbeitet, und zwar, »um das Beobachtete von den späteren Deutungen zu trennen«. Der Punkt ist ihm wichtig, er kommt mehrfach auf das Vergängliche und Zeitgestabhängige der wissenschaftlichen Erkenntnis zurück,

»da zu jeder Epoche nur das allgemein gefällt, was dem herrschenden Glauben entspricht«.

Das schreibt, wohlgemerkt, ein Forscher, der nicht mit Schätzungen und Vermutungen arbeitet, sondern mit den modernsten Messinstrumenten seiner Zeit, die für Temperaturen, chemische Zusammensetzungen und atmosphärische Verhältnisse verfügbar waren. Er sieht sich aber nicht als einsamen Pionier, sondern nur als Glied in einer Kette von Forschern, die seit dem 18. Jahrhundert die Geologie Südamerikas erkunden und es weiterhin tun werden – und damit will er auch »den relativen Unwerth der Arbeit bezeichnen«, »welche ich Ihnen heute vorlege«.

Wer in die *Kleineren Schriften* hineinliest, die jetzt unter den Titeln *Von Vulkanen und Gebirgen* (Band 1) und *Von Strömen und Ozeanen* (Band 2) erscheinen, wird also nichts (oder wenig) Unterhaltsames finden, sondern reine Wissenschaftsprosa, die härtesten, auch modernen Maßstäben kritischer Methodenreflexion standhält. Der erste Band ist noch von ihm selbst publiziert worden, der zweite von den Humboldt-Experten Oliver Lubrich, Thomas Nehrlisch und Moritz Ahrens aus dem nachgelassenen Material rekonstruiert worden, darunter der bislang unveröffentlichte Aufsatz *Über Strömungen*, der schon so etwas wie eine Ökologie der Weltmeere zu skizzieren versucht.

Auf uns Heutige wirkt der Ansatz elektrisierend – aber nach Humboldts eigenen Maßstäben wäre es kein Grund, den Aufsatz zu loben, nur weil er gerade dem »herrschenden Glauben« entspricht.

Alexander von Humboldt: Von Vulkanen und Gebirgen/Von Strömen und Ozeanen, Kleinere Schriften, Band 1 und 2, hrsg. v. Oliver Lubrich, Thomas Nehrlisch u. Moritz Ahrens; Klett-Cotta, Stuttgart 2026; 400 S./384 S., geb., illustriert, je 42,- €

Wer da nicht weiterliest, ist tot

Maxim Billers tieftrauriger und überraschend lustiger Roman über die Geschichte des Antisemitismus seit Abraham

VON VOLKER WEIDERMANN

Es war an einem schönen Sommerabend in einer Bar in der Torstraße in Berlin-Mitte. Maxim Biller hatte im großen offenen Strafenfenster gesessen, neben ihm die Schriftstellerin Anna Prizkau mit langem, rotlockigem Haar und die Verlegerin Lina Mazar. Es kamen immer mehr Gäste, Biller hatte glänzende Laune und Geburtstag, eigentlich immer überraschend und oft auch lustiger Roman. Zum Beispiel hat schon sehr lange kein Buch mehr so schnell, verrückt, genial begonnen wie dieses: »Wer, so wie ich, nicht an Gott glaubt, wundert sich, was für überraschende Ideen er manchmal hat. Die Öfen von Majdanek. Nagasaki. Der frierende Napoleon in Russland.« Wer da nicht weiterliest, ist tot.

Der Roman *Schwarze Samstage* erzählt die Geschichte des Antisemitismus von Abraham bis heute. Die Handlung setzt mit dem Entsetzen angesichts der Massaker des 7. Oktober 2023 an und folgt dem Leben hin der Frage, warum das Mitleid der Welt in der Folge schenbar fast ausschließlich der palästinensischen Seite gilt.

Es gab Wasser und Zitronenbier in blauen Flaschen. Wein hatte Biller verboten, obwohl sein Verlag, der das alles für ihn ausrichtete, natürlich auch gern Wein ausgeschenkt hätte. Aber Maxim Biller, der Alkoholskeptiker, hatte wohl Angst vor etwas zu ausgelassener Stimmung zu später Stunde. Und wer trinkt denn schon mehr als zwei Zitronenbier am Abend?

Der Roman *Schwarze Samstage* erzählt die Geschichte des Antisemitismus von Abraham bis heute. Die Handlung setzt mit dem Entsetzen angesichts der Massaker des 7. Oktober 2023 an und folgt dem Leben hin der Frage, warum das Mitleid der Welt in der Folge schenbar fast ausschließlich der palästinensischen Seite gilt.

Es wird die Geschichte der Gott-Findung Abrahams erzählt, der ersten Provokation, der Behauptung, dass es – wenn überhaupt – bestenfalls einen einzigen Gott gebe. Es wird die Geschichte des Aufwachsens des Protagonisten Ari im Hamburg der Siebzigerjahre und seiner Erfahrungen mit Antisemitismus erzählt. Die Geschichte des jüdischen Selbsthasses wird erzählt, des linken Antisemitismus anhand der Beispiele von Ulrike Meinhof und Erich Fried.

Und es wird die Erkrankung des Protagonisten Ari erzählt, »Morbis Gaza«

Maxim Biller: Schwarze Samstage, Roman eines Jahres; Kiepenheuer & Witsch, Köln 2026; 304 S., 24,- €, als E-Book 19,99 €

»Glaubst du, hier ist es besser?«

Dana Vowinckels »Anton und Alma« ist einer der großen Romane des Jahres. Es geht um die Liebe, um Klassenunterschiede und die Debatte um den 7. Oktober. Eine Begegnung am Wannsee

VON MAJA BECKERS

»Es fühlt sich komisch an, sich heute hier zu treffen«, sagt Dana Vowinckel. Wir stehen in der Liebermann-Villa am Wannsee. Es ist einer der ersten Herbsttage, der Garten blüht noch, der Wind ist schon kühl. Hierher zog sich der Maler Max Liebermann zurück vor dem Lärm der Stadt. Auch Vowinckel besucht die mittlerweile als Museum hergerichtete Villa gerne, wenn sie mal wieder aus der Stadt rausmus, und hat den Ort für unser Treffen vorgeschlagen. Sie wollte noch einmal hierher, bevor der richtige Trübel losgeht, den man im Herbst hat, wenn man ein derart erfolgreiches Buch schreibt.

Anton und Alma ist Vowinckels zweiter Roman und eine der großen Geschichten dieses Jahres. Er wird in den Feuilletons wie auf Social Media herumgereicht, steht auf der Shortlist für den Deutschen Buchpreis und hat die 30-Jährige zu einem der Jungstars gemacht, um die sich dieser Bücherherbst dreht. Jetzt also noch einmal an diesen hübschen Ort hier draußen. Aber heute fühlt es sich anders an für die gebürtige Berlinerin, die ungezählte Male hier war, um sich die Bilder im ersten Stock anzusehen oder im Garten einen Kaffee zu trinken. Am Tag zuvor hat Sachsen-Anhalt die AfD zur mit Abstand stärksten Kraft gewählt.

Und so stehen wir länger vor den historischen Infotafeln als vor den Aquarellen. Der jüdische Maler Max Liebermann war von den Nazis verurteilt worden. Seine Witwe Martha wurde an der Flucht gehindert, liest Vowinckel von einer Tafel vor. »Man fragt sich ja immer, warum die Menschen damals nicht früher geflohen sind und ob man heute den Moment verpasst, zu gehen.« Ist das für sie als Jüdin eine konkrete Überlegung, bei solchen Wahlergebnissen das Land zu verlassen? »Noch nicht«, sagt Vowinckel. »Es macht nachdenklich, aber die Situation ist nicht zu vergleichen. Ich will nicht in einem Land leben, in dem, wie in Sachsen-Anhalt, rund 44 Prozent der Leute AfD wählen. Aber die anderen 56 Prozent ja auch nicht! Ich finde es wichtig, zu bleiben und unsere Demokratie zu verteidigen, und vielleicht wäre es auch feige, einfach zu gehen.«

Das sind Sätze, die auch in *Anton und Alma* fallen könnten, wo die Romanfiguren mit großer Verve nicht nur darüber debattieren, wann man welches Land verlassen sollte. Sie streiten auch über linken Antisemitismus auf dem Campus, über Corona-Verschwörungstheorien, darüber, ob Veganismus peinlich ist und eine Promotion in Geschichte Geldverschwendung, über den Nahostkonflikt, deutschen Philosemitismus und überhaupt die fundamentalen Ambivalenzen des gegenwärtigen jüdisch-deutschen Lebens.

Aber eines muss man gleich dazusagen, denn das ist der Grund, warum dieses Buch im Moment zu Recht für solchen Wirbel sorgt: owinckel hat es geschafft, einen Roman zu schreiben, in dem das alles vorkommt und in all seinen komplexen Verwicklungen in die Beziehungen hineinwirkt und der trotzdem im Kern eine Liebesgeschichte bleibt. Eine schöne, traurige, sehr zeitgenössische Liebesgeschichte. Die Geschichte von Anton und Alma.

Die beiden lernen sich als Teenager bei einem Schüleraustausch in der Bretagne kennen. »Das Steak Haché schmeckte so tierisch, dass Alma es bereits am ersten Tag in ihre Serviette spuckte«, so beginnt die Liebe. »Anton schenkte ihr seinen Yaourt, und als er sie anlächelte, als wusste er, wie hungrig sie war, wusste sie, dass sie in seinen Körper entfallen wollte.« Anton ist nicht ganz so angehen. Aber Jahre später treffen sie sich als Studenten auf einer Party in Berlin wieder, reden über Almas Bachelorarbeit über »Müll in der neuen deutschen Literatur« – eine Vorlage für diverse Pointen –, und diesmal verliebt sich auch Anton.

Über mehrere Jahre finden und verlieren sich die beiden. Abwechselnd wird aus seiner und ihrer Perspektive erzählt, und so verstärkt sich effektiv, woran die beiden herumlaborieren. Anton kommt aus einer jüdischen deutsch-amerikanischen Professorenfamilie mit Bibliothek in ihrer Schöneberger Altbauwohnung. Alma kommt aus Biesdorf am östlichen Stadtrand und ist die Erste ihrer Familie, die studiert. Klasse, Geschlecht, Religion, Ost und West – diese Themen sind in der Literatur gerade schwer en vogue. Deshalb wird Vowinckel in diesen Wochen oft gefragt, ob die Liebe Unterschiede überwinden kann. Ihre Antwort darauf lautet: »Ich glaube, dafür ist es wichtiger, wo man hingt, als wo man herkommt. Hat man eine gemeinsame Idee von der Zukunft?« Das ist auch das, was bei genauem Hinsehen Anton und Alma mehr zusetzt: Alma möchte eine Familie gründen, Anton zum Promovieren nach New York gehen. Alma nähert sich dem Judentum an, Anton, der selbst wenig religiös ist, findet das gar nicht so toll.

Vowinckel spricht ruhig und konzentriert und kann ihren eigenen Hintergrund dabei nicht verbergen, das Zweisprachige, das Bildungsbürgertum. Sie ist wie Anton in Westberlin aufgewachsen, auch ihr Vater ist jüdischer Amerikaner. Ihre Mutter, ausgetreten aus der evangelischen Kirche, ist Professorin an einer Berliner Universität. Vowinckel schreibt früh, nimmt an Wettbewerben

teil, geht nach dem Abitur nach New York, um am Theater zu arbeiten. Kommt zurück, studiert Linguistik und liest mit nur 25 Jahren beim Ingeborg-Bachmann-Preis. Zwei Jahre später, 2023, erscheint ihr Debütroman *Gewisser im Zipflock*, auch dies eine jüdisch-deutsch-amerikanische Familiengeschichte, die für mehrere Debüt-Preise nominiert wurde und der ein Hang zu thematischer Tiefe und pointierten Dialogen bereits anzumerken war.

Für einen zweiten Roman ist *Anton und Alma* erstaunlich ausgegriff. Hier hat Dana Vowinckel ihre Stimme gefunden. Und sie traut sich, auf über 500 Seiten, einiges zu. Traut sich, romantisch zu sein, traut sich, Sex zu beschreiben und von Corona zu erzählen – hieß es nicht immer, das könne man nicht? Sie traut sich auch an den 7. Oktober heran. Das letzte Drittel des Romans dreht sich um die traumatisierte Sprachlosigkeit und um die gesellschaftlichen Verwerfungen, die auf den Terrorangriff der Hamas folgten. Anton, der Doktorand, erlebt den 7. Oktober noch in New York und reist, erschrocken über den aufbrausenden linken Antisemitismus auf dem amerikanischen Campus, zurück nach Deutschland. Sehr zum Missfallen seiner Eltern: »Glaubst du, hier ist es besser?«, schnaubt der Vater. Und Anton, der in den USA noch über seine propalästinensischen Freunde entsetzt war, ist nun schockiert, wie kalt das Schicksal der Palästinenser seine Eltern offenbar lässt.

Vowinckel selbst schrieb nach dem 7. Oktober in der ZEIT darüber, wie sehr sie sich allein gelassen fühlte von ihren linken Freunden, die sonst gerne gegen jedes Unrecht aufstünden, aber sie nach dem größten Massenmord an Juden seit der Shoah nicht einmal gefragt hätten, wie es ihr gehe. Spricht man sie darauf an, sieht sie das heute etwas anders: »Linker Antisemitismus ist ein Problem, und darüber müssen wir sprechen«, sagt sie. »Gleichzeitig habe ich jetzt das Gefühl, mich auch schützend vor meine Freunde stellen zu wollen. Ich glaube, viele haben mittlerweile verstanden, dass manche Dinge, die sie nach dem Angriff zum Beispiel auf Instagram geteilt haben, nicht in Ordnung waren.« In einer Hinsicht hat sich Vowinckel vielen linken Stimmen eher angenähert: Auch sie nutzt heute den umstrittenen Begriff des Genozids für den Krieg in Gaza. Warum? »Ich habe das lange nicht getan, weil Israel sich natürlich verteidigen können muss gegen den Terror. Und wir sollten den Begriff unbedingt weiter kritisch diskutieren«, sagt Vowinckel. »Aber die Gewalt in Gaza hat mittlerweile so schreckliche Ausmaße angenommen, dass sie sich für mich derzeit nicht mehr anders verstehen lässt als mit dem Willen zur Auslöschung.«

Im Roman kommt das Wort Genozid nicht vor. Aber politische Fragen haben sich immer wieder in den Schreibprozess geschoben. »Auch das Lektorat hat Dinge gefragt wie: Betet Alma hier wirklich für die israelischen Soldaten?« Das macht Vowinckel nachdenklich: »In einer Zeit, in der viele Menschen sich mit Charakteren identifizieren wollen, fragt man sich vielleicht schneller: Verschreckt man damit Leser?« Vowinckel und der Verlag entschieden sich dafür, Alma genauso beten zu lassen, wie es zur Romanfigur passt. »Aber ich glaube schon, es gibt im Moment eine Verwechslung von guter Literatur und Literatur, die sich gut anfühlt«, bedauert Vowinckel. Anton und Alma ist kein Roman, der sich gut anfühlt, keiner, der einfache Identifikation bietet, keiner, der eindeutige Schlüsse zulässt, keiner, bei dem am Ende alles gut wird.

Aber es ist einer, der immer wieder große Freude macht. Und das liegt an Vowinckels untrüglichem Gespür für Dialoge, Phrasen und Pointen. Als Alma zum ersten Mal bei Antons Eltern, Orna und Gary, in der Küche sitzt, fragt Alma Orna, »was sie in ihrem Job so mache, und Orna erzählte von den Kindern, die sie behandelte, von schrecklichen Fällen. Alma sagte, »Oh nein, und wie schlimm«, kam sich plötzlich winzig klein und unwichtig vor. Irgendwann unterbrach Gary seine Frau und sagte: »So, Alma's special interest is trash.« Orna schaute Alma verdutzt an. »Die besten kammerespierartigen Szenen spielen sich in dieser Schöneberger Küche ab.« »Bisschen sexistisch«, sagt Anton hier einmal zu seiner Mutter, als die ihm ein Bier und seiner Schwester einen Wein in die Hand drückt. Nicht »Findest du das nicht ein bisschen sexistisch?«, sondern nur »Bisschen sexistisch«. Vowinckel hört genau, wie die Leute reden. Für Floskeln hatte sie schon in ihren Linguistik-Seminaren ein Faible. Wenn Alma »crazy« sagt, dann immer an der richtigen Stelle. Und natürlich sagt Anton, wie es sich für alle unter 40 gerade offenbar gehört, »lustig« zu Dingen, die gar nicht lustig sind, sondern eher, na ja, milde bemerkenswert.

Dieser Roman ist einer, in dem man auch beim zweiten Lesen noch viel entdeckt. Vor allem in den herrlichen Streitereien, die sind die heimlichen Sternstunden dieses Buchs. Egal, wie diese Liebesgeschichte ausgeht – was hier natürlich nicht veraten wird –, die Lektüre lohnt allein schon für den pointierten Zoff, den sie allerorten provoziert.

Dana Vowinckel: Anton und Alma, Roman; Suhrkamp, Berlin 2026; 542 S., 26,- €, als E-Book 21,99 €



Foto: Greta Götter für DIE ZEIT

Dana Vowinckel, 30, ist mit »Anton und Alma« für den Deutschen Buchpreis nominiert

»Aber ich glaube schon, es gibt im Moment eine Verwechslung von guter Literatur und Literatur, die sich gut anfühlt«

Kathleen Hanna: Rebel Girl. Mein Leben als Punk und Feministin; a. d. Englischen v. Nina Lieke; Kunstmann, München 2026; 352 S., 25,- €

WENN SIE MICH FRAGEN ...

Bücher, die man gerade jetzt unbedingt lesen sollte – wann immer sie auch erschienen sind.
Hier fischen Schriftstellerinnen und Schriftsteller ihre Lieblingslektüren für Sie aus dem Regal



Ruth-Maria Thomas, 33,
Schriftstellerin

RUTH MARIA THOMAS
empfiehlt Samantha Harvey
und Irmgard Keun

»Ich wusste nicht, wie sehr mir dieses Buch gefehlt hat, bis ich es gelesen habe. Dieser Roman lässt die schönsten Tränen fließen.« Diese Sätze habe ich selbst geschrieben, sie stehen auf dem Umschlag der deutschen Ausgabe des Romans *Orbital* von Samantha Harvey.

Ich habe *Umlaufbahnen* auf einer ICE-Reise im November 2024 angefangen, vor den Fenstern flieden die Blätter von den Bäumen, und in *Umlaufbahnen* schwebte ein Raumschiff seit Monaten durch das All, sahen Astronautinnen aus der Ferne die Sonne über der Erde auf- und untergehen, vermissten ihr Zuhause dort unten, sehnten sich nach »einer steifen Brise, stürmischem Regen, Herbstlaub, geröteten Fingern, schlammverspritzten Beinen (...)«, nach einer Pflüze in einem Schlagloch, durchnässten Füßen, einer leichten Steigung, einer Laufpartnerin, einem Sonnenstrahl«. Harveys Roman ist voller solcher kleiner Bemerkungen, die das Leben auf der Erde schützen. Und so lief ich durch den Herbst, durch Pflützen und Laub, erfüllt von dem Glück, ein Teil zu sein von unserem Planeten, dem Glück, alles Mögliche run und fühlen zu können, zum Beispiel Regen auf der Haut zu spüren, außer Atem zu sein. Harvey beschreibt Momente im Raumschiff, sie schildert die Lebensgeschichten der Astronautinnen, schichtet Träume und Erinnerungen an Geschehnisse auf der Erde übereinander, ganz gleich, ob sie wunderbar oder katastrophal sind, daraus entsteht dann die Textur dieses Romans.

Beim Lesen hatte ich eine Art ozeanisches Gefühl, ich war ein winziger Punkt auf diesem blauen Punkt in unserem Sonnensystem und zugleich ein teiler Teil dieses großen Universums. Ich war geführt von Harveys Beobachtungen, die sowohl individuell als auch kollektiv waren, gerührt von der Beschreibung der Voyager-Sonden mit ihren goldenen Datentafeln, die unendlich weit durch das All fliegen und die aufgezzeichneten Erinnerungen der Menschheit in sich tragen: Bilder, Geräusche und die Gehirnströme einer vertriebenen Frau. »In fünf Milliarden Jahren, wenn die Erde lange tot ist, wird es ein Liebeslied sein, das die erloschenen Sonnen überlebt.«

Rührung ist ein spannendes Gefühl. Sind wir gerührt, fühlen wir uns verbunden mit dem großen Ganzen. Ein evolutionärer Vorteil: ein sozialer Schutzmechanismus, der den Zusammenhalt in Gruppen stärkt. Harveys Buch schafft genau das. Es zeigt, was für ein fragiles Zusammenspiel sich daraus ergibt, dass wir diesen Planeten als Zuhause haben, denn alles ist miteinander verbunden. »Die Erde ist ein Ort zirkulärer Systeme: Wachstum und Zerfall, Niederschlag und Verdunstung, sie lebt vom Kreislauf der Luftströmungen, die das Wetter auf den Kontinenten herumschieben.« Dass es absurd ist, dass der Mensch ebendiese Erde zerstört, indem er Wälder abholzt, Kriege führt, Land beansprucht, Land und Wasser vergiftet – diese Konsequenz zieht Harvey nicht. Das man als Leserin nicht umhinkommt, dieses Urteil selbst zu fällen, ist eine große Stärke des Romans.

2024 brachte der Rowohlt Verlag eine Anthologie heraus, *Unter Frauen – Geschichten vom Lesen und Vorlesen* ließ sie, und ich wurde gefragt, ob ich einen Text dazu beitragen könnte, einen Text über ein Lieblingsbuch von mir. Mir war sofort klar, dass ich über *Das kunstseidene Mädchen* von Irmgard Keun schreiben wollte, eins der besten Bücher, die ich kenne. Die Hauptfigur Doris, das kunstseidene Mädchen also, sagt, was sie denkt, schonungslos; sie gibt, was sie hat: alles. Sie sagt dermaßen laut und deutlich, manchmal auch so leise und zart »ich«, dass ich mich ihr so verbunden fühle, als wäre sie eine Freundin.

»Ich will so ein Glanz werden, der oben ist. Mit weißem Auto und Badewasser, das nach Parfüm riecht, und alles wie Paris. Und die Leute achten mich hoch (...). Ich werde ein Glanz, und was ich dann mache, ist richtig – nie mehr brauch ich mich in Acht nehmen und nicht mehr meine Worte ausrechnen und meine Vorhabungen ausrechnen (...), nichts kann mir mehr passieren an Verlust und Verachtung, denn ich bin ein Glanz.«

Ich las dieses Buch mit Ende zwanzig und war sofort wieder Teenager. Ich stand in meinem Kinderzimmer, in einer Welt aus Glitzer, Klamottenhaufen und Hoffnung, oh, so viel Hoffnung auf die Welt da draußen. Ein Kribbeln in den Fingern und ein Drängen im Brustkorb. Und dann, sobald ich den Abball hinter mich gebracht hatte und die Tasche im ersten eigenen WG-Zimmer stand, die große, bintere Enttäuschung und die Erkenntnis: das mit dem Glanz, vielleicht doch nicht so einfach werden würde.

Während ich Keuns Heldin Doris dabei begleite, wie sie sich vom Sommer 1931 bis zum Frühjahr 1932, achtzehnjährig, im Rheinland und dann in Berlin durchschlägt, versucht, sich über Wasser zu halten, während die Gesellschaft unter Notverordnungen leidet, schwebt mir immer wieder dieser eine Gedanke durch den Kopf: Dieses Buch ist wirklich schon 1932 erschienen, wie kann das sein, wie kann es sein, dass die Gefühle von Doris noch immer so stark in mir resonieren? Und ich begreife, was für ein Geschenk dieses weibliche Schreiben sein kann: ein Netz, gewebt aus Erfahrungen, Träumen, Ängsten. Ein Netz, das uns Lesende und Schreibende im besten Fall aufpäpft, gewebt aus Schwesternschaft und über Jahrhunderte, gewebt aus Tausenden von Sätzen, Tausenden von Gedanken und Erfahrungen.

Wenn Frauen sich vernetzen, wenn wir uns aufeinander beziehen und unsere Welten teilen, dann kann das Trost spenden und Halt geben und Mut machen und Wissen schenken, und wenn Keuns Doris sagt: »Ich hatte kalte Stunden, und mir war wie begraben auf einem Friedhof mit Herbst und Regen«, dann komme ich nicht umhin, zu denken: Genau dieses Gefühl kenne ich. Und es hat jemand vor über neunzig Jahren in wunderschöne Worte gefasst, sodass ich mich jetzt, wenn mir es scheint, als wäre ich wie begraben auf einem Friedhof mit Herbst und Regen, nicht allein fühle. Was ist das für ein Glück, so eine Verbundenheit aufgrund eines einzigen Satzes zu fühlen? Das allergrößte.

Samantha Harvey: *Umlaufbahnen*. Roman; dtv, München 2024; 224 S., 22,- €, als E-Book 11,99 €

Irmgard Keun: *Das kunstseidene Mädchen*. Ullstein Taschenbuch, Berlin 2001; 208 S., 12,99 €, als E-Book 10,99 €



Moritz von Uslar, 56,
Journalist und Schriftsteller

MORITZ VON USLAR
empfiehlt Ricarda
Huch

Im vorrevolutionären Russland des Jahres 1905 hat sich eine adlige Familie auf ihren Landsitz bei St. Petersburg zurückgezogen, die Hausherrin engagiert einen jungen Mann, genannt als Sekretär und Hauslehrer, er soll ihren Ehemann, den Gouverneur, vor Attentaten der Anarchisten beschützen (in jenen hitzigen ersten Wochen der Revolution hatte er, der Staatsdiener und Vertreter der alten Ordnung, Universitäten schließen lassen und die Todesurteile revolutionärer Studenten mitgetragen). Der Schutzengel ist in Wahrheit natürlich selbst der gefährdete Attentäter, seinen Anschlag plant er mit kalter Sachlichkeit und mit Erfolg: Zum Ende explodiert eine präparierte Schreibmaschine.

Die schmale Form. Nur wenige Seiten braucht diese Tragödie, eine *Erzählung in Briefen*, 1910 erschienen. Ricarda Huch (1864 bis 1947), diese so wilde und eigenwillige Frau, einst gerühmt als Dichterin, Historikerin, Feministin und politische Unbestechliche im Dritten Reich, auch einfach als »erste Frau Deutschlands« (Thomas Mann), heute wird sie trotzdem eher gerade noch so gekannt als gelesen. Ein bisschen schwer fällt es, Huchs Äußeres, das so Altmodische, leicht Miss-Marple-Ärtige ihrer Erscheinung, mit ihrem leichten, unbeding modernem, oft einfach auch sehr lustigen Stil zusammenzubringen.

Die grandiose Form des Briefromans. Was in Briefen einst alles gesagt werden konnte: Warum ist das heute nicht mehr so? (Ach so, es werden ja kaum noch Briefe geschrieben, stattdessen nur noch E-Mails und SMS.) In Huchs Erzählung entsteht in der sich kreuzenden Korrespondenz der Familienmitglieder ein komplexes, psychologisch enorm differentes Beziehungsgeflecht: Alle erzählen, oft schockierend unbefangen, alle werten, alle holen aufeinander herum, verzeihen sich und machen sich schon wieder neue Vorwürfe. Die Erzählerin Huch aber tritt hinter ihren Figuren zurück, sie verschwindet. In jener dem Briefroman immanenten Dreiecksbeziehung aus Briefautor, Briefempfänger und der Leserschaft des Romans haben wir, die Leser, jenen grausamen Wissensvorsprung (etwa über die wahre Identität des Attentäters), der die Spannung dieser Kriminalgeschichte – auch das ist *Der letzte Sommer* – befeuert.

Mit der Ankunft des Attentäters Lju gerät die sogar noch in ihrem Exil doch ganz gemächlich vor sich hin lebende Gouverneursfamilie Rasimkara *on fire* – Ängste, Neurosen, aber auch gute Charaktereigenschaften treten zutage und verstärken sich, beide Zwillingsschwestern verlieben sich in den brillanten, so willensstark und rätselhaft auftretenden Sekretär (wobei Katja versucht, erst durch einen Wutanfall über eine Lappalie, schließlich durch offenen Hass zu ihm Distanz herzustellen), die Mutter taumelt zwischen naiver Sympathie und Hellsichtigkeit, der Vater lässt sich, ganz gegen seine Privilegien und seinen sozialen Status, auf revolutionäre Diskussionen ein. Und mit dem Attentäter, dessen Auftrag es ist, die Menschen auf dem Landgut Kremskoje zu durchdringen, um sie der tödlichen Explosion zuzuführen, werden wir Teil dieser Familie – und des Konflikts des Eindringlings: Er hat diese Leute doch längst sehr

gerne, er fühlt für sie, aber er ist halt auch ein ganz guter und gewissenhafter Revolutionär. Natürlich, die Ideologie siegt in dieser Erzählung, die abstrakte hohe Sache steht über der Menschlichkeit und Empathie.

Es werden so viele sentimentale, letztlich auch unwahre Familienromane geschrieben, in denen die Erfahrungen und Urteile der Autoren wichtiger sind als die Figuren, die den Roman tragen sollen. Dagegen bei Ricarda Huch: Was ist das bitte für eine Familie! In welcher Freiheit und Souveränität die miteinander umgehen! Mutter Lusinja, Sohn Welja, die Zwillingstöchter Katja und Jessika, der Patriarch Jegor, der unglücklich liebende Vetter Peter, sie alle haben vollkommen unterschiedliche Haltungen dem Leben gegenüber. Aber im Umgang miteinander herrscht die wahre Liebe. Man wusste, bis man diesen Briefroman gelesen hat, gar nicht, dass man so – so leicht, offen, spielerisch, im schönsten Sinn respektlos, so gleichzeitig fordernd und von wahrer Herzlichkeit getragen – in der Familie, jener oft kontaminierten und kompliziertesten aller Beziehungen, miteinander sprechen kann. Wenn der Sohn seinen Vater und nicht nur ihn, sondern auch die anderen Familienmitglieder mit »Vater, wie du willst« adressiert, dann ist in diesem Bonmot und beinahe biblischen Ausspruch einerseits die Autorität des Vaters akzeptiert, gleichzeitig wird sie infrage gestellt.

Ricarda Huchs Erzählung *Der letzte Sommer* ist knapp kein Klassiker – dafür ist die Macht zu offenkundig, dafür sind die Unerbittlichkeit der Handlung und die psychologische Tragödie, die sich dahinter abspielt, vielleicht doch zu kalt und klonnerhaft souverän konstruiert. Was ist sie dann? Genau, es ist ein schnelles, schmales, hartes Vergnügen. Literarische Kategorie: Wiederentdeckung unbedingt empfohlen.

Ricarda Huch: *Der letzte Sommer*. Eine Erzählung in Briefen; Reclams Universal-Bibliothek, Ditzingen 2026; 176 S., 7,- €, als E-Book 3,99 €



Ian Rankin, 66,
britischer Schriftsteller

IAN RANKIN
empfiehlt Muriel Spark
und Wolf Haas

Meine erste Wahl fällt auf *Die Blütezeit der Miss Jean Brodie* von Muriel Spark, das aus mehreren Gründen sehr wichtig für mich ist. Als junger Mann bewarb ich mich um eine Stelle an der University of Edinburgh, um über die Autorin Muriel Spark zu promovieren. Ich bekam die Stelle und damit auch ausreichend freie Zeit, um meine ersten drei Romane zu schreiben – darunter der erste mit Inspector Rebus. Sparks Roman (ganz schmal, dabei ungeheuer komplex) führte mich zu Jekyll und Hyde sowie zu anderer schottischer Schauerliteratur. Und zeigte mir, dass es interessant sein kann, über Edinburgh als Stadt zu schreiben. Ein echtes Juwel von einem Roman.

Wackelkontakte von Wolf Haas ist meine zweite Wahl. Ein sehr kluger Roman, der mich an Italo Calvino's postmodernes Meisterwerk *Wenn ein Reisender in einer Winternacht* erinnert. Er ruft die Magie des Erzählens wach und weckt Freude am Lesen – und Schreiben! Es gibt zwar einen Toten und einen Mafia-Informanten auf der Flucht, trotzdem ist es kein Thriller oder Krimi. Der Roman verwendet Merkmale des Thrillers, um den Leser zu fesseln, dann macht er sich einen Spaß daraus, mit unseren Erwartungen zu spielen. Hätte ich meine Lektion bei Muriel Spark gelernt (die eine ebenso spielerische wie ernsthafte Autorin war), würde ich jetzt vielleicht Bücher wie *Wackelkontakte* schreiben!

Muriel Spark: *Die Blütezeit der Miss Jean Brodie*. A. d. Engl. v. Andrea Ott; Diogenes, Zürich 2018; 240 S., 24,- €, als E-Book 20,99 €

Wolf Haas: *Wackelkontakte*. Roman; Hanser, München 2025; 240 S., 25,- €, als E-Book 14,99 €

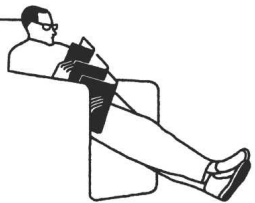


Foto: DDB, Irm. Quast, DDB, ZEIT, G. P. Reichen, Muriel Spark, David Levenson/Getty Images, Illustration: Pablo Amargosa für DIE ZEIT

ZEIT SHOP

Besondere Ideen. Erlesene Geschenke.

ZEIT-Sonderedition Automatikuhr »29er Casual« von Mühle-Glashütte

Sonderedition

Limitiert auf
100 Exemplare



Zeit zum Durchatmen

Die 29er Casual »Edition ZEIT« von Mühle-Glashütte ist der ideale Begleiter für den Sprung vom Büroalltag ins Wochenende: gediegenes Lederarmband für den Schreibtisch, sportliches Canvasband für den Ausflug ins Blaue – ein Handgriff genügt zum Wechsel. Das dynamische Dégradé-Zifferblatt mit feinem Strahlenschliff und Super-LumiNova-Leuchtmasse sorgt für beste Ablesbarkeit, das schlanke Edelstahlgehäuse für Tragekomfort bis 10 bar Wasserdichtheit. Angetrieben wird die Uhr vom modifizierten Automatikwerk SW300-1, Version Mühle, mit stoßsicherer Spechthalsregulierung – reguliert auf Chronometer-Niveau.

Limitiert auf 100 Exemplare – inklusive 2 Armbändern und auf Wunsch mit persönlicher Gravur im Gehäuseboden. Sichern Sie sich jetzt Ihr Exemplar!



Technische Details

Edelstahlgehäuse, geschliffen/poliert, mit entspiegelttem Saphirglas | Nautikblaues Canvasband oder braunes Lederband mit Dornschnelle | Ø 42,4 mm | wasserdicht bis 10 bar | Gangreserve 56 Stunden

Das Uhrwerk im Blick

Den verschraubten Editionsboden mit Sondergravur zielt ein Sichtfenster, durch das sich das Herzstück der Uhr betrachten lässt: das stark modifizierte Kaliber SW300-1, Version Mühle, mit stoßsicherer Spechthalsregulierung und effizientem Mühle-Rotor, der das Werk mit jeder Bewegung des Handgelenks automatisch aufzieht. Reguliert in 6 Lagen auf Chronometer-Niveau.

Limitiertes Angebot

Erhältlich nur im ZEIT Shop in limitierter Stückzahl von 100 Exemplaren | zum exklusiven Preis von 1.890,00 €* | Bestell-Nr. 51905

Jetzt bestellen:
shop.zeit.de/muehle-glashuette

*Zzgl. Versandkosten | Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

ZEIT AKADEMIE

Online-Schreib-Festival

»Meine ersten 10 Seiten«



Heike Fallert
Autorin im ZEITmagazin
Einer ihrer Bestseller:
»Hundert. Was du im Leben
lernen wirst«



Alexa Hennig von Lange
Schriftstellerin und
Schreibdozentin
Einer ihrer Bestseller:
»Die karierten Mädchen«



Dr. Kevin Kuhn
Schriftsteller und
Literaturwissenschaftler
Eines seiner Werke:
»Hikikomori«



Dana Vowinkel
Schriftstellerin
Einer ihrer Bestseller:
»Gewässer im Ziplock«



Volker Weidermann
Kulturkorrespondent DIE ZEIT
Eines seiner Bestseller:
»Ostende, 1936, Sommer der
Freundschaft«



Martina Wunderer
Lektorin für deutschsprachige
Literatur im Suhrkamp Verlag

Jetzt für nur
149 €
statt 199 € mit
Rabatt-Code:
K7M4T9RX

Mut zum Schreiben

Die ersten zehn Seiten entscheiden oft, ob aus einer Idee eine Geschichte wird, die man weiterschreiben möchte. Beim **ersten Online-Schreib-Festival der ZEIT Akademie** erfahren Sie, wie Sie einen starken Anfang finden, Ihre eigene Stimme entwickeln und Ihren Text Schritt für Schritt weiterführen.

Sechs Bestsellerautorinnen und -autoren und eine Lektorin geben Ihnen Einblicke in ihre Schreibprozesse, teilen Geheimtipps und Erfahrungen und zeigen, worauf es bei den ersten Seiten ankommt.

Praxisnahe Übungen und Schreibmeditationen helfen Ihnen, **Ideen weiter-zuentwickeln und mit neuer Lust ins Schreiben zu kommen.**

Patrik Schwarz und das Team der ZEIT Akademie führen durch zwei vielfältige Festival-Tage, greifen Ihre Fragen auf und bringen Ihre Perspektiven ein.

Keine Zeit? Die Aufzeichnungen stehen Ihnen danach 12 Monate zur Verfügung.

Als ZEIT-Leser erhalten Sie 50 € Rabatt mit dem Code **K7M4T9RX**.
Jetzt anmelden!

www.zeitakademie.de/schreib-festival

Termine

Freitag **27. November**,
ab 18.00 Uhr

Samstag **28. November**,
10.00 bis ca. 19.00 Uhr



Foto: Nina Elmadani, Marcus Noth/laif, Foto: Amos, Max Zerrahn/Suhrkamp Verlag, Reto Kist, Carolin Saage, Anbieter: ZEIT Akademie GmbH, Bucerstrasse, Hamburg

5. Oktober 2026

100 Bücher für den Herbst



RUHE

Nur scheinbar lebendig ist in Valeria Gorceevs Roman der kunstvoll präparierte Lenin. Den Mund halten, wie er, auch vier Väter. Es sprechen dafür ihre erfolgreichen Töchter: Natalie Amiri, Minu Barati, Shila Behjat und Düzen Tekkal. Astrid Proll, die einstige RAF-Terroristin, lauscht in die Stille nach dem Schuss, während Martina Hefters Romanheldin die gruselige Einsamkeit eines alten Umspannwerks sucht

Fotos: Evelyn Dragen, DZ (Buch)

Guter Mann

Mit Rechten leben, und zwar auf dem Dorf: Monchi, Sänger der Punkband Feine Sahne Fischfilet, weiß, wie das geht

VON NILS MARKWARDT

Im Prinzip enthält Monchis *Jenseits der Brandmauer* drei Kernbotschaften. Erstens: Machen statt meckern! Zweitens: Die Dinge sind niemals schwarz-weiß! Drittens: Setz euch für humanistische Werte ein! Nun ist dagegen überhaupt nichts einzuwenden. Ganz im Gegenteil: Wer noch einigermaßen alle Nadeln an der Tanne hat, kann diese Botschaften nur unterstützen. Doch sie sind natürlich nicht schockierend originell. Zumal sie auch nicht sonderlich elegant vorgetragen werden.

Denn offensichtlich bestand die Idee dieses Buches darin, dass Monchi, der als Sänger der Punkband Feine Sahne Fischfilet bekannt wurde, möglichst ungefiltert rüberkommen soll. So ist der Sound geprägt von Formulierungen wie »Alter Verwalter«, »Digger, warum denn das!« oder »Ich feier das hart«. Manch einer mag das als knuffige Authentizität empfinden, erst recht in einem Buch über das Leben in der vormpommerschen Provinz. Es liest sich bisweilen aber auch einfach wie die Transkription eines Podcasts.

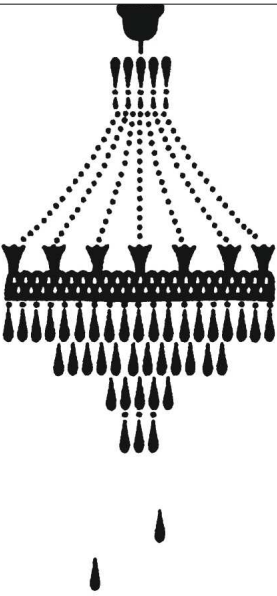
Dennoch lohnt die Lektüre. Und zwar deshalb, weil Jan Gorkow, so lautet der bürgerliche Name von Monchi, hier konkret erfahrbar macht, was politisches und soziales Engagement an Orten bedeutet, in denen die AfD-Wählerschaft längst die Mehrheit stellt. In Jarmen, Monchis Heimatdorf, bekam die Partei bei der letzten Bundestagswahl nämlich 54 Prozent der Stimmen. Das Buch erzählt indes keine politische Horrorgeschichte eines Nazi-Dorfes, sondern zeigt vielmehr, wie die AfD zu einer »Art Bewegung, ein[em] Lebensgefühl« avancierte.

Vor diesem Hintergrund engagieren sich Monchi und seine Band im vorpolitischen

Raum. Seit 2016 veranstalten sie jährlich das Wasted-Festival in dem 3.000-Einwohner-Ort, und sie ließen mit Spendengeldern einen Skate-Park bauen. En passant erzählt Gorkow dabei auch eine Konversionsgeschichte. Er, der früher aggressiver Hansa-Rostock-Ultra und Teil der linksradikalen Szene war, hat sich mittlerweile von den dogmatischen Gewissheiten seiner Vergangenheit verabschiedet. Folglich ist das Buch ein Plädoyer dafür, den Kampf gegen rechts nicht in Form von bloßen Bekenntnisformeln zu führen, sondern mit den Menschen im lokalen Umfeld – solange sie denn keine rechtsextremen »Überzeugungsarschlöcher« sind – konkret zu diskutieren und der AfD-Propaganda vor allem eine positive Version von Gemeinschaft entgegenzusetzen.

Bisweilen vermag Monchi seine Kritik am Schwarz-Weiß-Denken dann jedoch selbst nicht ganz einzulösen. Denn es stimmt zwar, dass sich in sozialen Netzwerken nach wie vor Linke tummeln, die schnell Empfindungen zum Umgang mit Rechten zur Hand haben, welche sich vielleicht noch in Berlin-Kreuzberg, aber bestimmt nicht im dörflichen Mikrokosmos Vorpommerns umsetzen lassen. Doch Monchi arbeitet sich so vehement und schematisch an – niemals konkret benannten – Leuten aus urbanen »Szenevierteln« ab, dass man das Gefühl nicht loswird, hier handle es sich mindestens teilweise um einen Strohmanngegner.

Das ändert jedoch nichts am großen Eindruck, den das Engagement Monchis hinterlässt. Denn es wird deutlich: Wer sich reinhängt, macht einen Unterschied. So klappert man das Buch zu und denkt ganz mecklenburgisch-lakonisch: Monchi, guter Mann.



Monchi: Jenseits der Brandmauer. Über mein Leben in der ostdeutschen Provinz: Kiepenheuer & Witsch, Köln 2026; 240 S., 20,– €, als E-Book 16,99 €

Heul doch!

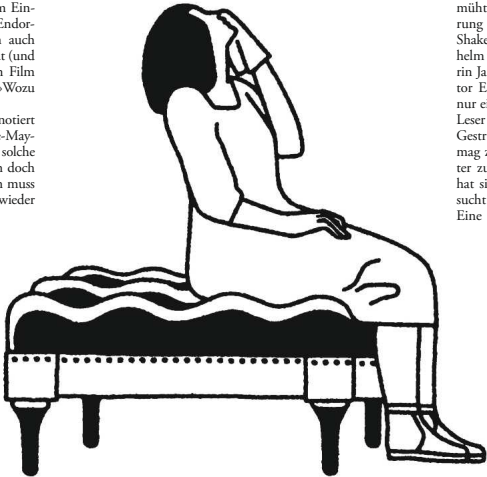
Die Schriftstellerin Teresa Präauer brach dauernd in Tränen aus, dann ging sie der Sache auf den Grund

VON JUTTA PERSON

Diese Flatterbewegung ist ein Klassiker: Bei den Oscar-Verleihungen – fächern sich die Schauspielerinnen mit den Händen die Tränen von den getuschten Wimpern«, schreibt Teresa Präauer in ihrem augenöffnenden Essay *Nie mehr weinen*. Die nah am Wasser gebaute Gegenwart kennt »Crying-Selfies« auf Instagram genauso wie politisches Kollektivweinen – und scheint allgemein von großem emotionalem Druck gebeutelt. Alles soll bewegt sein, und gleichzeitig wird davor gewarnt, dass Fakten nicht mehr als solche anerkannt werden. Sie selbst müsse auch oft weinen, bekennt die österreichische Schriftstellerin, und weil ihr dieser Drang unangenehm ist, macht sie sich auf die Suche nach seinem Sinn und Zweck. Sie fragt Bekannte, wann sie das letzte Mal geweint haben, liest sich durch die Forschungsliteratur, spricht mit Biologinnen und folgt den Tränenmoden, die Jahrhunderte geprägt haben.

Im Mittelalter waren die »großen Weiner« wie Franz von Assisi stilbildend, der mit seinen ständig entzündeten Augen sogar eine Erblindung riskierte. Das 18. Jahrhundert wiederum ist bevölkert von schluchzenden Jünglingen, die ihre bürgerliche Sensibilität zelebrieren, ja, in den Romanen der Epoche weint sogar der Mond. Im »rärtlichen Theater« der Empfindsamkeit sind Mitleid und Rührung zu Distinktionsmerkmalen geworden. »Hundert Jahre später weinen nur noch Frauen und Arbeiter, weil sie sich nicht beherrschen können. Und noch etwas später, in der Zeit des Stummfilms, kleben Glyzerintränen innterm Auge, die gerade wegen ihrer Künstlichkeit gefeiert werden.

Teresa Präauer: Nie mehr weinen. Tränenkunde für Fortgeschrittene: Residenz Verlag, Salzburg 2026; 112 S., 20,– €, als E-Book 14,99 €



Einfach entspannen?

Meron Mendel und Saba-Nur Cheema wollen raus aus der »Empörungsfalle«. Gerne wäre man da mitgegangen

VON JOHANNES SCHNEIDER

Man hätte ihnen das zugeτραut, den öffentlichen Intellektuellen und prominenten muslimisch-jüdischen Eheleuten Saba-Nur Cheema und Meron Mendel: dass sie uns mit ihrem neuen Buch aus der titelgebenden Empörungsfalle erlösen und uns tatsächlich gemäß dem Untertitel eine Ahnung davon geben, »wie wir wieder streiten lernen«.

Immerhin sind beide, der Direktor der Frankfurter Anne-Frank-Bildungsstätte ebenso wie die freie Publizistin, so freundlich wie debattengestählt. Sie navigieren bei ihren Auftritten absolut bewundenswert in den kompliziertesten Themen und Situationen und zeigen, derweil sie selbst ständig von allen Seiten angefeindet werden, Menschlichkeit und Herzenswärme.

Leider verlässt das Buch irgendwann diesen Pfad der guten Mitte. Zwar wird im einleitenden von drei großen Kapiteln, »Willkommen im Land der Cancells« betitelt, noch mit freundlicher Bestimmtheit auf die Schmerzpunkte unterirdischer Mälieus gedrückt. So treffen die im Ton stets maßvollen Bedenken auch jene, die nach dem 7. Oktober 2023 jeden Hinweis auf das Leid der Palästinenser unter schwersten Antisemitismusverdacht stellten. Doch spätestens im zweiten Kapitel »Desensibilisiert euch!« wird dann sehr klar, wer die Debattekultur ihrer Ansicht nach in erster Linie zerstört hat.

Es sind dies (natürlich, möchte man fast sagen) jene Linken, die aus Diskriminierungserfahrungen ein Machtinstrument gemacht haben und deren Supersensibilisierung kein offenes Gespräch mehr zulässt. Und diese für ein Debattebuch in Zeiten entthemter Neonazis doch recht einseitige Wahrnehmung

diskursiver Missstände ändert sich auch nicht wirklich, als im letzten Kapitel »Auf den Kulturkampf, fertig, los ...« rechte Polarisierungsstrategien thematisiert werden. Diese bleiben stark darauf bezogen, dass Rechte sich an Linken ein (manchmal schlechtes, manchmal leider strategisch gutes) Beispiel genommen haben.

Das alles ist kenntnisreich geschrieben, zudem anekdotensatt und emotional absolut glaubwürdig. Das ist die Stärke: Als Menschen, die wirklich von allen Seiten (oft diskriminierende) Zuschreibungen erleben, nehmen die beiden die Opfer narrative anderer unter die Lupe – sowie das Konzept des Opfers überhaupt. Und stellen in den Raum, dass den entsprechenden Debatten etwas mehr Wohlwollen wohl gutträte – statt der Skandalisierung selbst unsäblicher Diskriminierungen.

Zugleich machen sie es sich sehr oft sehr einfach. Das beginnt bei der Darstellung einzelner Kontroversen der Cancel-Culture, die man doch gelegentlich etwas anders in Erinnerung hat. Und es endet damit, dass bei der Diskussion über Diskriminierungserfahrungen und die daraus resultierende *awareness* oft nur kurz und pflichtschuldig erzählt wird, auf welche gesellschaftlichen Aggressionen und Machtverhältnisse der von ihnen scharf kritisierte woke Kampf gegen Diskriminierung reagiert.

Die *Empörungsfalle* ist somit kein Buch, über das man sich empören müsste. Manchmal verzerrt es identitätspolitische Debatten aber zu jenem kindischen Ärgernis, als das sie bei vielen Lesern ohnehin schon verschrien sein dürften. Ob uns das aus der Falle befreit, darf angezweifelt werden.

Saba-Nur Cheema/Meron Mendel: Die Empörungsfalle. Wie wir wieder streiten lernen: Kiepenheuer & Witsch, Köln 2026; 224 S., 23,– €, als E-Book 19,99 €

Jede einzelne Orange

Marica Bodrožić hat einen lebenssatten Essay über das Sterben geschrieben

VON HEIKE KUNERT

Off steckt in den verwirrendsten Sätzen eine beeindruckende, sogar erlösende Logik. »Das Leben ist eine Orange« ist so ein Satz. Intuitiv stimmt man ihm sofort zu; unmöglich zu behaupten, das Leben sei eine Birne, eine Banane, geschweige denn ein Kohlrabi.

Im Buch *Sterben* von Marica Bodrožić, geboren 1973 in Zadvarje im ehemaligen Jugoslawien, sind es die letzten Worte ihres Großonkels. »Meine Kleine«, sagt er, »das Leben ist eine Orange.« Da war Marica Bodrožić sechs Jahre alt und lebte in einem Dorf in Dalmatien. Mehr als 40 Jahre später lebt sie als erfolgreiche Schriftstellerin in Berlin und wird konfrontiert mit einer Krebsdiagnose. Dem Tod foran näher als dem Leben, zieht sie eine ungeahnte Kraft aus dem Satz ihres Großonkels. Ein Jahr lang kämpft die Autorin ums Überleben. Es ist ihr »Dazwischenjahr«, in dem sie sich, hinabsteigend in den »Urgrund der Nacht«, fragt: Ist das schon Sterben?

Diese Frage umkreist dieser Langessay, der nicht nur die eigene Gedankenwelt bemüht, um ins Zentrum der letzten Erfahrung vorzudringen, sondern neben Dante, Shakespeare, Rilke und Tolstoi auch Wilhelm von Humboldt, die Verhaltensforscherin Jane Goodall und den Neurologen Viktor E. Frankl zu Wort kommen lässt, um nur einige wenige zu nennen. Dass sich der Leser im ersten Drittel des Buches durch ein Gestrüpp erlesener Zitate schlagen muss, mag zunächst verärgern, verführt aber später zur Nachsicht. Denn Marica Bodrožić hat sich einfach zahlreiche Verbündete gesucht und sie an ihr Krankenbett gestellt. Eine illustre Schar von Geistesgrößen, die

zwar genauso wenig wie sie ins Zentrum dieser letzten Erfahrung vordringen, ihr aber mit ihren Worten beistehen, sie trösten und schließlich sagen lassen: »Das Glück der Kindheit kam zurück. Übermut und Freude, Lachen und Kraft.« Mit dem unbändigen Verlangen nach einer Tasse Kaffee klopft endlich das Leben wieder bei ihr an.

Man kann diesem Essay vorwerfen, sich zu oft zu einem Zitatenschatz aufzublähen. Doch weder Seneca noch Broch, noch die viel zitierte Mythologie sind instande, so einen starken Eindruck zu hinterlassen wie das von Bodrožić beschriebene zwölfjährige Mädchen, das seinem Sterben im Hospiz gelassen entgegensteht, in seinem verstorbenen Hund Shadow seinen Losen ins Jenseits erkennt und die Wiederbegegnung mit ihm freudig erwartet. Oder wie Frau Roth, die fünf Monate vor ihrem Tod plötzliche Farben und Pinsel verlangt und fast 500 Gemälde fertigstellt, in denen sie sich womöglich noch einmal zur Welt bringt und ihre Losen selbst erschafft. »Alles ist immer nur einmal«, sagt der Mann, der seine Berliner Altbauwohnung verlässt, um in die Klinik zu fahren, und einen Tag später stirbt.

Auch jede Orange gibt es nur einmal und damit jedes Leben, folgerichtig auch jedes Sterben. Das Unbegreifliche – geistig lässt es sich nicht durchdringen; es muss durchlebt werden. Nichts anderes hat die Autorin in ihrem »Dazwischenjahr« getan. Den Satz »Ich habe keine Zeit« könne sie nie wieder auf ihr Leben beziehen, bekennt Bodrožić und warnt vor »diesem unmöglichen Streben nach eindimensionalen Erfüllungen«. Dieser Essay wäre eine kluge Alternative.

Marica Bodrožić: Sterben. Hanser Berlin 2026; 160 S., 22,– €, als E-Book 14,99 €

»Als Erzählerin bin ich allmächtig«

Valeria Gordeev hat einen großen und absurden Roman über die Diktatur in Russland geschrieben. Lässt sich unsere Gegenwart nur noch als Groteske fassen? Und was ist so komisch am Schrecklichen?

Überzeichnetes, Komisches, Absurdes. Die unterirdischen Labore in Moskau sind höllische Orte, der Teufel regiert, finstere Katzen stolzieren umher, das erinnert an Michail Bulgakows Roman *Der Meister und Margarita* über die Stalinszeit.

Gordeev: Niemand wird von einer Literatur überzeugt, die aus Handlungsanweisungen oder griffigen, weltanschaulichen Thesen besteht. Überzeugt werden nur die, die ohnehin schon dieselbe Meinung teilen. Ich kann nun mal nicht in den Kriegsverlauf eingreifen, kann nur im Modus der Literatur agieren und habe sehr bewusst auf die Tradition des Absurden in der Literatur zurückgegriffen. Schon bei Nikolai Gogol hat das Groteske, das Satirische für mich ein subversives, widerständiges Potenzial. Erst recht bei Bulgakow. Daran schließe ich an. Ich bin davon überzeugt, dass ein Roman nur über die literarische Form poli-

Gordeev: Sie verstanden sich im Geist ihrer Zeit vor allem als Sowjetbürger. Das Ukrainische spielte bei meiner Mutter als nationaler Bezugspunkt eher keine große Rolle. Es kam damals eben sehr darauf an, in welcher Region man in der Ukraine lebte, und Kyjiw hatte zu diesem Zeitpunkt als begehrte Metropol auch einen Sonderstatus innerhalb der Sowjetrepublik und darüber hinaus – eine Insel, wenn Sie so wollen. Aber ich kenne natürlich nur meine eigene Familie und weiß nicht, wie das bei anderen war. Bei uns kommen russische, ukrainische, armenisch-deutsche und polnisch-jüdische Anteile zusammen. Erst in meiner Generation sind diese nationalen Kategorien etwas Selbstverständliches geworden, ganz besonders unter dem Eindruck, dass die Souveränität der Ukraine einem derartigen Angriff ausgesetzt ist.

Pracht. Hier haben Sie auch diesen berühmten Animismus: Dinge wie ein Mantel werden verlebendigt, eine Nase läuft spazieren, die Welt ist durch und durch unheimlich. Ich könnte weitere Literatur nennen, natürlich auch westliche: die von Clemens J. Setz zum Beispiel oder Autorinnen wie Ursula K. Le Guin, Kathy Acker und Olga Ravn, die sehr aufregend und immer neu in jedem Buch Welten entwerfen, eigene Gesetze aufstellen. Oder Flann O'Briens surrealistischen Roman *Der dritte Polizist*, es ist eine Schande, dass er heute vergessen ist. Dort erblickt das Erzählen in dem Moment, in dem das Totenreich betreten wird. Es ist wie eine Befreiung, aus der sich die gesamte Komik des Romans speist. Ich glaube, das ist bei mir ähnlich.

ZEIT: Sie verweisen auf die literarische Tradition des Absurden. Lässt sich damit das Lebensgefühl unserer Gegenwart besonders plausibel einfangen?

Gordeev: Davon bin ich überzeugt. Wenn marodierende Privatarmen wie die Wagner-Gruppe Richtung Moskau marschieren, dann ist das bereits ein surreales Ereignis. Wenn ich das in meinem Roman aufgreife, muss ich kaum etwas hinzudichten, um es grotesk wirken zu lassen. Wir leben mit dem bedrohlichen Gefühl, allerorts einem Epochenwechsel beizuwohnen, auch hierzulande – mit noch unklarem Ausgang. Meine Figuren befinden sich im Widerstand gegen das herannahende Grauen. Ich glaube, in einem umfassenden Sinne sind übrigens auch die meisten, die literarisch schreiben, widerständig. Beobachter der Gegenwart, die mit ihrer Literatur für sich und andere Gegenwelten erschaffen. Das geht in manchen Fällen mit einer gewissen Lebensuntüchtigkeit einher. Ich weiß, dass es cietel klingt, wenn man von sich selbst als Außenseiter spricht, aber es stimmt einfach. Ich bin das schwache Anhängsel meines Buches, nicht umgekehrt.

ZEIT: In Ihrem Roman geht bei aller Fantastik letztlich alles auf: Die unterschiedlichen Handlungsstränge und Motive ergeben ein sinnvolles Ganzes, es gibt keine offenen Enden. Sie scheinen einen sehr emphatischen Werkbegriff zu haben.

Gordeev: Aber ja. Ein Roman muss sich von einem selbst entfernen und eine Eigenlogik entwickeln. Ich nehme das Schreiben sehr ernst, aber ich kann mich selbst und meinen Alltag nicht sonderlich ernst nehmen. Manchmal bewundere ich Schriftsteller, die auf ihre Tagebücher zurückgreifen und selbst Erlebtes konkret in ihre Romane einfließen lassen. Das gelingt mir selten, ich finde mich selbst in diesem Zusammenhang meist nicht interessiert genug.

ZEIT: Es gibt hier und da in der Rezeption Stimmen, die empfinden Ihren Roman mit seinen vielen Handlungssträngen als sperrig und unübersichtlich. Können Sie das nachvollziehen?



Ihre Eltern zogen aus der Sowjetunion nach Deutschland. Valeria Gordeev, 39, wurde in Tübingen geboren

tisch wirksam sein kann. Gesellschaftliche Konflikte lediglich zu illustrieren, scheint mir kein geeignetes Mittel zu sein. Außerdem ist es oft langweilig.

ZEIT: Sie sind in Tübingen geboren worden – als Kind von Eltern, die aus der Sowjetunion geflohen waren?

Gordeev: Meine Eltern studierten in Leningrad Mathematik und haben sich als Dissidenten verstanden. Sie kamen 1979 legal aufgrund der sogenannten »jüdischen Familienzusammenführung« nach Westdeutschland. Die Aufnahme erfolgte damals ausgesprochen großzügig. Einer meiner Großväter war zwar tatsächlich jüdisch, das Judentum spielte bei meinen Eltern aber keine Rolle, sie wollten in den Westen, wollten raus aus diesen bleiern, maroden Zuständen und haben von einem Leben in Wohlstand geträumt.

ZEIT: Ihr Roman appelliert nicht direkt für eine bessere, friedvollere Welt. Sie beklagen keine konkreten Missstände, stattdessen liest man Groteskes,

ZEIT: Wenn Sie Ihren Roman selbst charakterisieren würden, was wird hier eigentlich veranstaltet, in welcher Tradition steht Ihr Werk?

Gordeev: Wer literarisch schreibt, verfügt, anders als beim Film, über unendlich viele Möglichkeiten, und das alles ohne ein Riesenbudget. Ich kann mich ohne großen Aufwand in den Kreml versetzen oder aus dem Jenseits heraus erzählen. Ich kann die unterschiedlichsten Formen einsetzen. Als Erzählerin bin ich allmächtig, und ich verstehe nicht, weshalb man das beim Schreiben nicht ausschöpfen sollte. Wenn es um konkrete Einflüsse geht, dann würde ich die russische Moderne nennen: Bulgakow haben Sie bereits erwähnt; die Brüder Arkadi und Boris Strugatzki mit ihren fantastischen Science-Fiction-Romanen; das albraumhafte, für mich auch mit Kafka verwandte Werk von Andrej Platonow. Und aus dem 19. Jahrhundert natürlich Nikolai Gogol. Hier haben Sie das Absurde der Moderne bereits in seiner ganzen

Valeria Gordeev: Die Zikade entschlüpf ihr goldglänzenden Hülle. Roman; S. Fischer, Frankfurt a. M. 2026, 640 S., 26,– €, als E-Book 22, 99 €

Das Gespräch führte Adam Soboczynski

»KOMM SCHON, BABA!«

Wie spricht man mit dem eigenen Vater über die AfD, wenn Deutschland für ihn das Exil ist? Ein Gipfeltreffen mit den vier Autorinnen des Buches »Unsere Väter«

»Ich würde gern mit unseren Vätern in Magdeburg persisch kochen«

Natalie Amiri



Shila Behjat, Düzen Tekkal, Minu Barati und Natalie Amiri vor der Buchpremiere im Münchner Kulturkraftwerk Bergson

DIE ZEIT: In Ihrem Buch erfährt man, dass Sie Ihre Väter mit *Baba* ansprechen. Wie werden Sie von Ihren Vätern genannt? **Natalie Amiri:** Jasmin. So heißt meine Schwester.

Shila Behjat: Genau, es wird einmal die ganze Familie aufgezählt, bis mein Vater beim richtigen Namen angekommen ist. Aber es gibt keinen Kosennamen.

Amiri: Für mich auch nicht.

Düzen Tekkal: Mein Vater nennt mich Düzen, eine Verniedlichungsform, während ich für meine Mutter nur *Dine* bin. Das ist Kurdisch und heißt »die Verrückte«.

Minu Barati: Ich werde entweder *Baba jan* genannt – *jan* bedeutet auf Persisch »Seele« oder »Leben«, auf Deutsch würde man »Papas Liebling« sagen – oder *Minu jan*. Wir nennen Vater *Baba*, aber sie nennen uns auch *Baba* zurück. Ich kann aber auch Natalie *Baba* nennen: »Komm schon, *Baba*, jetzt sei doch nicht so.«

ZEIT: Können Sie bitte je eine tolle und eine schwierige Eigenschaft Ihrer Väter nennen?

Tekkal: Die Selbstlosigkeit meines Vaters. Und die Selbstlosigkeit meines Vaters. Er hat vielen Menschen geholfen, aber es Aufopferungsvolle hat eine Schattenseite: Er denkt an alle, aber nicht an sich. Ich habe das beschrieben: Er ist wegen Herzproblemen auf dem Weg ins Krankenhaus, aber er ruft mich an und sagt: »Kannst du dich bitte dringend um die Person X kümmern.«

Barati: Das erinnert mich an meinen Vater. Wenn man immer nur da hinschaut, wo das Leid am größten ist, bedeutet das natürlich für die Familie zu Hause, dass es dort nichts zu tun gibt.

Behjat: Mein Vater hat etwas Unermüdliches. Der ist 70 geworden und fand, es sei jetzt an der Zeit, auf den Kilimandscharo zu steigen. Meine Schwestern und ich lachen

inzwischen über diese Rastlosigkeit, aber sie hat auch bedeutet, dass man sich bei uns nicht einfach ausgeruht hat.

Tekkal: Ja, und jetzt bist du selber so, Shila.

Amiri: Mir ist beim Lesen unseres Buches aufgefallen, wie sehr unsere Charaktereigenschaften von unseren Vätern kommen und zugleich einige davon genau die waren, die uns bei ihnen am allermeisten gestört haben. Gute Eigenschaften meines Vaters sind sicher seine Großzügigkeit und seine Gastfreundschaft. Vor lauter Gastfreundschaft gerieten dann eben auch die eigenen Töchter in den Hintergrund.

ZEIT: Im Buch steht, Sie seien allesamt Vaterlöhner.

Behjat: Als ich klein war, hat meine Mutter noch studiert und war viel mit uns Kindern zu Hause. Damals hat mich fasziniert, dass mein Vater dieses Leben draußen hatte. Er kam abends heim, und was er gemacht hatte, wirkte spannend. Wie handelt man im Außen, wie regelt man dort die Dinge? Das hatte etwas Verheißungsvolles.

Amiri: Ich war gestern bei der Buchvorstellung von Matthias Schrammer, dem Verhandlungsexperten. Irgendwann fragte er ins Publikum: »Wer von Ihnen ist listig?« Nur zwei Leute meldeten sich, das Wort ist ja auch negativ besetzt. Ich dachte: Also, ich bin schon listig. Aber ich kann unmöglich meinen Arm heben. Aber dann sagte Schrammer: Nicht gut! Und erklärte, dass man in Verhandlungen listig sein muss. Er sagte explizit: Sie müssen sich am Basar orientieren. »Nachverhandeln« ist zum Beispiel ein so deutsches Wort, weil Verhandlungen im Orient nie enden. Das habe ich von meinem Vater übernommen. Ich verhandle immer, ich bin also eine listige Verhandlerin.

Barati: Meiner hat in meiner Kindheit auch ständig verhandelt aus Spaß, um das Bus-

ticket, ein Croissant, ich denke, er wollte Farbe in den grauen Alltag bringen, aber ich bin im Boden versunken. Ich dachte: O Gott, die glauben alle, wir können uns das nicht leisten. Ich kann überhaupt nicht verhandeln. Ich frage dann die anderen drei hier.

Behjat: Zu meinem Vater hat mal jemand zugleich einige davon genau die waren, die uns bei ihnen am allermeisten gestört haben. Gute Eigenschaften meines Vaters sind sicher seine Großzügigkeit und seine Gastfreundschaft. Vor lauter Gastfreundschaft gerieten dann eben auch die eigenen Töchter in den Hintergrund.

Tekkal: Von meinem Vater habe ich seine Werte, sein Menschenbild, den politischen Bezug zur Welt. Das ist das Wichtigste in meinem Leben.

ZEIT: Sie stehen alle erfolgreich in der Öffentlichkeit. Welche Rolle haben dabei Ihre Väter gespielt?

Amiri: Sie sind die Antreiber, aber auch die, die das Gefühl des Nichtgenügens fütterten. Als ich meinem Vater erzählte, dass ich zum zweiten Mal die Auszeichnung als beste politische Journalistin Deutschlands erhalten hatte, war seine Reaktion ernternd. Wir

haben das etwas Verheißungsvolles. **Amiri:** Ich war gestern bei der Buchvorstellung von Matthias Schrammer, dem Verhandlungsexperten. Irgendwann fragte er ins Publikum: »Wer von Ihnen ist listig?« Nur zwei Leute meldeten sich, das Wort ist ja auch negativ besetzt. Ich dachte: Also, ich bin schon listig. Aber ich kann unmöglich meinen Arm heben. Aber dann sagte Schrammer: Nicht gut! Und erklärte, dass man in Verhandlungen listig sein muss. Er sagte explizit: Sie müssen sich am Basar orientieren. »Nachverhandeln« ist zum Beispiel ein so deutsches Wort, weil Verhandlungen im Orient nie enden. Das habe ich von meinem Vater übernommen. Ich verhandle immer, ich bin also eine listige Verhandlerin.

Barati: Meiner hat in meiner Kindheit auch ständig verhandelt aus Spaß, um das Bus-

ticket, ein Croissant, ich denke, er wollte Farbe in den grauen Alltag bringen, aber ich bin im Boden versunken. Ich dachte: O Gott, die glauben alle, wir können uns das nicht leisten. Ich kann überhaupt nicht verhandeln. Ich frage dann die anderen drei hier.

Behjat: Zu meinem Vater hat mal jemand zugleich einige davon genau die waren, die uns bei ihnen am allermeisten gestört haben. Gute Eigenschaften meines Vaters sind sicher seine Großzügigkeit und seine Gastfreundschaft. Vor lauter Gastfreundschaft gerieten dann eben auch die eigenen Töchter in den Hintergrund.

wäre für meinen Vater – und nicht nur für ihn – richtig schlimm, eine eingebildete Tochter zu haben. Deswegen darf man nicht zu viel loben, sonst könnte sie sich ja was drauf einbilden. Ich habe nie gehört: Du bist die Schönste, du bist meine Prinzessin.

Tekkal: Witzig, die meisten Iranerinnen, die ich kenne, fühlen sich wie Prinzessinnen. Wora liegt das?

Amiri: Das erzählen wir uns einfach selbst.

Tekkal: Natalie sprach vorhin vom »Antreiber«. Damit kann ich etwas anfangen. Weil es halt nie gereicht hat. Man war nicht stolz auf uns nur um unserer selbst willen. Die Liebe war auch an Leistung gekoppelt. Und zwar auch an Leistungen, die ihre unerfüllten Träume kompensieren sollten.

ZEIT: Würden Sie sagen, dass das allein kulturell bedingt ist? Oder spielt auch eine Rolle, dass Ihre Väter allesamt im Exil leben?

Barati: Wir alle haben festgestellt, dass wir von unseren Vätern kein Lob kennen. Ich habe meinen Vater darauf angesprochen, aber er hat sich persisch-blumig rausgemogelt. Im Sinne von: Die Tochter braucht kein Lob vom eigenen Vater, was sollte er schon sagen, was nicht zu wenig wäre?

Amiri: Mein Vater wollte nach jedem Gespräch, das ich mit ihm für unser Buch geführt habe, Lob für seinen Einsatz.

Tekkal: Mein Vater bedankt sich für die Preise, die an mich verliehen werden. Wenn ich auf die Bühne gerufen werde, steht er von seinem Platz auf, winkt dem Zuschauer-saal zu und lässt sich beklatschen.

Amiri: Mein Vater wird sich zum Signieren unseres Buches zur Verfügung stellen. Er hat schon Bücher von mir signiert, die gar nicht mit ihm zu tun haben.

ZEIT: Glauben Sie, dass deutsche Väter ohne Migrationsgeschichte ein anderes Verhältnis zum Lob haben?

Tekkal: Haha, um seiner selbst willen geliebt werden? Muss das schön sein! Nein, ich mache nur Spaß. Aber bei uns war es halt eine Kultur des Funktionierens. Bootcamp. Nie Zeit, um nach Gefühlen zu fragen. Wir Kinder sollten keinen Ärger machen, Punkt. Ich habe meine deutschen Freunde beneidet dafür, dass es bei ihnen zu Hause nicht so war. Ich habe mir meine Freunde ausgesucht nach deren Eltern. Erst später habe ich verstanden, dass in anderen Familien auch nicht alles rosig ist.

Amiri: Ich habe schon gemerkt, dass auch bei meinen deutschen Freundinnen ein Druck durch die Väter existiert, aber vielleicht weniger ausgesprochen, es stand im Raum. Unsere Väter haben dagegen knallhart gesagt, was sie erwarten. Viel expliziter, vielleicht auch ehrlicher.

Barati: In deutschen Haushalten ohne Migrationsgeschichte erschien mir vieles so viel einfacher. Ich hätte mir als Kind so ein provinzielles Reihenhauschen gewünscht, mit einem deutschen Vater, wo die Familie ein bisschen nervös ist, ob das Essen auch pünktlich auf den Tisch kommt. Wo es überhaupt keine politischen Fragen gibt, außer vielleicht, welcher Fußballklub gewonnen hat. Wo das Elend der Welt keine Rolle spielt. Uns wurden so viele Themen mitgegeben.

Behjat: Schnätschle, Aufträge auch. Als würde unser Dasein ihren Erfolg repräsentieren. Wenn man Minderheiten angehört, ist es sowieso so: Man steht stellvertretend dafür, wie diese Minderheit angeblich insgesamt ist. Ein Riesendruck.

ZEIT: Sie wollen mit Ihrem Buch auch gegen Klischees anschreiben. Wie repräsentativ ist es geworden?

Barati: Wir schreiben ja an gegen das Klischee des migrantischen Vaters zum Beispiel. Es werden bei Vätern aus muslimisch ge-

prägen Ländern Befreiungsgeschichten angenommen, und es geht ständig um Kopftücher. Das ist nicht die Realität vieler Millionen Familien. Es ist fast witzig, wie weit weg das von unserer Lebensrealität ist. Wenn in irgendwelchen Gremien voll weißer Männer diese Themen aufkamen, richteten sich immer gleich alle Blicke auf mich. Ich dachte dann nur: Was gucken die denn mich an? Das einzige Mal, dass ich ein Kopftuch getragen habe, war im Cabrio.

ZEIT: Hier ist das Bild des iranischen Vaters ja auch von Büchern wie *Nicht ohne meine Tochter* aus dem Jahr 1987 geprägt. Darin wird eine Mutter mit ihrer Tochter vom persischen Vater nach Teheran verpflanzt, wo er den westlichen Lebensstil beendet.

Amiri: Wir vier sind traumatisiert von diesem Buch, das ja vermittelt: Alle iranischen Väter sind böse. Gefühlt hatte es jeder gelesen, es war immer schon vorher da, wenn ich irgendwo ankam. Später erfuhr ich, dass es auch Teil der Propaganda der Amerikaner gegen den Iran war, um ein negatives Bild des Landes zu intensivieren. Das will ich seit Langem aufbrechen, durch meine Berichte aus dem Land und durch unser Buch. Das Regime hat mit der Mehrheit der Bevölkerung nichts zu tun. Vielen iranischen Männern ist nichts wichtiger, als ihre Frauen zu unterstützen. Unseren Vätern auch. So kamen sie nach Deutschland, mit dieser Haltung.

Barati: Die Assoziationen, die es zum migrantischen Vater gibt – kontrollierend, unterdrückend, nicht an der Entfaltung der Tochter interessiert –, haben nichts mit unseren Vätern zu tun.

ZEIT: Man denkt sich beim Lesen eher: Das sind ja unfassbar tolle, fast unwahrscheinliche Väter.

Tekkal: Mein Vater kam aus dem letzten Loch. Der hat seine Diskriminierungserfahrungen einfach weggelächelt, und mir hat er Flügel gegeben. Ich habe meine Herkunft lange nicht als Privileg sehen können. Sie war für mich mit Schmerz und Kampf verbunden. Ich habe uns als defizitär wahrgenommen, weil wir von außen so behandelt worden sind. Nicht deutsch genug und so weiter. Es war ein Prozess, das anders zu sehen.

Amiri: Wir könnten unsere Geschichten alle andersrum erzählen. Als Opfergeschichten. Aber ich weigere mich.

Tekkal: Ich bin kurdische Jesidin. Ich will überhaupt nichts schönreden. Es gibt da auch eine Form des Patriarchats, bei uns wurde an getrennten Tischen gegessen. Aber es gibt auch die Formel *jin, jinan, azadi*, »Frau, Leben, Freiheit«. Das Streben der kurdischen Frau nach Autonomie, in Familie und Gesellschaft. Und mein Vater hat mich zu Hause immer an den Männertisch gesetzt. Das ist etwas Besonderes, ich habe ein Riesenglück, von so einem Mann erzogen worden zu sein, er hat mir ein anderes Männerbild vermittelt. Das ist auch der Grund, warum ich so sehr für Frauenrechte kämpfe und warum ich Männer nie gehasst habe.

Barati: Ich habe meinen Vater nie despektierlich über Frauen sprechen hören. Im Gegenteil. Nicht ein Mal.

ZEIT: War denn Gleichstellung überhaupt ein Gesprächsthema zu Hause?

Amiri: Bei mir wurde sie nur gelebt. Mein Vater hat mich so sehr gestützt damit, unabhängig zu werden, dass ich jetzt fast ein Beziehungsproblem habe. Gemeinsame Projekte mit Partnern, die ein schnelles Aufbrechen verhindern, habe ich immer vermieden.



Natalie Amiri, 1978 in München geboren, ist eine deutsch-iranische Journalistin. Sie leitete das ARD-Studio in Teheran, zuletzt erschien von ihr »Der Nahost-Komplex« (2025). Ihr Vater Roohollah Amiri kam 1965 nach Deutschland und führte ein Teppichgeschäft. Er hat gern Besuch über Wochen

Mein Vater ist es, der sagt: Du brauchst doch nicht zu heiraten, du bist doch selbstständig, du verdienst dein eigenes Geld. Und Familie und Kinder, das ist doch alles gar nicht so wichtig.

Behjat: Meine Mutter wurde in Deutschland geboren, in einem Dorf im Allgäu. Weil sie das Mädchen in der Familie war, sollte sie kein Abitur machen und nicht studieren. Brauchst du nicht, hat man ihr gesagt. Mein Vater ist im Iran mit einer Schwester aufgewachsen, die bei allem bevorzugt wurde, vor allem bei der Bildung. Als meine Mutter und er heirateten, hat er sie motiviert, ihr Abitur nachzuholen. Dann hat sie mit drei Kindern BWL studiert. Das ist doch mal ein gutes Abräumen von Klischees über Männer aus dem Nahen Osten und die angebliche Fortschrittlichkeit im Westen.

Barati: Wenn man sich unsere Väter verbunden ist, sind das alles emanzipierte, starke Frauen.

Tekkal: Bei uns Kurden und Jesiden ist es ambivalent. Bei uns gibt es das Patriarchat, es gibt Geschlechterungerechtigkeit. Das



Düzen Tekkal, 1978 in Hannover geboren, ist Autorin, Politologin, Kriessportlerin und mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnete Menschenrechtsaktivistin. Ihre Eltern sind kurdische Jesiden und flohen in den Siebzigern nach Deutschland. Ihr Vater Seyhmus Tekkal engagiert sich für Geflüchtete

war immer mein Konflikt: Wie kann ich so einen modernen Vater haben, während unsere Kultur Frauen einschränkt? Es wäre nicht üblich gewesen, dass ich jemals unverheiratet in einer fremden Stadt studiere. Mein Vater hat sich für mich eingesetzt. Gegen dieses Patriarchat, gegen die Kultur, gegen seine Brüder, die alle mitreden wollten, dass ich nicht studieren darf. Meine Mutter war viel traditioneller. Sie hat großen Wert darauf gelegt, was die anderen denken.

ZEIT: Wenn man sich den feministischen Diskurs anschaut, wäre ein Buch über Ihre Mütter erweiterbar gewesen.

Amiri: Vielleicht ist ein Buch über die Väter bereits die nächste Stufe, vielleicht sind wir so sehr vom Denken in Geschlechterrollen befreit, dass wir jetzt über die Väter schreiben können.

Tekkal: Die Frage nach den Müttern hat etwas Reflexhaftes. Ich meine: Hallo! Wir sind die Töchter unserer Mütter, sie haben uns auf die Welt gebracht. Sie sind die Gebenden, sie haben die Care-Arbeit geleistet. Während mein Vater die große Politik gemacht hat, war meine Mutter dafür da, dass der Laden lief.

ZEIT: Sie schreiben, die Väter hätten Sie zu »starken Frauen« erzogen. Was ist das eigentlich? Man könnte auch sagen, eine sogenannte starke Frau ist die, die mit den Kindern zu Hause ist?

Barati: So wie Düzens Mutter Fatma. Die ist unendlich stark.

Tekkal: Nie lesen und schreiben gelernt. Im Gesicht tätowiert, elf Kinder auf die Welt gebracht, die ganze Care-Arbeit gemacht, immer marginalisiert worden. Aber sie war die Regierung bei uns. Nicht mein Vater.

Behjat: Für mich ist es ein Ausdruck von Stärke, dass man als Frau über den eigenen Vater spricht, wenn er wesentlich dazu beigetragen hat, dass man so stark geworden ist. Und unsere Väter haben gemeinsam, dass sie trotz der Härten im Leben keine Bitterkeit in sich tragen. Sanft geblieben sind. Sie zeigen: Diskriminiert werden, erniedrigt und lächerlich gemacht werden muss nicht dazu führen, dass ein Mann aggressiv oder depressiv wird.

Amiri: Oder in die Radikalität geht. In den radikalen Islam oder zur AfD.

Behjat: Das ist kein Automatismus, sondern eine persönliche Wahl.

Tekkal: Unsere Väter haben diese Gesellschaft nie verachtet. Aber genau das stelle ich gerade bei jüngeren Männern fest.

Barati: Mein Vater behauptet, keinen Rassismus erfahren zu haben. Das kann ich mit etlichen Geschichten widerlegen. Ich denke, er will keinen Rassismus erfahren haben. Er benennt andere Gründe, dass die andere Person eben einen sehr niedrigen Bildungsstand hatte oder was auch immer. Er ist diesem Land so dankbar. Er hat auch große Freundlichkeit erlebt von Deutschen in den Sechzigern, die ihm in seiner Anfangszeit hier geholfen haben.

ZEIT: Frau Tekkal, Sie haben eben gesagt, dass Sie Verachtung feststellen bei jungen Männern gegenüber dieser Gesellschaft. Was ist da jetzt anders?

Tekkal: Es ist eine Generation, die mit gewissenen Selbstverständlichkeiten aufgewachsen ist. Ganz anders als die Männer, die uns erzogen haben. Die Generation unserer Eltern hatte gar keine andere Wahl, als sich einzufügen. Die Jüngeren entwickeln jetzt eine Wut, die sich die Älteren nicht leisten konnten. Das ist auch legitim. Aber es kann eben kippen. Wenn immer nur die anderen schuld sind, immer gleich die Rassismus-Karte gezogen wird, muss man an sich selbst nichts ändern. Damit habe ich ein Problem.

Amiri: Gemeint sind diejenigen, die gegen Institutionen, gegen die Polizei vorgehen, die da einen so enormen Hass nach außen kehren, wie etwa in Berlin in der Silvesternacht 2022. Ich frage mich: In welche Parallelgesellschaften habt ihr euch zurückgezogen, dass ihr euch gar nicht mehr als Teil des Ganzen fühlt, sondern Deutschland nur noch Feind ist?

Tekkal: Ich bin selber betroffen von vielen dieser Männer, die mich attackieren, weil ich dieses Land verteidige. Aber Attacken kommen auch von autochthonen deutschen Männern. Die Schnittmenge beider Lager ist häufig Frauenfeindlichkeit. Deutschland macht es Migranten nicht leicht. Ich betriehe hier keine Realitätsverweigerung. Aber wann ist das passiert, dass man für ein »Fuck Germany« mehr gefeiert wird als dafür, hervorzuheben, dass dieses Land auch eines der Chancen sein kann? Unser Buch erzählt von der bedingungslosen Liebe unserer Väter zu Deutschland, einem Land, das unsere Väter nie zurückgeliebt hat, ihnen so viel Schmerz bereitet hat. Deswegen sind wir auch wütend. Für unsere Väter.

Barati: Wir müssen gegen die Behauptung kämpfen, dass es in Zukunft ein Deutschland ohne unsere Väter und uns geben könnte.

Behjat: Es geht um Anerkennung. Unsere Väter haben dieses Land mit aufgebaut, waren Teil des Wirtschaftswunders. Das betrifft eine ganze Generation von Menschen mit Migrationsgeschichte, deren Leistung nicht gewürdigt wurde.

ZEIT: Wie sähe diese Anerkennung aus?

Amiri: Wenn ich an meinen Vater denke, geht es vor allem um das Gefühl, dass dir die Hand gereicht wird, dass du dazugehörst, dass du eingeladen wirst. Nicht weil du der Ausländer bist, an den jetzt auch mal gedacht werden muss, sondern um deinetwillen.

ZEIT: Sie alle erzählen, dass Ihre Väter mit Lob sparsam waren, Machen Sie das bei Ihren Kindern anders?

Behjat: Ein bisschen davon bleibt. Ich habe bei meinen Söhnen viel darüber nachgedacht, wie ich es verhindern kann, dass sie permanent das Gefühl haben, sich anstrengen zu müssen. Aber mir selbst gegenüber habe ich die gleiche Härte, die ich bei meinem Vater so schlimm fand.

Barati: Wie mein Vater geht ich an meine Tochter weiter, dass keine Haltung haben keine Option ist. Sie muss ihren Standpunkt verteidigen können, fast egal, welchen.

Behjat: Aber man kann die Geschichte auch andersrum erzählen: Unsere Väter wollten nicht, dass wir einfach nur erfolgreich werden, sondern dass wir einen Unterschied in der Welt machen, Ungerechtigkeiten erkennen – damit kann man dann vielleicht so etwas wie seinen Frieden machen.

Tekkal: Ehrlich gesagt musste ich mir Hilfe holen, weil ich viele der Mechanismen unbewusst übernommen habe, die mich bei meinem Vater gestört haben. Dass es nicht reicht, dass ich nicht stolz sein kann. Du hast etwas geschafft, und dann kommt gleich das Nächste und das Nächste. Eine Freundin, die auch Coach ist, hat mich mal gefragt: Sag mal, warum gibst es bei dir zu Hause keinen Platz für deine Preise, warum versteckst du die in die Schrank?

Amiri: Genau! Als ich kürzlich mal wieder kurz vorm Burn-out war, habe ich die fünf Bücher, die ich in den letzten fünf Jahren

geschrieben habe, nebeneinander vor mir aufgestellt, im Wohnzimmer. Und zu Minu gesagt: Du, das ist keine Selbstbeweihräucherung, ich habe sie nur aufgestellt, damit ich es besser aushalten kann, wenn ich mal eine Woche nichts tue. Ich verachte und bestrafe mich, wenn ich nichts tue.

Tekkal: Für mich ist Sichtbarkeit und Öffentlichkeit aber auch einfach eine Überlebensstrategie. Bei uns ging es um einen Völkermord, der existiert, seit es uns gibt. Es ging um Bleiberecht, da bin nicht ich das Thema, sondern die Frage: Wer hilft uns, wenn es drauf ankommt? Das Vertrauen, dass uns geholfen werden würde, dass man für uns aufstehen würde, das habe ich nicht. Dafür arbeite ich und suche radikal die Öffentlichkeit. Insofern bin ich hoffentlich im besten Sinne uneitel: Ich diene der Sache, die untrennbar mit meinem Vater verbunden ist.

Barati: Ich kann mit Öffentlichkeit als Faktor für das Gefühl von Anerkennung nichts anfangen. Wichtig ist, was die Menschen denken, die einen kennen. Auch jenseits von Bühnen, Mikrofonen und Kameras kann man wichtige Beiträge leisten.

Tekkal: Ich will mich gar nicht moralisch überhöhen. Für mich ist die Bühne Mittel zum Zweck. Es geht um eine Sache, die größer ist als ich. Es ist keine Selbstverständlichkeit, dass unsere Themen einen Raum bekommen.

Amiri: Ich wäre gerne nicht auf der Bühne. **Barati:** Bist du aber.

Amiri: Ja, aber eigentlich bin ich lieber hinter der Kamera und höre zu.

ZEIT: Seit den Wahlen im Osten Deutschlands spricht man wieder konkret über ein Deutschland mit Rechtsextremen in der Regierung. Was haben Ihre Väter dazu gesagt?

Barati: Als es um 18 Uhr die ersten Hochrechnungen gab, war ich bei meinem Vater. Er sagte: Alle Männer, die mich attackieren, und keiner hat mehr Fragen.

Tekkal: Dieses Ergebnis haben unsere Väter nicht verdient, die ganze Generation nicht. Ich nehme es persönlich, denn gemeint sind Menschen mit sichtbarer Migrationsgeschichte. Meine Mutter trägt manchmal Kopftuch. Menschen wie sie sind ausgeliefert. Meinen Eltern macht das Angst. Dann wollen wissen: Was ist los mit Deutschland? Was bedeutet das für uns?



Minu Barati, 1975 in Berlin geboren, ist Filmproduzentin, Drehbuchautorin und mit Joscha Fischer verheiratet. Ihr Vater Mehran Barati floh 1963 nach Deutschland, wo er erst Medizin, dann Politik studierte. Als Kritiker des Regimes erhielt er 2025 das Bundesverdienstkreuz

ZEIT: Was ist die Antwort? **Tekkal:** Habe ich nicht. Ich kann nur sagen: Baba, deswegen machen wir das alles, und wir machen weiter, jetzt erst recht. Ich kann ja verstehen, dass die Leute müde sind, aber aufgeben ist auch ein Privileg.

Barati: Mein Vater konnte es kaum fassen. Er war Teil der deutschen Studentenbewegung, ist sehr vom Gewerkschaftskampf geprägt. Der erzählt immer noch, wie er damals diese Gewerkschaftszeiten verteilt hat, in denen es um deutsche Sozialpolitik, das heißt um sehr deutsche Anliegen geht. Er hat später auch fürs Rote Kreuz gearbeitet, war dort im Betriebsrat und hat auf europäischer Ebene Programme im Bereich der Sozial- und der Migrationspolitik entwickelt. Damit hat er dieses Land zu seiner Angelegenheit gemacht. Diese Wahl war für ihn ganz, ganz bitter.

Amiri: Als ich meinen Vater anrief und ihm die Zahlen durchgab, sagte er 30 Sekunden nichts. Und dann ganz laut: »Scheiß!«

Behjat: Mein Vater und ich hatten beide das



Shila Behjat, 1982 in Karlsruhe geboren, verantwortet beim Sender Arte Dokumentationen und schreibt Bücher. Zuletzt erschien von ihr »Frauen und Revolution« (2025). Ihr Vater ist ein aus dem Iran stammender Angehöriger der Bahai. Das Potenzial seiner Tochter hält er für unerschöpflich

starke Gefühl, dass wir nicht noch mehr schlaue Gedanken zur Wahl hören wollten.

Tekkal: Mich interessieren Meinungen dazu nicht mehr. Es gibt da einen Unterschied: Ist man betroffen, oder hat man nur eine Meinung? Machen statt reden!

Amiri: »Machen« ist für mich aber auf jeden Fall auch, gegen diese Spaltung zu arbeiten. Viele Menschen sind nach Sachsen-Anhalt gereist, um dort Vielfalt zu zeigen. Queere Menschen, Menschen unterschiedlicher Herkunft, freischulende Menschen. Es ist ja an sich ein schöner Ansatz, dort diese Vielfalt zu präsentieren, aber ich weiß nicht, ob das zu einer Verständigung mit AfD-Wählern führt. Vielleicht fühlen die sich auf diese Weise noch mehr in die Ecke gedrängt. Wir brauchen neue Methoden. Es würde Überwindung kosten, aber am liebsten würde ich mit unseren Vätern nach Magdeburg gehen, einen langen Tisch aufstellen und für alle persisch kochen. Dann essen wir zusammen, und vielleicht stellen wir fest, dass es doch viele Verbindungen gibt.

Barati: Ich koche nicht für AfD-Wähler.

Amiri: Ich glaube, abstempern, verteufeln, ignorieren ist der falsche Weg. Das Misstrauen gegenüber Institutionen, gegenüber diesem Land wird nicht besser, wenn in Leitartikeln steht, wie dünn AfD-Wähler sind.

Tekkal: Der German Dream wurde nie formuliert. Niemand hat gewagt, ihn in Worte zu fassen. Es gibt keine gute Idee vom Deutschen und auch keine vom Willkommensein. Damit müssen Leute wie wir kommen!

Amiri: Nach der Wahl saß ich mit ein paar Leuten zusammen, und die sagten: Werden wir gehen, oder bleiben und kämpfen wir?

Behjat: Unsere Väter haben kein anderes Land mehr, die können nirgendwohin zurück. Wäre Deutschland nun auch nicht mehr ihr Land, hätten sie zum zweiten Mal ihre Heimat verloren.

Barati: Mich macht das rasend: überall das wohlstandsverworfene Gerede von Menschen, die von der Politik der AfD nicht mal unmittelbar betroffen wären. »Oh, mal überlegen, wo gehen wir denn hin, wenn die AfD an die Macht kommt? Wohlhabende Deutsche können sich das in Europa frei aussuchen. Und nein, wir gehen bitte alle nirgendwohin. Das hier ist unser Land, und darum müssen wir kämpfen.

Behjat: Mein Vater ist in der Geflüchtetenhilfe aktiv. Er hat dort viel zu tun mit Männern aus dem Iran, Afghanistan und so. Die schnappt er sich, setzt sie erst mal auf den Hosenhoden und sagt ihnen: So und so geht das hier, so müsst ihr das machen. Dagegen sind diese Meinungsbeiträge dermaßen vorbei an der Realität. Man müsste sich vielmehr überlegen: Wie kann ich in die Verbindung gehen? Es gibt so viele Dinge, die den Menschen das Leben schwer machen, allein wenn man mal an den Alltag in Berlin denkt. Stattdessen reden Politiker ständig über die AfD und machen so Werbung für sie.

Tekkal: Und die, die gerade Entscheidungen treffen, haben Erlebnisarmut, die wissen überhaupt nicht, was draußen passiert. Und ich würde sagen, die Erfahrung, das Wissen unserer Väter ist ein ungehobener Schatz. Das sind ungenutzte Ressourcen. Die wissen, was Flucht bedeutet, die wissen auch, wie man in der deutschen Gesellschaft zurechtkommt. Sie könnten Teil der Lösung sein.

Das Gespräch führten Antonia Baum und Laura Herrteiter

Natalie Amiri, Minu Barati, Shila Behjat, Düzen Tekkal: Unsere Väter. Haner, München 2026; 288 S., 24,- €, als E-Book 15,99 €

»Wir alle kennen kein Lob von unseren Vätern«

Minu Barati

»Meine Eltern haben Angst«

Düzen Tekkal

»Unsere Väter können nirgendwohin zurück«

Shila Behjat

EINE PISTOLE WURDE BESORGT

Nicht sie sei das Problem, fand Astrid Proll ja schon immer, sondern die Verhältnisse. Jetzt hat die RAF-Mitgründerin ihre Autobiografie geschrieben. Wir wollten von ihr wissen: War sie in ihrem Leben überhaupt selbst dabei?

VON FLORENTIN SCHUMACHER

Das Grundlegende zuerst: RAF oder Raf? Sie sagt Raf, in einem durch, »geht schneller, das flutscht«. Unter sich hätten sie sich aber nie so genannt. »Das waren einfach wir. Die Leute rundum haben von der Gruppe gesprochen«, sagt Astrid Proll. Sie muss es wissen. Damit zur mindestens zweitwichtigsten Frage: Stimmt es, was der Schriftsteller Christian Kracht über die Arbeit in den Neunzigern bei der Pop-Zeitschrift *Tempo* erzählt hat, dass nämlich deren Bildredakteurin Astrid Proll ihn öfter mal geohrfeigt habe? »Ich glaube nicht, dass bei *Tempo* Ohrfeigen verteilt wurden«, sagt Proll. Unverantwortlich sei es von der Redaktion jedenfalls gewesen, den jungen Kracht für eine Reportage ins Bürgerkriegsland Somalia zu schicken. Zum Glück sei er im Hotelzimmer geblieben, mehr sage sie lieber nicht. »Stichwort Relotius, erfundene Geschichten und so weiter«. Nicht zum ersten Mal an diesem Nachmittag kommt es mir so vor, als sei Astrid Proll jederzeit ablenkungsbereit.

Bevor sie sich aushorchen lasse, über sich und ihre Autobiografie *Zwischen Sturm und Stille*, so hatte sie vor unserer kleinen Zeitreise zu den RAF-Ursprüngen am Telefon gesagt, habe sie selbst Fragen. Ob ich vorhabe, zu beschreiben, wie sie dann in Sandalen angerodelt komme, oder ob ich auch nach ihrer »bösen Vergangenheit« fragen wolle. Gern beides. Ich höhe: Unser Treffen wird kein Kaffeeplausch,

sondern ein Ringen um ihre Geschichte. Na ja, kein Wunder – *über* sie ist viel geschrieben worden, bislang wenig *von* ihr.

Sie wartet dann schon an der Badenschen Straße in Schöneberg, gegenüber der Nummer 6. Ohne Fahrrad, in Regenmantel, grünem Ralph-Lauren-Polo und Joggingschuhen, einen Turnbeutel auf dem Rücken und mit dieser anduzenden Krawalligkeit, die als Berliner Kulturerbe gilt. »Ich hab erst gedacht, du bist Jens Spahn«, sagt sie zur Begrüßung, was aus ihrem Mund nach einem zweifelhaften Kompliment klingt. Denkt man jedoch an die Verachtung bürgerlicher Umgangsformen in der RAF, deren Mitglieder sich als »forze« ansprachen, wirkt es beinahe liebevoll und spätestens als sie meinen Ellbogen nimmt, um meinen Blick auf die andere Straßenseite auszurichten, wie ein eckiger Annäherungsversuch.

Also, die Badensche 6, das graue Haus dort drüben: Darin war ihr erstes Zimmer in Berlin, hinten raus, im Frühjahr 1968 müsse sie eingezogen sein, mit 21. Einerseits kam sie her, um eine Ausbildung zur Fotografin zu machen, vor allem aber, weil es West-Berlin war und 1968. Man kiffte, demonstrierte gegen die USA und ihren Vietnamkrieg, die Aktivistin Beate Klarsfeld ohrfeigte den CDU-Bundeskanzler und ehemaligen NS-Funktionär Kurt Georg Kiesinger. In den Berliner WG-Küchen habe sie zum ersten Mal das Gefühl bekommen, nicht sie sei

das Problem, heißt es in Prolls Buch, es seien die Verhältnisse.

Es gibt ein Foto von ihr aus dieser Zeit, darauf hat sie kurze Haare und den trotzigen Blick eines Misfits. Als hinge sie irgendwie quer in der Welt, von Anfang an. Ihr älterer Bruder Thorwald, das Kriegskind, und ihre Mutter waren eine Einheit, zusammengeschweißt in gemeinsam durchlittenen Bombennächten. Vielleicht hätte sie, geboren 1947, das Papakind sein können, wäre der Vater denn da gewesen und nicht auf Baustellen, wo der Architekt am Wiederaufbau arbeitete. Als die Mutter den Familienbungalow in Kassel verließ und in die USA zog, kam Astrid Proll aus Internat, dann aufs nächste Internat, von dem sie mit 16 flog, weil sie mit einer älteren Mitschülerin im Bett erwischt worden war.

Das eingemauerte Berlin bot da eine freiere Gegenkultur. Das Zimmer in Schöneberg habe ihr wohl Thorwald beschafft, mutmaßt Astrid Proll; der lebte bereits in Berlin und war mit einem Andreas Baader bekannt, dem Ex der Vermieterin und Vater von deren Kind. Baader und Thorwald Proll hatten zusammen mit Gudrun Ensslin und Horst Seehorn im April 1968 in zwei Frankfurter Kaufhäusern Feuer gelegt – ein politischer Akt, in ihrem Verständnis, gegen den Kapitalismus und amerikanischen Napalm-bomben – und warteten auf ihren Prozess. Auch Astrid Proll hatte zuvor bei einem früheren Be-

such in Berlin nach einer antiimperialistischen Demo einen Brandsatz im damaligen Amerika-Haus deponiert, heute die Fotogalerie C/O am Bahnhof Zoo. Eine Mutprobe. Er ging nicht hoch; zum Glück, sagt Proll, es sei auch eher »eine Wunderkerze« gewesen.

Hat sie sich mal gefragt, was gewesen wäre, wenn? Wenn das, was anderen Darstellungen nach doch etwas größer als eine Wunderkerze war, explodiert wäre? Für Astrid Proll klingen solche Fragen verächtlich nach einer Aufforderung zur Buße. »Ich habe mich der Ideologie des Abschwörens immer verweigert«, sagt sie. »Nur weil die Massen Reue und Rache wollen, heißt das nicht, dass ich die Richtigkeit dafür bin.« Es widerstrebe ihr, sich »für irgendwas zu entschuldigen«, erst recht unter öffentlichem Erwartungsdruck. Ihren Widerstand gegen rituelle Distanzierungen begründet sie auch mit den Selbstkritikrunden der RAF, in denen jeder Teilnehmer der Gruppe seine Fehler gestehen musste, also jeder außer Baader und Ensslin. Schon damals erinnerte sie das an Schauprozesse. Was sie getan habe, müsse sie vor sich selbst verantworten, sonst vor niemandem.

Während andere Ex-RAF-Mitglieder wie Peter-Jürgen Boock im öffentlich-rechtlichen Stuhlkreis von ihren Alpträumen erzählen, beharrt sie darauf, dass es auch eine unschuldige Zeit der RAF gegeben habe; sie seien »Konzeptkünstler« gewesen, sagte sie einmal.

Die Grenzen zwischen Wohnprojekten wie der Kommune 1 um Rainer Langhans und deren Dada-Aktionen und einer Straßenguerilla wie dem »Zentralrat der umherschweifenden Haschrebellen« seien fließend gewesen, heißt es im Buch.

Was war für sie noch »Konzeptkünstler«, wo fing der Terror an? »Die Leute haben sich an die Straffälligkeit herangeführt. Das war so eine Zündstimmung«, sagt Proll. Sie seien ja auch wahnsinnig jung gewesen. Erst am Vorabend sei sie für eine Werkschau an der Universität der Künste gewesen, im Hinterkopf habe sie dabei schon unser Treffen

gehabt und sich gedacht: Hier kannst du dir die RAF zusammenstellen. Ein Student habe aus gesehen wie Andreas Baader, das habe sie ihm auch gesagt – »ich rede ja casual« – und ihn aufstehen lassen, um zu sehen, ob er auch die Baader-Statue habe. 23 sei der Student gewesen, älter als sie bei der RAF-Gründung. Das solle

man jetzt aber nicht als Rechtfertigung missverstehen, poltert sie gleich hinterher. Leicht macht sie es auch sich nicht.

Dass ihr Co-Autor, der Kunsthistoriker Boris von Brauchitsch, so seine Mühe mit seiner Gesprächspartnerin gehabt haben dürfte, liest man an einigen skurrilen Stellen der Autobiografie heraus. Da geht es etwa um die Vorbereitungen zur Befreiung Baaders, der wegen der Brandstiftungen einsaß: »Eine Pistole wurde in Hottes Wolschanzas – einer Nazi-Kneipe – »besorgt.« Dass es nach allem, was bekannt ist, Proll war, die eine der Waffen besorgte, welche der Baader-Befreiungstrupp mitführte, verrät einem Wikipedia, aber nicht Prolls Buch.

Der Text bleibt oft in einem sonderbaren Passiv ohne handelndes Subjekt oder lässt andere für die Autobiografin sprechen. Stefan Austs notorischer *Baader-Meinhof-Komplex* von 1985 muss herhalten, um die Flucht im Alfa Giulia zu schildern, den Proll gestohlen und gefahren haben soll; »statt des Gefühls von Abenteuer, so schildert es Stefan Aust, als habe er ebenfalls mit im Auto gesessen, spürte die Fahrerin, wie ihr warm Erbrochenes den Rücken runterlief. Die Aufregung hatte dazu geführt, dass sich Irene Goergens, die hinter ihr saß, übergeben musste.« Anders als Aust saß Astrid Proll wohl in diesem Auto, an jenem 14. Mai 1970, im Gründungs-moment der RAF. Warum lässt sie ihn von sich

»Ich habe mich der Ideologie des Abschwörens immer verweigert. Nur weil die Massen Reue und Rache wollen, heißt das nicht, dass ich die Richtigkeit dafür bin«

erzählen, wenn sie schon eine Autobiografie verfasst? Warum das Versteckspiel bis heute? »*No comment.*« Warum *no comment?* »*No comment.*« So können Dialoge mit Astrid Proll verlaufen, bis sie im nächsten Moment an einem Vorgarten stehen bleibt und die schönen Blumen lobt.

Zu manchem will sie nichts sagen; an anderes erinnere sie sich nicht. Die kuriose Haltung, fürs eigene Leben nicht zuständig zu sein, zeigt sich im Gespräch wie im Buch. Schade, denn *Zwischen Sturm und Stille* erzählt, nicht ohne Selbstironie, eine unglaubliche Biografie: die Befreiung einer lesbischen Frau aus der Nachkriegsgegnisse, die sie mit Zwischenstopp im paramilitärischen Trainingscamp von Farah-Islamisten bis ins queere London der frühen Zweitausender führt; zugleich eine BRD-Geschichte der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Doch obsonst war Mitglied bei RAF und *Tempo*? – liest sich die Erzählung wie eine lückenhafte Rekonstruktion von Astrid Prolls Leben mithilfe der Texte anderer. Sie selbst wirkt an ihrer eigenen Geschichte, der erlebten wie der erzählten, nur mäßig beteiligt.

Am Ellbogen lasse ich mich in die Bozener Straße führen; an den Altbaufassaden hängen die Schilder von Anwälten und Heilpraktikerinnen. Dort hinten – Proll deutet die Straße hinunter –

wohnte Eva, so der Spitzname von Ingrid Schubert, die nach ihrem Medizinstudium auch an Baaders Flucht mitwirkte und sich 1977 kurz nach ihm in Haft umbrachte. 50 Jahre ist die Todesnacht von Stammheim nächstes Jahr her – sie sei von ihrem Verlag an dieses Datum erinnert worden, sagt Proll, als könne sie es selbst nicht glauben. Hier drüben, in einem der Bürgerhäuser, habe Ulrike Meinhof gewohnt, als sie noch die gefeierte linke Journalistin war mit Kindernädchen. Alle lebten sie in Hörweite der US-amerikanischen Freiheitsglocke, die bis heute jeden Mittag im Rathaus Schöneberg erklingt.

Aus ihrem Turnbeutel fischt Astrid Proll nun eine Gefrierkarte und daraus ihr Handy. Sie trägt ihren Nachbarn an, der am Berufsausbildungszentrum Lette lehrt, an dem Proll einst Fotografie lernte. Er soll uns die Schule aufschließen. Die Ausbildung damals hat Proll abgebrochen, aber Fotografin wurde sie trotzdem: Aufnahmen von ihr zeigten Baader, Ensslin und sie selbst albern und jugendlich, ein Aufblitzen jener Zeit, bevor Fahndungsplakate vor ihnen warnen. Zu Fahndungsphotos hat Proll ein besonderes Verhältnis: Sie haben sie zweimal aufliegen lassen, zuerst 1971 in Hamburg, wo die Gruppe nach Baaders Ausbruch und ihrem Ausbildungstrip nach Jordanien untergetaucht war, dann 1978 in London, wohin Proll allein geflohen war, aus der richterlich genehmigten Kur

von ihrer Isolationshaft. In London arbeitete sie jahrelang unentdeckt als Automechanikerin, ließ sich von der Frauen- und Gay-Bewegung erfassen, hatte Freundinnen und wurde einmal auf einem Konzert unverhofft daran erinnert, dass sie ja noch eine gesuchte Terroristin war: Da kam der Clash-Sänger Joe Strummer im RAF-Logo-Shirt auf die Bühne.

Am herrschaftlichen Viktoria-Luise-Platz wartet Prolls Nachbar, um uns ins Lette-Gebäude zu lassen. Auf den ferienstillen Fluren erkennt sie nichts wieder, nur den leicht chemischen Geruch, von der Foto-Entwicklung. Dieser sollte ihr später wiederbegegnen: Nach ihrer Auslieferung an die Bundesrepublik kam sie 1979 auf Bewährung frei und fand schließlich eine Stelle als Fotoredakteurin, ausgerechnet beim Lifestyle-Magazin *Tempo*, wo die breitbeinigen Pop-Schönheiten die 68er als peinliche Sandalenträger betrachteten, von denen sie sich losschrieben. Einmal wollte die Redaktion im Selbstversuch klären, ob Isolationshaft wirklich Folter sei. Drei Tage lang wurde der Relotius-Vorgänger Tom Kummer im Keller der Verlagsvilla eingesperrt. Auf den Gedanken, dass über ihm im Büro eine Frau arbeitete, die 119 Tage in tatsächlicher Isolationshaft gesessen hatte, kam keiner. »Ich war völlig uninteressant für die jungen Spritzer«, sagt Proll wieder so einen Proll-Satz. Später kehrte sie nach London zu-

rück und arbeitete für die Zeitung *Independent*, ein Skandalchen für die Konkurrenz, die titelte: »*Miss Terror joins the Indies.*«

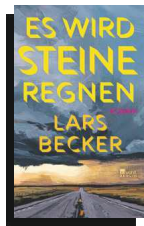
Zum Abschluss der Tour bestellt Astrid Proll in einer französischen Konditorei zwei kleine belegte Brötchen und eine heiße Schokolade. Was denkt sie eigentlich über Daniela Klettess Verhaftung 2024, nach über 30 Jahren im Untergrund? Das habe nichts mit ihr zu tun, sagt sie: »Ich bin dem entwachsen.« Kontakt habe sie zu niemandem mehr aus ihrer RAF-Zeit, auch nicht zu ihrem Bruder, dem sie nicht Kleinschwester-haft genug gewesen sei. Nur noch die Toten begegneten ihr. In ihrer Wohnung hänge ein Bild von Ulrike Meinhof, weil eben auch das ihr Leben gewesen sei. Der Anwalt Horst Mahler, mit dem Proll in Jordanien war und der zum Holocaustleugner wurde, ist auf demselben Friedhof begraben wie ihre Mutter.

Gern würde ich ihr noch den Song *RAF Rentner* der Band Antilopen Gang vorspielen, in dem die Antifa-Punk-Rapper um Danger Dan sich einen Kanzler Baader vorstellen, der zuvor durch die Institutionen marschiert ist. Und ihre Meinung zum heutigen Linksradikalismus hören. Aber es interessiert sie nicht. »Wie? Danger Dan? RAF-Rentner? Arschlöcher. Ja, Entschuldigung – aber wenn ich das schon höre. Leute werden halt alt.« Sie will jetzt einfach nur in Ruhe ihre heiße Schokolade trinken.

Astrid Proll mit Boris von Brauchitsch:
Zwischen Sturm und Stille. Wie ich der RAF entkam;
Matthes & Seitz, Berlin 2026; 232 S., 25.– €

ANZEIGE

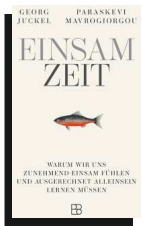
EMPFEHLENSWERT



LARS
BECKER
**ES WIRD
STEINE REGNEN**

Tief unter der Erde in Terrapolis sind die Toten zum Weiterleben verdammt. Doch zweien, Dante Palazzo und Majid Ramzy, gelingt die Flucht nach oben in ihre alte Welt. Mit einem Serum, das sie an der Erdoberfläche vor dem Erstickenstod bewahrt, tauchen sie in Berlin auf. Während Palazzo verzweifelt nach seiner Familie sucht, zieht Ramzy eine blutige Spur quer durch die Stadt. Sie werden gejagt von einem Killerkommando unter der Führung von Luka Firmino – einem Mann, der einst Ramzys Opfer war. Ein packender Wettlauf beginnt.

ROWOHLT BERLIN VERLAG, 325 SEITEN, HARDCOVER,
25 EURO, ISBN 978-3-7371-0259-9



GEORG JUCKEL &
PARASKEVI
MAVROGIORGIOU
EINSAMZEIT

Einsamkeit gilt als eine der großen Herausforderungen unserer Zeit. Doch was, wenn wir sie nicht nur als Mangel verstehen? Die Psychiater Georg Juckel und Paraskevi Mavrogorgiou laden zu einem überraschenden Perspektivwechsel ein. Sie zeigen, warum reifes Alleinsein weit mehr sein kann als soziale Isolation: eine Quelle von Selbstkenntnis, innerer Freiheit und Verbundenheit. Ein kluges, hochaktuelles Buch über ein Gefühl, das uns alle betrifft. Die Autoren zählen zu den führenden Experten der deutschen Einseitigkeitsforschung.

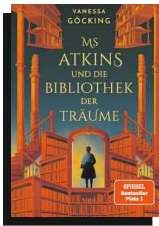
BONIFATIUS VERLAG, 256 SEITEN, HARDCOVER,
24 EURO, ISBN 978-3-98790-127-0



EDGAR SELGE
**JURAS LETZTER
WINTER**

Nach dem Erfolg von »Hast du uns endlich gefunden« wendet sich Edgar Selge erneut den dunkelsten Kapiteln der Geschichte zu: In einem Tagebuch stößt der Erzähler auf das Schicksal des Jungen Jura, der während der Leningrader Blockade verhungert ist. Aus der spürbaren Beklemmung erwächst ein intensiver, tröstlicher Austausch über Jugend, Mütter, Literatur und Sehnsüchte. Selge leiht Jura seine Stimme, macht das Verschwundene hörbar und setzt dem Jungen ein feinfühliges Denkmal – ein Hörbuch von enormer literarischer Kraft.

ARGON HÖRBUCH, ALS MP3, DOWNLOAD UND IM STREAM,
LAUFZEIT: 6 STUNDEN 9 MINUTEN



VANESSA
GÖCKING
**MS ATKINS UND
DIE BIBLIOTHEK
DER TRÄUME**

Was, wenn eine Bibliothek nicht nur Bücher aufbewahrt, sondern auch verlorene Träume? Amanda Eleonore Atkins hat ihr Leben fest im Griff – bis der neue Aushilfsbibliothekar Henry ihr eine Tür zeigt, die es eigentlich gar nicht geben dürfte. Dahinter wartet ein Ort, den nur wenige je betreten haben.

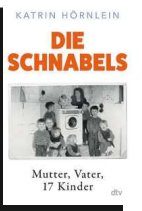
VANI VERLAG, 320 SEITEN, HARDCOVER,
28 EURO, ISBN 978-3-691-69002-6



CHRISTOPH
KRAMER
**WOLKEN-
BERÜHRPUNKT**

Auf den ersten Blick trennen sie Welten: der gefeierte Weltmeister und ein Junge, der nie ein Zuhause besaß. Doch als Chris auf Roman trifft, beginnt eine zutiefst bewegende Spurensuche. Sie führt zu einem alten Telefonmast – dem Wolkenberührungspunkt –, an dem Wünsche in den Himmel geschrien werden. Christoph Kramer erzählt eine ehrliche Geschichte über Leere, Verlust und die Frage, wie man zu sich selbst findet. Ungemein einfühlsam und facettenreich eingeleiten von Christoph Maria Herbst.

ARGON HÖRBUCH, ALS DOWNLOAD UND IM STREAM,
LAUFZEIT: 7 STUNDEN 0 MINUTEN



KATRIN
HÖRNLIN
**DIE
SCHNABELS**

Zwischen 1952 und 1975 bekommen Renate und Gernot Schnabel ein ganz und gar ungleiches Paar: 17 Kinder. Wie funktioniert der Alltag in einer solchen Großfamilie? Und wie spiegelt sich das Politische im Privaten? Katrin Hörnlein erzählt vom konservativen Erziehungsideal der 1950er Jahre bis zu den progressiven Emanzipationsbestrebungen der 1970er – und lässt die Geschwister selbst ausführlich zu Wort kommen. »Die Schnabels« ist das Porträt einer außergewöhnlichen Familie – und ein Stück bundesrepublikanische Gesellschaftsgeschichte.

DTV, 240 SEITEN, HARDCOVER, 24 EURO,
ISBN 978-3-423-28563-6



JULIE ORRINGER
**EIN GUTER
CHARAKTER**

Dava ist von ihrem Leben und ihrer Ehe mit Barr, beide Professoren an einer Universität, schon lange unerfüllt. Heimlich arbeitet sie an einem Roman über die Affäre mit ihrer Kollegin Svetlana, als sie beginnt, ihr Gedächtnis zu verlieren. Barr entdeckt das brillante Manuskript und beschließt, das Buch unter seinem Namen zu veröffentlichen – nicht ahnend, welche Lawine er damit losbringt. Julie Orringers kluger und bewegender Roman erzählt von Begehren, Liebe und Verrat – und dem Schreiben als Kampf gegen den Selbstverlust.

AUFBAU VERLAGE, 415 SEITEN, HARDCOVER MIT SCHUTZUMSCHLAG,
26 EURO, ISBN 978-3-351-04281-3



ALICE
HORÁČKOVÁ
**GETEILTES
HAUS**

Die Geschichte einer Familie von der Jahrhundertwende bis in die Nachkriegszeit. Benetko im Riesengebirge in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts: Hier wachsen zwischen Regimewechseln und verheerenden Kriegen auch Zdenka und Anežka auf. Die eine tschechisch, die andere deutsch, werden sie beide eigensinnige Frauen, die im Laufe der Jahrzehnte mit so einigem kämpfen und hadern – wildernden Männern, keifenden Schwiegermüttern, desertierenden Kindern oder ihren Nationalitäten – und vieles verlieren, aber niemals ihre Freundschaft.

DIÖGENES, 880 SEITEN, HARDCOVER LEINEN, 28 EURO (D),
ISBN 978-3-257-07400-0

ANZEIGE



RUHE!

Primitivität ist laut.
Souveränität ist leise.

Wolf Lotter seziert eine Gesellschaft im Dauerlärm – respektlos, messerscharf, überfällig. Ein Buch für alle, die genug haben vom Krawall.

Aktionismus, Dauerlärm, Dauerablenkung: Wolf Lotter, Autor, Essayist und Keynote-Speaker, hat genug von einer Gesellschaft, die vor sich selbst auf der Flucht ist – und sich dafür auch noch feiert. In „Ruhe!“ rechnet er unerschrocken mit der Kurzatmigkeit unserer Zeit ab und zeigt, warum die tätige Ruhe die eigentliche Produktivkraft des Westens ist.

Wer dieses Buch liest, muss sich vom Smartphone losreißen. Das Ergebnis, verspricht Lotter, lohnt sich.

Wolf Lotter
Ruhe!
Das Ende der Unaufmerksamkeit

ISBN 978-3-17-047747-6
166 Seiten, fester Einband
€ 19.– (D) / CHF 22,80 / € 19,50 (A)

Kohlhammer

Warum lieben die Leute denn Actionfilme und Ballerspiele?

Eigentlich war der Plan gewesen, dass wir uns bei Hendrik Bolz zu Hause treffen, aber das wollte er nicht. Daraufhin schlug ich das Westin Grand Hotel vor. Es liegt in der immer unwirklicher werdenden Friedrichstraße in Berlin (komplett leer, wird wohl bald ganz zugemacht), wo wir uns dann an einem Dienstag im August um zehn Uhr morgens, umgeben von Marmor, im goldenen Licht der Lobby fest die Hände schüttelten, vielleicht erwas zu fest (ich). Das Westin Grand hieß früher nur Grand Hotel Berlin und wurde einst gebaut, um zu zeigen, dass auch die DDR es versteht, Hotels auf »Weltniveau« zu betreiben. Es wurde 1987 eröffnet, ein Jahr bevor Hendrik Bolz in Leipzig geboren wurde, der dann in Stralsund aufwuchs, dieser früher und eben irgendwie noch immer ostdeutschen Stadt ganz oben, rechts gegenüber von Rügen, von der wohl jeder schon mal gehört hat. Bolz und ich, wir setzten uns inmitten des eklektizistischen Chaos – das Hotel hat seit dem Mauerfall schon ein paar mal den Besitzer gewechselt, ist schon ein paar mal renoviert worden – rechts von der 30 Meter hohen Glaskuppel und einem einsam herumstehenden Flügel auf farblich unbestimmbare Veloursofas (grünlich schimmernd), neben uns hatten Handwerker zu tun, die gerade die Decke aufbohrten. Bolz lächelte erwartungsvoll, ah, aha, ja, krass, spannend, in Leipzig gibt es auch ein Westin Hotel.

Bolz war mal Teil des Rap-Duos Zugezogen Maskulin und erzählte bereits in seinen Rap-Texten vom Dasein eines jungen Mannes in der ostdeutschen Provinz nach der sogenannten Wiedervereinigung (»Ist bei dir zu Hause alles scheiße? / Jeden Tag bis in die Nacht Fußballplatz alleine / Mach dir nichts draus, uns geht's hier allen gleich / Wenn du ein Bier exen kannst, dann ham wir ein Platz frei«). Er erzählte genau davon weiter und noch viel mehr, als er die Ausdruckform wechselte und sein Debüt schrieb, das viel beachtete *Memoir Nullerjahre*, das vor vier Jahren erschien. Darin beschreibt Bolz auf feinfühlige und zugleich brachiale Weise die Zumutungen, die Gewalt, denen der Protagonist Hendrik beim Versuch, in Stralsund groß zu werden, ausgesetzt ist (Langeweile, mit sich beschäftigte, unsichere Erwachsene, wenig Geld, eigentlich eh alles egal, und eben auch, wie er sie zurückgibt, diese Gewalt). Nun, vier Jahre später, erscheint mit *Aus Ruinen* die Forterzählung der Geschichte des jugendlichen Protagonisten, und aus diesem Grund saßen wir also jetzt hier, im Westin Grand, um über den Hendrik aus dem neuen Buch *Aus Ruinen* zu sprechen, der sich in die nicht mehr ganz neue Hauptstadt aufmachte, um seinem »Gewalt- und Drogenumfeld« zu entkommen. Wir gehen mit ihm ins Berlin des Jahres 2009, die Welt bebte noch von der Finanzkrise, und Hendrik will studieren, aber vor allem will er endlich das große Leben kennenlernen. Berlin ist ein Sehnsuchtsort, von hier kommen all die Rapper, die er bewundert (Fler, Bushido, Sido), anders als in Stralsund ist hier jede Straße von Bedeutung. Doch Hendrik wohnt in einem schlimmen Studentenwohnheim, dessen Bewohner er für das Letzte hält und die ihn irritieren. Sie fühlen sich von ihm auch irritiert. Von seinem hypermaskulinen Getue und seiner körperlichen Präsenz in der Gemeinschaftsküche. Hendrik kennt sich nicht aus, weder in sich noch in diesem angebliehen Leben, dessen Koordinatensystem sich ihm nicht erschließt. Er trinkt zu viel und bekommt Panikattacken.

Bolz – nennen wir ihn zur Unterscheidung wegen hier Bolz – auf dem Veloursofa neben mir hatte etwas Vorsichtiges, und vielleicht hatte ich mir jemand anderen vorgestellt, nachdem ich den Hendrik aus dem Text zuvor so viel beim Saufen, Rotzen und Hartsein erlebt hatte (er trägt »Boxerschnitt, Bomberjacke, Picaldi, Silberkette«, ein Feuerzeug, lernen wir, macht die geballte Faust größer und schützt vor Knochenbrüchen). Irgendwo mussten da Spuren sein, hatte ich wohl angenommen, aber er hatte einfach ein schwarzes Shirt an, Jeans, New-Balance-Schuhe und war sehr freundlich. Er fand, dass wir uns duzen sollten.

DIE ZEIT: Dein Buch wird vom Verlag als Sachbuch geführt, nicht als literarischer Text, obwohl du mit literarischen Mitteln arbeitest. In welchem Verhältnis steht du zu dem Ich in *Aus Ruinen*?

Hendrik Bolz: Das bin schon ich. Aber natürlich nur ein Teil von mir, ein Ausschnitt. Die Figuren sind auch verändert, weil ich nicht so viele haben wollte oder ich Personen schützen wollte.

ZEIT: Warum wolltest du nicht, dass die Presse zu dir nach Hause kommt?

Bolz: Meine Wohnung habe ich nicht zum Vorzeigen, das ist keine Instagram-Wohnung. Außerdem habe ich als öffentliche Person inzwischen verstanden, dass es eine gute Idee ist, das eigene Privatleben zu schützen.

ZEIT: Deine Eltern kommen im Text auch nur sehr sparsam vor.

Bolz: Genau, nicht mehr als nötig. Nach *Nullerjahre* dachten einige, ich komme aus sehr prekären Verhältnissen, dabei ist meine Mutter Akademike-

rin, mein Vater hat auf der Werft gearbeitet, wie fast alle Väter, die ich kannte. Mir war wichtig, einmal klarzumachen, dass ich es besser hatte als die meisten in meinem Umfeld – dass es aber eben war, wie es war, und dass es mich natürlich trotzdem geprägt hat. Es ist halt kompliziert. Zum Thema, wie viel man über seine Leute erzählt: Ich will niemandem vorführen, mit dem ich befreundet bin. Eine schwierige Frage, die ich mir beim Schreiben oft stelle, gerade wenn es Richtung Abgabe geht: Wie werden Personen auf meine Beschreibungen schauen?

ZEIT: Wenn man weiß, dass man beschrieben werden könnte, ist man vielleicht nicht mehr gern mit dir befreundet.

Bolz: Ja, ist tricky. Gleichzeitig wollen ja aber auch alle Geschichten, die nicht nur in Mittelere spielen.

ZEIT: Im Buch erwähnt du die Lektüre von Édouard Louis und dass du durch ihn verstanden habest, worüber du eigentlich schreibst: über soziale Herkunft.



Hendrik Bolz, 38, Rapper und Schriftsteller

Als Jugendlicher wollte Hendrik Bolz vor allem hart sein, dann bekam er Panikattacken. Im Gespräch mit ANTONIA BAUM erzählt der Schriftsteller, was das Gute an diesen Ängsten war

Bolz: Édouard Louis ist krass, durch ihn wurde mir klar, was vorher nur ein diffuses Gefühl war. Zur Frage, wie viel man über sein Umfeld erzählt, hat er eine andere Haltung als ich. Vielleicht spielt bei seiner Leserschaft auch Voyeurismus eine Rolle. Gleichzeitig kann er durch diese radikale Ehrlichkeit auch unglaubliche Dinge freilegen und benennen.

ZEIT: Ehrlichkeit? Geht es da nicht um mehr als nur ein Teil von mir, ein Ausschnitt. Die Figuren sind auch verändert, weil ich nicht so viele haben wollte oder ich Personen schützen wollte.

ZEIT: Warum wolltest du nicht, dass die Presse zu dir nach Hause kommt?

Bolz: Meine Wohnung habe ich nicht zum Vorzeigen, das ist keine Instagram-Wohnung. Außerdem habe ich als öffentliche Person inzwischen verstanden, dass es eine gute Idee ist, das eigene Privatleben zu schützen.

ZEIT: Deine Eltern kommen im Text auch nur sehr sparsam vor.

Bolz: Genau, nicht mehr als nötig. Nach *Nullerjahre* dachten einige, ich komme aus sehr prekären Verhältnissen, dabei ist meine Mutter Akademike-

sein ganz okay, sagte er, aber vielleicht auch vom Discounter.

ZEIT: Die beiden Freunde von Hendrik in *Aus Ruinen* heißen Pavel und Kramer. Mit ihnen zusammen ist Hendrik hart, stuft, schlägt sich, verachtet Studenten. Gibt es die beiden?

Bolz: Ja und nein. Ich habe in ihnen mehrere Menschen zusammengeführt.

ZEIT: Hast du mit denen noch Kontakt?

Bolz: Mit manchen ja, mit anderen nicht.

ZEIT: Kein gutes Thema?

Bolz: Doch, ist okay. Aber ich wohne schon ewig nicht mehr dort. Ein Teil meiner alten Freunde ist unseren damaligen Weg weitergegangen, die anderen haben ihn korrigiert, mehr oder weniger.

ZEIT: Woher kommt die Verachtung von Studenten, die du im Text immer wieder beschreibst?

Bolz: In der Welt, aus der ich komme, waren die Coolsten die aus der Hauptschule, weil die sich am besten kloppen konnten. Realschule war schon weich, und im Gymnasium waren Streber-

so nicht bleiben, mir tun diese Drogen nicht gut. Mein Glück war eigentlich, dass ich Panikattacken bekommen habe und in der Therapie gelandet bin.

ZEIT: Du bist inzwischen in einem anderen Milieu unterwegs: akademischer, bürgerlicher, stelle ich mir vor. Hast du manchmal Angst, dass du dich verärrst?

Bolz: Hatte ich lange nicht mehr. Das ist aber Arbeit. Ich versuche, meine Herkunft nicht als Makel zu begreifen, sondern als Stärke. Sie ist erzählenswert. Gleichzeitig stimmt es inzwischen aber auch einfach nicht mehr, dass ich der Kleine aus dem Block bin. Aber als ich als Student nach Berlin kam und in dieses glänzende KaDeWe gegangen bin, da habe ich mich krank unwohl gefühlt. Meine Angst war nicht, dass alle sehen, dass ich nicht reich bin, sondern dass sie merken, dass ich da nicht hingehöre. Hat vielleicht etwas mit dem Ideal des Kollektivs zu tun, das mir vermittelt wurde.

ZEIT: Hendrik aus dem Buch wirkt, als könnte er die Welt, die ihn umgibt, nicht richtig lesen. Als hätte ihm jemand die Augen verbunden und er würde sich vorantasten.

Bolz: Ja! Ich habe damals nicht richtig durchgesehen, inwiefern an meinem Verhalten Anstoß genommen wird, etwa von meinen Kommilitonen und Kommilitoninnen. Wenn jemand sich an der Bushaltestelle von mir weggesetzt hat, dann dachte ich: Cool, der hat Respekt vor mir. Mir fehlte das Handwerkszeug. Wie zieht man sich in der Uni an? Wie geht man auf die anderen, die Welt zu? In der Plattenbausiedlung, aus der ich komme, war das Wichtigste cool sein, hart sein. Gleichzeitig waren Klassenunterschiede eingebettet. Leute, die Kohle hatten, ließen es niemals raushängen. Ich aber dachte halt wirklich, Berlin ist so, wie ich es aus den Rap-Videos kannte. Ein permanenter Wettbewerb.

ZEIT: Den es ja auch abseits vom Rap gibt, aber halt subtiler. Das gesamte Buch ist durchzogen von Rap-Zitaten. Hörst du noch Rap?

Bolz: Wenig. Früher war das für mich das Aller-tollste. Irgendwas ist da leider abgestorben.

Die Kellnerin kam an den Tisch und fragte, ob noch alles »schick« sei, so wie man es oft Menschen aus der Ex-DDR sagen hört. Wir bestellten noch mal Cappuccino, der ganz okay sei, bemerkte Bolz, aber eher mittel, was stimmte. Ist jetzt keine krasse Latte-Art, sagte er, den Kopf wiegend, Cappuccino halt, wahrscheinlich aus einem Vollautomaten.

ZEIT: Wann hast du dich das letzte Mal geprügelt?

Bolz: Glaube, das war die Schlägerei, die auch im Buch beschrieben wird. 2009.

ZEIT: In der Szene ist der Erzähler euphorisch. Er genießt die Gewalt.

Bolz: Gewalt macht Spaß, aber das wird oft tabuisiert. Warum lieben Leute Actionfilme und Ballerspiele? Warum treffen sich Hooligans auf dem Feld und kloppen sich?

ZEIT: Warum?

Bolz: Wenn man sonst nicht der Gewinner ist, und dann ist man es plötzlich doch, fühlt sich das großartig an. Für einen Moment gibt es keine Ohnmachtsgefühle. Es hat auch etwas mit sozialer Aufwertung zu tun, in bestimmten Zusammenhängen bekommt man ja großen Respekt dafür.

Manchmal wird auch ein Gerechtigkeitsgefühl bedient. Eine Ordnung wird wiederhergestellt. Außerdem die sportliche Herausforderung, der Wettbewerb. Den eigenen Körper zu spüren in dieser Welt, vielleicht gerade dann, wenn sonst nicht so viel passiert.

ZEIT: Was brauchen junge Männer?

Bolz: Was ich erst in der Therapie gelernt habe: Gefühle sind okay, sie sind der beste Kompass, den man hat. Man muss den jungen Männern sagen: Lern dich kennen, und wir wollen dich auch kennenlernen. Wer bist du, und wie fühlst du dich wohl? Du bist in Ordnung so. Wenn man sich selber annehmen kann, ist man auch nicht mehr so hart zu anderen.

ZEIT: Man sieht Hendrik beim Lesen vor sich. Die Unsicherheit, das Getue, die Aufgabelnsheit, das Hart.

Bolz: Das scheint du alles nicht zu haben. Kommt das noch manchmal?

Bolz: Keine Ahnung, ja, bestimmt. Wenn ich mich schon als kleiner Junge ein Bücherfreund, der seine Nachmittage in Bagdads Bookshop verbrachte und sich durch die Regale las. Agnes Bagdala, die Besitzerin, ist eine magische Buch- und Menschenversteherin, sie weiß einfach genau, welches Buch zu welchem Menschen passt. Ihr Mann Arthur dagegen ist eher der Geldmensch, und er kann den kleinen Wilbur nicht leiden, weil der mit seinen fettigen Fingern *Der alte Mann und das Meer* von Ernest Hemingway und all die anderen Bücher schmutzigiess, ohne jemals eins zu kaufen.

Wilbur gelingt es später, seinen Lebensstrom wahrzunehmen und selbst einen Buchladen zu gründen, dann heiratet er noch die kluge Maggie, und alles ist bereit für ein glückliches Leben. Doch leider ist Wilbur ein Glücks-

Ich hat um die Rechnung und bezahlte 46 Euro. 46 Euro für vier Cappuccino, ein Wasser, zwei, drei kleine Croissants. Krass, sagte Bolz. Ich hatte nicht darauf geachtet. Nicht?, fragte er und überlegte. Vielleicht sei das so ein Ost-Ding, sagte er dann. Das Gefühl, dass etwas was vorgemacht wird, dass man abgeben und alles ist bereit für ein glückliches Leben. Doch leider ist Wilbur ein Glücks-

ZEIT: Aber du warst auf dem Gymnasium.

Bolz: Und deswegen glaubte ich, umso härter sein zu müssen. Ich bin ja auch studieren gegangen. Auch weil ein Teil von mir gemerkt hat, es kann

Alles über ihre Mutter

Helene Bracht war fast siebzig, als sie mit dem Bücherschreiben begann. Eine sehr gute Idee

VON JOLINDE HÜCHTKER

Wer liest, hat viele Mütter. Sie sind ja überall: in den Romanen von Annie Ernaux, Dinger Güçyeter und Daniela Droscher zum Beispiel. Wenn diese autofiktionalen Mütter der vergangenen Jahre uns ein wenig großgezogen haben, dann wissen wir vor allem eines von ihnen – wie eng und bedrückend eine Ehe im 20. Jahrhundert sein konnte.

Jetzt ist da noch eine: Irma. 1911 als uneheliches Kind in der »sündigen Berliner Bohème« geboren, landet sie in einem Waisenhaus, bevor eine ältere Dame sie adoptiert und im katholischen Westfalen großzieht. Vierzig Jahre später bekommt Irma ein Kind, und wenn wir uns nicht täuschen, ist dieses Kind die Schriftstellerin Helene Bracht.

Diese beginnt in *Irma tanzt* genau da zu schreiben, wo ihre Mutter die Worte verliert: Nach einem Schlaganfall verstummt Irma erst, dann purzelt Sprache »wild aus ihr heraus«. Ihre Tochter findet derweil im Nachtschiff eine Mappe mit der skurril-treffenden Aufschrift: »Sehr traurige Eheangelegenheiten«.

Das ganze Grauen der Nachkriegszeit steckt darin, des »Wir-sind-wieder-wer-Deutschlands«, in dem in einer üblichen Ehe eigentlich bloß einer von beiden etwas war.

In der Mappe liegen Briefe, die Irma und ihr Mann sich schrieben, wenn sie gestritten hatten, und diese Briefe sind das brutale Herzstück des Buchs. Er schreibt ihr: »Dass eine deutsche Frau und Mutter bestimmte Pflichten hat und sich für sie ein bestimmtes Betragen ziemt, das sollte ich Dir eigentlich nicht sagen müssen. (...) Ohne mich wärest Du ein Nichts.« Sie wiederum schreibt: »Ich bitte Dich, mir zu helfen, so zu werden, wie Du mich haben willst. (...) Gib mir doch die Möglichkeit, zu lernen, Dir eine gute und dienende Frau zu sein.«

Irma will lernen, zur rechten Zeit zu schweigen und fraulicher zu sein – »damit Du Achtung vor mir bekommen könntest«, wie

sie hofft. Doch weder erhält sie diese Achtung, noch kommt es zur Scheidung, bis zu seinem Tod leben die Eheleute wie Feinde unter einem Dach. Bloß zu dem, was er für ihre eheliche Pflicht hält, ruft er sie noch barsch heran: »Irma, jetzt!«

Helene Bracht schreibt da, wo andere aus Scham zu erzählen aufhören. In ihrem Debüt *Das Lieben danach* beschrieb sie, wie es ihre Sexualität prägte, dass sie als Kind missbraucht worden war. Und in *Irma tanzt* erzählt sie nicht nur von einer demütigenden Ehe, sondern auch von den Jahren davor, als zum Kriegeende die Besatzungssoldaten in das Haus einzogen, in dem auch Irma lebte. »Da kamst du gar nicht die Treppe hoch, ohne dass dir einer unter den Rock griff!«, sagt Irma manchmal flapsig zu ihrer Tochter, und als diese nachhakt, sagt die Mutter bloß: »Es ging ja auch meist ganz schnell, in der Ecke im Gerätedeck, da wurde man dann einfach reingedrückt.«

Erst als der Krieg längst vorüber und ihr Mann tot ist, lernt Irma die Liebe kennen. »Wenn ich das gewusst hätte«, sagt sie zu ihrer Tochter, »dass es das alles gibt, solch ein Glück, so etwas unglaublich Erfüllendes.«

Helene Bracht fing mit fast siebzig Jahren an, Bücher zu veröffentlichen, und man merkt ihnen an, dass die Gedanken darin laufen durften. Ebenso, das Bracht als Psychologin arbeitet, wenn sie Irma mit distanzierten Begriffen wie »Wunschabrennung«, »archetypisches Mutterimago« oder »Parentifizierung« erklärt. Sprachlich ist sie am stärksten, wenn sie nah an der Mutter bleibt: »Man muss wuchtern, kriechen, hungern, schleppen, frieren, sammeln, dienen«, beschreibt sie, wie sich Irma durch die Nachkriegszeit bewegt. Wunderschön wird die Sprache ausgerechnet da, wo Irma sie nach dem Schlaganfall durcheinanderbringt. Kurz vor ihrem Tod gibt sie der Tochter den Rat: »Und dienstags die Sterne ausschütteln, die verfilzen sonst.«

Helene Bracht: Irma tanzt.
Hanser, München 2026; 192 S.,
23,- €, als E-Book 16,99 €

Wie sich das Glück festhalten lässt

Matt Haig erzählt, wie er immer unsicherer wurde und warum das ein erstrebenswerter Zustand ist

VON VOLKER WEIDERMANN

Matt Haig trägt eine verbeulte grüne Jeansjacke, hat große Augen, eine Glatze, eine weiche Freundlichkeit in sich, und er erzählt schon nach wenigen Minuten von seinem Suizidversuch vor vielen Jahren auf Ibiza. Es ist sonderbar, mit einem Menschen, dem man nie zuvor persönlich begegnet ist, nach kürzester Zeit über tiefe persönliche Krisen zu sprechen. Aber für den Schriftsteller Matt Haig gehört diese Offenheit zu seinem Leben, seit er mit dem Roman *Die Mitternachtsbibliothek* (dt. 2023) einen Weltbestseller geschrieben hat, in dem es um die lebensrettende Kraft der Bücher geht. Millionen von Menschen haben es gelesen, vielen von ihnen hat das Buch in einer schweren Lebenskrise geholfen.

Jetzt hat Matt Haig ein neues Buch geschrieben, es heißt *Die Mitternachtsreise*, und es knüpft an den Vorgänger an. Der Held des neuen Buches heißt Wilbur, und der war schon als kleiner Junge ein Bücherfreund, der seine Nachmittage in Bagdads Bookshop verbrachte und sich durch die Regale las. Agnes Bagdala, die Besitzerin, ist eine magische Buch- und Menschenversteherin, sie weiß einfach genau, welches Buch zu welchem Menschen passt. Ihr Mann Arthur dagegen ist eher der Geldmensch, und er kann den kleinen Wilbur nicht leiden, weil der mit seinen fettigen Fingern *Der alte Mann und das Meer* von Ernest Hemingway und all die anderen Bücher schmutzigiess, ohne jemals eins zu kaufen.

Wilbur gelingt es später, seinen Lebensstrom wahrzunehmen und selbst einen Buchladen zu gründen, dann heiratet er noch die kluge Maggie, und alles ist bereit für ein glückliches Leben. Doch leider ist Wilbur ein Glücks-

Junkie. Nichts ist ihm je genug, er kauft Buchladen auf Buchladen je genug, hat irgendwann ein echtes Buch-Imperium, sammelt nichts, was er nicht hat, und er erzählt schon nach wenigen Minuten von seinem Suizidversuch vor vielen Jahren auf Ibiza. Es ist sonderbar, mit einem Menschen, dem man nie zuvor persönlich begegnet ist, nach kürzester Zeit über tiefe persönliche Krisen zu sprechen. Aber für den Schriftsteller Matt Haig gehört diese Offenheit zu seinem Leben, seit er mit dem Roman *Die Mitternachtsbibliothek* (dt. 2023) einen Weltbestseller geschrieben hat, in dem es um die lebensrettende Kraft der Bücher geht. Millionen von Menschen haben es gelesen, vielen von ihnen hat das Buch in einer schweren Lebenskrise geholfen.

Die Botschaft des Buches ist natürlich, dass wir Leser lieber früher unser Glück erkennen. Und festhalten. Matt Haig erzählt, wie in ihm vor vielen Jahren etwas zerbrochen ist. »Ich gab immer vor, dass alles okay ist, aber das war es nicht. Es war kein Todeswunsch eigentlich. Es fühlte sich eher so an, als wäre ich in einem brennenden Haus gefangen, ohne eine Idee, wie ich da jemals rauskommen könnte.« Damals hat ihm seine Freundin geholfen, die ihm beistand und die heute seine Frau ist. Bücher haben ihm auch geholfen, Kinderbücher zunächst. »Es war, als müsste ich alles von Grund auf noch mal neu aufbauen.« Mit *Pu der Bär* zum Beispiel. Er las dann Buch auf Buch – und gewann lesend eine neue Unsicherheit. »Ja, Unsicherheit. Wir betrachten 'Unsicherheit' oft als ein negatives Wort, aber wenn du in diesem verzweigten Zustand bist, ist Unsicherheit so etwas wie Hoffnung. Die Depression ist etwas sehr Gewisses. Die Depression wird. Du wirst mit 25 nicht mehr leben. Du wirst von einer Klippe springen. Depression ist starr und fest selbstgewiss – das Lesen jedoch, die Welt der Fiktionen, zeigt das andere Leben auf, die Möglichkeiten, die uns umgeben. So ging es mir«, sagt Haig. Und in der *Mitternachtsreise* hat er diese reale Erfahrung in Fiktion zurückverwandelt.

Matt Haig: Die Mitternachtsreise, dt. Engl. v. Sabine Hüner, Droemer Knauer, München 2026; 336 S., 24,- €, als E-Book 19,99 €

Halbwegs würdevoll das Leben hinter sich bringen

Richard Ford weiß, wie man meisterhafte Romane schreibt. Es ähnelt der Arbeit eines Automechanikers

VON PETER KÜMMEL

Der Originaltitel dieses Buches lautet *How I Got On*. Unpräzisionsner kann man einen autobiografischen Text kaum benennen. Eine deutsche Übersetzung lief auf ein sachliches »Wie ich zurechtgekommen bin« hinaus. Und im Grunde geht es genau darum: Richard Ford schildert, wie er es trotz allem geschafft hat, einer der großen amerikanischen Schriftsteller zu werden. Der Hanser Verlag hat sich für einen anderen Titel entschieden; bei uns heißt das Buch *In einfachen Worten*.

Ford ist Legastheniker, das Lesen fällt ihm schwer, und seine Manuskripte bedürfen eingehender Korrektur. Die Sprache bietet ihm zugleich höchsten Widerstand und größtes Vergnügen; sie ist für ihn »lexikalisches und ästhetisches Rohmaterial«, dessen Rhythmus, ja »Musik« er sich geduldig erschließt und dessen vielfältige Wunder er, wie er schreibt, ohne seine Legasthenie vermutlich nicht erkannt hätte.

In einfachen Worten ist ein sachliches Buch. Pathos ist seinem Autor fremd. Er schildert sich als Handwerker, der freilich mit dem faszinierendsten Stoff arbeitet, den es gibt. Er rühmt »attraktive Vokale« und »genussreiche« Wörter und erinnert bisweilen an einen Koch, der in einem riesigen Korb der herrlichsten Kräuter und Gewürze nach den Zutaten wählt, die fachmännisch im Erzählstrom aufgelöst, seinem Gericht das unverwechselbare Aroma und die ideale »Texture« geben werden.

Hier spricht ein Materialist. Beiläufig zielt er eine literarische Figur des Schriftstellers Donald Barthelme, die in einer Erzählung sagt, sie halte sich, wenn sie Rat suche, »an die harte braune Nuss des Wortes«. Das heißt: Wer schreibt, bereitet eine Form der Nahrung zu, und wer liest, nimmt sie auf; reichhaltig, fauerisch muss die Nahrung sein, dann haben beide, Autor und Leser, den größten Genuss davon.

Erstaunt erfährt man, dass Ford durch Walter Benjamin zum Schriftsteller geworden

ist, und zwar durch dessen Essay *Der Erzähler*. Darin steht der berühmte Satz: »Die Geburtskammer des Romans ist das Individuum in seiner Einsamkeit, das sich über seine wichtigsten Anliegen nicht mehr exemplarisch aussprechen vermag, selbst unberaten ist und keinen Rat geben kann.«

Ford versteht meines Erachtens Benjamin zwar falsch, indem er ihm vorwirft, den Roman als »hoffnungslos« Kunstform »abzuwerten«; aber er fühlt sich von dem deutschen Theoretiker dazu provoziert, das Richtige zu tun, nämlich komplexe und zugleich »nützliche« Romane zu schreiben – solche, die der Leserschaft Rat spenden, ihre Einsamkeit lindern und ihnen vielleicht sogar eine Ahnung vom glücklichen Leben geben.

Natürlich denkt man als Leser dabei an seine wichtigste Schöpfung, Ford, 82 Jahre alt, wird seit 40 Jahren von einer Figur begleitet, die er selbst in die literarische Welt gesetzt hat, von dem amerikanischen Durchschnittsbürger Frank Bascombe. Der ist für Ford das, was Harry »Rabbit« Angstrom für John Updike war: der unsterbliche Begleiter und Schattenläufer seines Daseins. Bascombe, der Ich-Erzähler von fünf Romanen Fords, ist aus dessen Werk gleichsam herausgetreten und hat eigenständiges Leben gewonnen.

In seinem autobiografischen Essay zeigt Ford, wie er diese Figur in ihrem Widerspruch und lakonischen Witz als den Motor seiner Romane entwickelt hat. Frank Bascombe will einerseits nur halbwegs würdevoll durchs Leben kommen, es ohne allzu große Peinlichkeit hinter sich bringen mit angelegten Ohren. Andererseits erkennt er das Wunderbare und Unwunderbare jedes Augenblicks. Diese gegensätzlichen Weltauffassungen bekämpfen und stimulieren sich wie zwei Strömungen, die jene wogende See der Phänomene erzeugen, in der man als Ford-Leser schwimmt. Man kommt dabei kaum vom Fleck, aber das Schwimmen mit Frank ist ein

Genuss. Man begleitet den Mann – stets im Präsens – bei seinem körperlichen Verfall und in der lebenslangen sturen Weigerung, sich unterkriegen zu lassen.

Die Bascombe-Romane wimmeln von Markennamen, technischen Details, Ortsbeschreibungen, als ginge es darum, Amerika, wenn es einmal untergehen sollte, auf der Grundlage von Franks Beobachtungen wieder aufzubauen. So entsteht eine Inventarliste des amerikanischen Krams, der sich unter Brücken, in Einflugschneisen, zwischen Eisenbahngleisen und am Rand der Highways abgelagert hat.

Wie Ford das macht – wie er Details sammelt und seine Sätze, Szenen, Figuren anreichert mit Wahrhaftigkeit, ja »Sinn« –, davon berichtet er im Essay *In einfachen Worten*.

Einziges Manko dieses Buches: Die deutsche Fassung von Frank Heibert ist so ungenau, dass man als Leser den Verdacht hat, dem Übersetzer sei durch die Beschäftigung mit englischer und amerikanischer Literatur die eigene Sprache allmählich entglitten und im Nebel verschwunden.

Ganz beiläufig verrät indessen Richard Ford, dieser nüchterne Autor, den man sich bei der Arbeit am Text wie einen Mechaniker vorstellen könnte, der sich über einen Autokühler beugt, den spirituellen Hunger, der seinem Werk eben doch zugrunde liegt: Der Roman, so kann man ihn verstehen, wird im Moment, da der Autor ihn loslässt und einer Leserschaft aushändigt, zu etwas Größeren, etwas, das sich – wie ein Korallenriff, ein Schwamm, eine Stadt – vollsaugt und auflädt mit den Leidenschaften, Hoffnungen, Erfahrungen, Lüstern und Fügungen dieser, die sich darin einmischen und, für eine gewisse Zeit, darin verschwinden.

Und im Idealfall folgt auf die Lektüre eines Romans eine Phase, die Ford »angereicherte Stille« nennt und die womöglich das Wertvollste an dem Schreibprozess ist, in den er sein Leben lang verwickelt ist.

Richard Ford: In einfachen Worten.
A. dt. Engl. v. Frank Heibert; Hanser Berlin 2026; 112 S., 20,- €, als E-Book 15,99 €

ANZEIGE

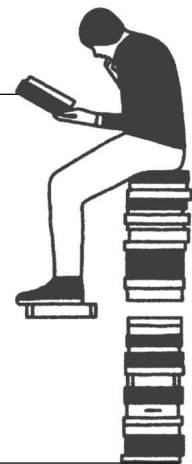


Nach dem gleichnamigen Bestseller von ELKE HEIDENREICH & BERND SCHROEDER

AB 8. OKTOBER IM KINO

Hendrik Bolz: Aus Ruinen, Junger Mann in Krisenzeiten;
Kiepenheuer & Witsch, Köln 2026; 272 S.,
22,- €, als E-Book 19,99 €

ALLE BÜCHER AUF EINEN BLICK

1
Sturm

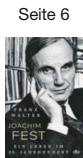
Edgar Selge:
Juras letzter Winter.
Roman; Rowohlt,
Hamburg 2026;
256 S., 25,- €,
als E-Book 14,99 €



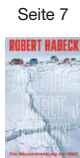
Şeyda Kurt:
Zeit der Monster.
Roman; Hanser,
München 2026;
288 S., 23,- €,
als E-Book 16,99 €



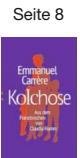
Martin Dörny/
Hanses Janssen:
Augustin. Ein
Leben des Lebens;
C. H. Beck,
München 2026;
533 S., 34,- €,
als E-Book 28,99 €



Franz Walter:
Joachim Fest.
Ein Leben
des Jahrhunderts;
div., München 2026;
720 S., 36,- €,
als E-Book 29,99 €



Robert Habeck:
Arctic Meltdown.
Die Neuermessung
der Welt; Kiepenheuer
& Witsch, Köln 2026;
416 S., 26,- €,
als E-Book 22,99 €



Emmanuel Carrère:
Kolchosa.
A. d. Franz. v.
Claudia Hamm;
Berlitz & Seitz,
Berlin 2026; 512 S.,
28,- €,
als E-Book 23,99 €



Raha Nik-Andish:
Teheran Tagebücher.
Ullstein, Berlin 2026;
96 S., 16,- €,
als E-Book 13,99 €



Jáchym Topol:
Die Hölle gibt es
nicht. Roman;
a. d. Tschech. v.
Eva Profousovi;
Suhrkamp, Berlin 2026;
480 S., 28,- €,
als E-Book 23,99 €



Rebecca Solnit:
Höllenparadiese.
Warum der Mensch
besser ist, als wir
glauben; a. d. Engl.
v. Nina Frey; Die
Andere Bibliothek,
Berlin 2026, 456 S.,
28,- €,
als E-Book 16,99 €



Susan Neiman:
Nennen wir es böse.
Die Politik unserer
Zeit verstehen;
a. d. Engl. v.
Michaela Grabinger;
Hanser Berlin, 2026;
320 S., 26,- €,
als E-Book 19,99 €



Rosa Parks/
Jim Haskins:
Meine Geschichte.
A. d. Engl. v.
Sonja Bonin;
mit einem Vorwort v.
Alice Hasters;
Unionsverlag,
Zürich 2026;
192 S., 24,- €,
als E-Book 19,99 €



Sanmao: Geschichten
aus der Sahara.
A. d. Chin. v. Karin
Betz; Matthes &
Seitz, Berlin 2026;
400 S., 32,- €,
als E-Book 27,99 €



Timothy Garton Ash:
Europa in 7 1/2 Kapiteln.
A. d. Engl. v. Andreas
Wirthensohn;
Hanser, München 2026;
192 S., 20,- €,
als E-Book 13,99 €



Mithu Sanyal:
Nein. Gegen die
Militarisierung
der Gegenwart;
Hanser, München 2026;
224 S., 20,- €,
als E-Book 13,99 €



Kathleen Hanna:
Rebel Girl. Mein
Leben als Punk
und Feministin;
a. d. Engl. v. Nina
Licker; Kunstmann,
München 2026;
352 S., 25,- €,



Alexander von
Humboldt: Von Vulkan-
nen und Gebirgen/Von
Strömen und
Ozeanen. Kleine
Schriften; Band 1
und 2, Klett-Cotta,
Stuttgart 2026;
400 S./384 S., geb.,
illustriert, je 42,- €



Maxim Biller:
Schwarze Samstage.
Roman eines Jahres;
Kiepenheuer & Witsch,
Köln 2026; 304 S.,
24,- €,
als E-Book 19,99 €



Dana Vowinkel:
Anton und Alma.
Roman; Suhrkamp,
Berlin 2026; 542 S.,
26,- €,
als E-Book 21,99 €



Samantha Harvey:
Umlaufbahnen.
Roman; div.,
München 2024;
224 S., 22,- €,
als E-Book 11,99 €



Irmgard Keun:
Das kunststolze
Mädchen. Ullstein
Taschenbuch,
Berlin 2001; 208 S.,
12,99 €,
als E-Book 10,99 €



Ricarda Huch:
Der letzte Sommer. Eine
Erzählung in
Briefen; Reclam,
Ditzingen 2026;
176 S., 7,- €,
als E-Book 3,99 €



Muriel Spark:
Die Blüthenzeit der
Miss Jean Brodie.
A. d. Engl. v. Andrea
Ott; Diogenes,
Zürich 2018;
240 S., 24,- €,
als E-Book 20,99 €



Wolf Haas:
Wackelkontakt.
Roman; Hanser,
München 2025;
240 S., 25,- €,
als E-Book 14,99 €



Monchi:
A Voyage to Arcurus.
Engl.; Penguin 2021;
384 S., ca. 12,50 €,
als E-Book ca. 9,50 €



Saba-Nur Cheema/
Meron Mendel:
Die Empörungsfälle.
Wie wir wieder
streiten lernen;
Kiepenheuer & Witsch,
Köln 2026; 240 S., 20,- €,
als E-Book ca. 19,99 €



Teresa Präauer:
Nie mehr weinen.
Die Empörungsfälle
für Fortgeschrittene;
Residenz,
Salzburg 2026;
112 S., 20,- €,
als E-Book 14,99 €



Marica Bodrožić:
Sterben.
Hanser Berlin 2026;
160 S., 22,- €,
als E-Book 14,99 €



Valeria Gorder:
Die Zikade.
entschlüpft ihrer
goldglänzenden Hülle.
Roman; S. Fischer,
Salzburg 2026;
112 S., 20,- €,
als E-Book 22,99 €



Natalie Amiri/
Mina Barati/
Shila Behjat/
Düzen Tekkal:
Unsere Väter.
Hanser, München 2026;
288 S., 24,- €,
als E-Book 15,99 €



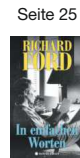
Astrid Proll mit
Boris von Bräuchtsch:
Zwischen Sturm
und Stille. Wie ich
der RAF entkam;
Matthes & Seitz,
München 2019;
232 S., 25,- €,
als E-Book 19,99 €



Hendrik Bolz:
Aus Ruinen. Junger
Mann in Krisenzeiten;
Kiepenheuer & Witsch,
Köln 2026;
272 S., 22,- €,
als E-Book 19,99 €



Helene Bracht:
Imma tanzt.
Hanser, München 2026;
192 S., 23,- €,
als E-Book 16,99 €



Richard Ford:
In einfachen Worten.
A. d. Engl. v.
Frank Heibert;
Hanser Berlin 2026;
448 S., 27,- €,
als E-Book 15,99 €



Matt Haig:
Die Mitternachtsreise.
A. d. Engl. v. Sabine
Hübner; Droemer
Knaur, München 2026;
336 S., 24,- €,
als E-Book 19,99 €



Rachel Cusk:
Das Leben der M.
Roman; a. d. Engl. v.
Eva Bonné;
Suhrkamp, Berlin 2026;
175 S., 25,- €,
als E-Book 21,99 €



Mopsa Sternheim:
Im Zeichen der Spinne.
Roman; Wallstein,
Göttingen 2025;
364 S., 24,- €,
als E-Book 18,99 €



Elias Hirsch:
Schließen. Roman;
Zsolnay, Wien 2026;
416 S., 26,- €,
als E-Book 19,99 €



Adele von:
Mein wahrer Name ist
Elisabeth.
A. d. Franz. v.
Sula Textor;
Berlin Verlag 2026;
432 S., 26,- €,
als E-Book 21,99 €



Heiner Bastian:
Das Licht über der See.
Bildlos. Gedichte;
Schirmer Mosel,
München 2026;
59 S., 24,80 €



Sophie Stein:
Der neue Kreis.
Roman; Tropen,
Berlin 2026;
336 S., 25,- €,
als E-Book 19,99 €



Liz Hirt:
Gehorchen. Über das
Wesen der Autorität;
Zsolnay, Wien 2026;
176 S., 24,- €,
als E-Book 17,99 €



Claudia Durastanti:
Mistralia.
Roman; a. d. Ital. v.
Annette Kopetzki;
Zsolnay, Wien 2026;
400 S., 26,- €,
als E-Book 19,99 €



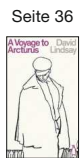
Caroline Wahl:
1999 Meter über
dem Meer. Roman;
Rowohlt, Hamburg
2026; 368 S., 24,- €,
als E-Book 19,99 €



Martina Hefner:
Nach der Sonne
schauen. Roman;
Klett-Cotta, Stuttgart
2026; 376 S., 25,- €,
als E-Book 19,99 €



Fang Fang:
Ich geh jetzt los und
bring mich um.
A. d. Chin. v.
Karin Betz; Hoffmann
und Campe, Hamburg
2026; 160 S., 24,- €,
als E-Book 19,99 €



David Lindsay:
A Voyage to Arcurus.
Engl.; Penguin 2021;
384 S., ca. 12,50 €,
als E-Book ca. 9,50 €



William Hope
Hodgson: The Night
Land. Engl.; MIT
Press 2023; 376 S.,
ca. 19,50 €,
als E-Book ca. 19,50 €



Samuel R. Delany:
Dhalgren. Engl.;
vintage, New York 2001;
816 S., ca. 22,50 €,
als E-Book ca. 3,99 €



Hape Kerkeling:
Ich bin dann mal weg.
Piper, München 2026;
368 S., 14,- €,
als E-Book 9,99 €



Wolfgang Herrndorf:
Arbeit und Struktur.
Rowohlt Berlin 2013;
816 S., 28,- €,
als E-Book 9,99 €



Lily King:
Witters & Lovers.
Roman; C. H. Beck,
München 2020;
319 S., 24,- €,
als E-Book 14,99 €



Aglaja Veteranyi:
Warum das Kind in
der Polenta kocht. Und
andere Geschichten;
Penguin TB,
München 2019;
348 S., 15,- €



Diane und
Reinhold Messner:
Lebenszeit. Vom Wert
der Vergänglichkeit;
S. Fischer, Frankfurt a. M.
2026; 336 S., 25,- €,
als E-Book 19,99 €



Colson Whitehead:
Cool Machine.
Roman; a. d. Engl. v.
Nikolaus Stingl;
Hanser, München 2026;
448 S., 27,- €,
als E-Book 19,99 €



Lutz Seiler:
Das tickende Herz.
Roman; Suhrkamp,
Berlin 2026;
464 S., 28,- €,
als E-Book 23,99 €



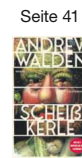
Zlati Vojtyla:
Molotov Cocktail Dress.
Korbinian,
Berlin 2026;
192 S., 22,- €



Sarah Diehl:
Ins tiefe Blau. Was ich
unter Wasser lernte;
Gutkind, Berlin 2026;
256 S., 25,- €,
als E-Book 18,99 €



Andrej Walden:
Scheißkerle. Roman;
a. d. Schwed. v. Justus
Carl; Luchterhand,
München 2026;
416 S., 25,- €,
als E-Book 18,99 €



Juli Zeh:
Pony Show. Roman;
Luchterhand, München
2026; 512 S., 25,- €,
als E-Book 23,99 €



Lea Schneider:
Von Tieren und anderen
Menschen. S. Fischer,
Frankfurt a. M. 2026;
240 S., 22,- €,
als E-Book 18,99 €



Franz Kafka:
Das Schloss. Roman;
hrsg. v. Reiner Stach;
Wallstein, Göttingen
2026; 570 S., 39,- €,
als E-Book 30,99 €



Madame Nielsen:
Das Zeitgeisterhaus.
Ein deutsche
Geschichte; Roman;
Alexander Verlag,
Berlin 2026;
136 S., 22,- €,
als E-Book 18,99 €



Bernd Stiegler:
Kunstkrank. Eine
Geschichte besonderer
Bildbegnungen;
Wagenbach, Berlin
2026; 288 S., 28,- €



Julia Ebner:
Von Fitness zu
Faschismus. Gefahren
extremer Männlichkeit;
a. d. Engl. v.
Daniel Beskos,
Matthias Strobel u.
Eva Regali; Suhrkamp,
Berlin 2026; 296 S.,
22,- €,
als E-Book 18,99 €



Michael Kohlmeier:
Mein privates Glück.
Roman; Hanser,
München 2026;
320 S., 26,- €,
als E-Book 19,99 €



Peggy Mädlar:
Selbstregulierung
des Herzens. Roman;
Galiani, Berlin 2026;
304 S., 25,- €,
als E-Book 19,99 €



Safae el Khannoussi:
Otoppa. Roman;
a. d. Niederl. v.
Sofiane Orchel;
Hanser, München 2026;
352 S., 26,- €,
als E-Book 19,99 €



Christine Wunnicke:
Papageien.
Ein Portrait;
Matthes & Seitz,
Naturkunden,
Berlin 2026;
160 S., 22,- €



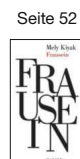
Franziska Gänler:
Orca. Roman;
Kein & Aber,
Zürich 2026;
368 S., 25,- €,
als E-Book 18,99 €



Ilya Leonard Pfeiffer:
Alkibiades. Roman;
a. d. Niederl. v.
Gregor Seferens; Piper,
München 2026;
912 S., 32,- €,
als E-Book 24,99 €



Otessa Moshfegh:
Mein Jahr der
Entspannung.
Roman; a. d. Engl. v.
Anke Caroline Burger;
Liebeskind, München
2018; 320 S., 22,- €,
als E-Book 11,99 €



Mely Kiyak:
Frauen: Ein Portrait.
Hanser, München 2020;
128 S., 22,- €,
als E-Book 12,99 €



Hannah Arendt:
Über die Revolution.
Wie Revolutionen
unsere politische
Zukunft beeinflussen;
Piper, München 2020;
1198 S., 29,90 €,
als E-Book 13,99 €



Jill Lepore:
Diese Wahrheiten.
Eine Geschichte der
Vereinigten Staaten von
Amerika; a. d. Engl. v.
Werner Roller; C. H.
Beck, München 2026;
1198 S., 29,90 €,
als E-Book 25,99 €



Ludwig Börne:
Briefe aus Paris.
Antiquarisch oder
als E-Book frei beim
Projekt Gutenberg
erhältlich



Judith Butler:
Am Scheideweg.
Judentum und die
Kritik am Zionismus;
a. d. Engl. v.
Reiner Ansel;
Campus, Frankfurt a. M.
2013; 278 S., 35,- €,
als E-Book 34,99 €

4
Geborgenheit

Uwe Nettelbeck:
Maurice Wilson.
Zwei Erzählungen;
Band II. Verlag
Die Republik,
Hamburg 2026;
312 S., 33,- €



David Kermani:
Köln e Jetoal;
Koln. E. Jetoal;
C. H. Beck,
München 2026;
175 S., 23,- €,
als E-Book 19,99 €



Shida Bayzar:
Die Lücken. Roman;
Kiepenheuer & Witsch,
Köln 2026;
512 S., 25,- €,
als E-Book 19,99 €



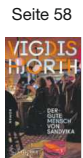
Han Kang:
Der goldene Faden.
A. d. Korea. v.
Ki-Hyang Lee;
Clausen, Berlin 2026;
176 S., 23,- €,
als E-Book 18,99 €



Max Crolliek:
Zweifelschritt. Roman;
Tropen, Berlin 2026;
208 S., 22,- €,
als E-Book 17,99 €



Svenja Flaßpöhler:
Zusammenleben.
Von der Freiheit
fester Bindungen;
Klett-Cotta,
Stuttgart 2026;
304 S., 25,- €,
als E-Book 19,99 €



Vigdis Hjorth:
Der gute Mensch
von Sandvika.
Roman; a. d. Norw. v.
Gabriele Haef;
S. Fischer,
Frankfurt a. M. 2026;
176 S., 24,- €,
als E-Book 19,99 €



Julia Donaldson/
Axel Scheffler (Ill.):
Die Grifflö-Oma.
A. d. Engl. v.
Monika Osbergshaus;
Beltz & Gelberg,
Weinheim 2026;
38 S., 16,- €



Die Erzählerin und ihr Filmstar

Kaum ein Roman löste in den vergangenen Wochen so erhitzte Diskussionen aus wie Rachel Cusk, »Das Leben der M«. Hat sie darin mit der Schauspielerin Natalie Portman abgerechnet? Wir haben bei der weltbekannten Autorin nachgefragt

In ihrem Roman *Das Leben der M* erzählt die britisch-kanadische Schriftstellerin Rachel Cusk, 59, schonungslos von einer seit Kindertagen weltberühmten Schauspielerin. Es wurde bereits vor Erscheinen des Buches heftig darüber gesirrit, ob Cusk darin die US-amerikanische Schauspielerin Natalie Portman, 45, porträtiert. Hat Rachel Cusk das Leben und Vertrauen von Portman für ihr literarisches Werk missbraucht?

DIE ZEIT: Wie haben Sie die Spekulationen erlebt, die der Veröffentlichung von *Das Leben der M* vorausgeil sind?

Rachel Cusk: Für mich ist die Rezeption eine Auswirkung oder Erweiterung des Inhalts des Buchs. Sie ist Teil der Gefahr, die das Buch in sich birgt.

ZEIT: Haben Sie den Eindruck, dass der Roman skandalisiert wird?

Cusk: Mir war von vornherein klar, dass es schwierig und möglicherweise schmerzhaft sein würde, literarische Werte in ein Umfeld zu bringen, in dem sie keinen Vorrang mehr haben. Das war für mich Teil des Buchs: dieser Wunsch, dem Sondergebiet der Literatur zu entfliehen und das Geschriebene sich selbst zu überlassen. Ich bin mir allerdings nicht sicher, ob die Leute, die über das Buch reden, es auch tatsächlich lesen. Daher sind der Skandal und das Buch vorerst zwei ganz verschiedene Dinge.

ZEIT: Ist *Das Leben der M* auf eine besondere Weise anfällig für Klatsch und Spekulationen?

Cusk: Der Roman gibt vor, von einer Berühmtheit zu handeln, und Klatsch spielt in der Welt der Celebritys eine wichtige Rolle. Klatsch ist die Überprüfung der Realität des Ruhms. Leute wollen wissen, wie eine berühmte Person »wirklich« ist, um einen Mitbeweg zwischen den Extremen der Erfahrung zu finden – zwischen dem Gewöhnlichen und dem Berühmten.

ZEIT: Was sagt die mediale Fokussierung auf Natalie Portman und ihre angebliche Rolle als Vorbild für die Figur der Schauspielerin M über unseren kulturellen Moment aus?

Cusk: Ich glaube nicht, dass sie viel über die literarische Kultur oder die Künste im Allgemeinen aussagt. Niemand interessiert sich dafür, wer Künstler »wirklich« sind, was sie so treiben oder womit sie durchkommen. Das war etwas, das mich von Anfang an an dem Thema gereizt hat: der Prominente als völlige Umkehrung der Künstlerpersönlichkeit. Die Reaktionen verraten allerdings viel über den Ruhm – über die Macht und die Einsamkeit, die mit ihm einhergehen.

ZEIT: Zu Beginn von *Das Leben der M* schlägt die namenlose Ich-Erzählerin dem Filmstar vor, »ihre Autobiografie zu schreiben«.

Cusk: Der Anfang und das Ende des Romans sind in einer wiedererkennbaren Realität angesiedelt. Die Erzählerin schlägt vor, ein Buch über das Privatleben oder die Innenwelt des Filmstars M zu schreiben, und M findet die Idee gut. Vielleicht glaubt sie, dass ihr wahres Ich durch diese Autorin endlich gewürdigt wird. Aber der eigentliche kreative Prozess des Romans verläuft dann überhaupt nicht so, wie ihn sich die Erzählerin vorstellt. Die Erzählerin nutzt M so, wie ein Film sie nutzen würde – um die Rolle einer Figur zu spielen, in diesem Fall die Rolle von M. Was geschieht, ist zugleich transformativ und zerstörerisch, und letztendlich bleibt der berühmten Schauspielerin nichts anderes übrig, als diese Zerstörung widerzuspiegeln. Die Erzählerin findet Trost darin, sich das Leben der Berühmtheit vorzustellen. Aber die Berühmtheit – die vielleicht geglaubt hatte, endlich verstanden zu werden – bleibt »unsichtbar«.

ZEIT: Die Schauspielerin ist gewissermaßen eine leere Form, die von der Erzählerin mit einer Persönlichkeit ausgestattet wird. Ähnlich wie von dem Regisseur, der die Schauspielerin für die Hauptrolle in einem Film ausgewählt hat, der einen beim Lesen an Darren Aronofskys Thriller *Black Swan* denken lässt, in dem Natalie Portman eine Ballettanzerin verkörpert.

Cusk: Die zentrale Frage des Buchs dreht sich um die »Form« der Berühmtheit – um das, was sie beinhaltet, und darum, ob sie lediglich eine Art Gefäß für Übertragungen ist oder ein lebendiges Verzeichnis von Trauma und Missbrauch darstellt. Meine Erzählerin entscheidet sich tatsächlich dafür, in der Form der Schauspielerin etwas zu sehen, das von ihr mit Persönlichkeit erfüllt werden kann, und nutzt sie beinahe therapeutisch. Unerwarteterweise wird die Begegnung zwischen der Erzählerin und dem Filmstar für sie zu einer Gelegenheit, aus ihrem eigenen Körper herauszutreten und vorübergehend so etwas wie ein gemeinsames Dasein mit der Schauspielerin zu erleben.

ZEIT: War Natalie Portman, die wiederholt ihre Bewunderung für ihr Werk zum Ausdruck gebracht hat und sie sogar in ihrem »Book Club« zu einem ihrer frühesten Romane interviewt hat, Vorbild der Schauspielerin?

Cusk: Letztendlich spielt es keine Rolle, wer M tatsächlich »ist«. Es gibt auf der Welt zahlreiche



Rachel Cusk, geboren 1967 in Kanada, wuchs in den USA und in England auf. »Das Leben der M« ist ihr 13. Roman

»Ich bemühe mich immer, das Schreiben in eine gefährliche Beziehung zum Leben zu stellen, und es war mir auch in diesem Fall außerordentlich wichtig, dass der Roman eine intensive Verbindung zur Realität eingeht«

Rachel Cusk: Das Leben der M. Roman; a. d. Engl. v. Eva Bonné; Suhrkamp, Berlin 2026; 175 S., 25,- €, als E-Book 21,99 €

berühmte Schauspielerinnen, und es ist der Ruhm an sich, der das Thema des Romans ist. Ähnliche Figuren gibt es auch in anderen Bereichen des Lebens, etwa im Sport oder in der Musik, und ihre Rolle lässt sich bis zu einem gewissen Grad unter dem Begriff der »öffentlichen Vorstellungen« zusammenfassen. Sie dienen als Flucht aus dem Selbst, als Menschen, die zugleich real existieren und Gegenstand der Imagination sein können.

ZEIT: In der englischen Ausgabe von *Parade* gibt es den Disclaimer, dass alle Figuren et cetera erfunden und alle Ähnlichkeiten mit lebenden Personen oder Ereignissen »rein zufällig« seien. Weshalb fehlt dieser Hinweis in *Das Leben der M*?

Cusk: Keine Ahnung. Weil es vielleicht nicht stimmt? Der Disclaimer wäre in diesem Fall unangebracht, weil er im Widerspruch zur Verankerung des Romans in der Realität stünde. Die Unterscheidung zwischen realen und erfunden oder fiktiven Elementen ist ein wesentlicher Bestandteil des Konzepts meines Buchs. Ich glaube, der Roman als literarische Gattung hat sich in unserer Zeit zu sehr von seiner Verbindung zur gegebenen Erfahrung entfernt.

ZEIT: Ich muss gestehen, dass ich *Das Leben der M* gelesen habe, ohne mich sonderlich für Natalie Portman zu interessieren.

Cusk: Wir beide sind offenbar die einzigen Menschen auf der Welt, die sich nicht sonderlich für Celebritys interessieren! Ich schreibe sogar in dem Roman, dass die Erzählerin nichts über sie weiß und kein Interesse am Ruhm hat. Ich persönlich finde Ruhm beängstigend. Ich habe sogar Angst um berühmte Menschen, weil sie in Isolation leben und anfällig für Grausamkeiten sind.

ZEIT: Wenn ihr eigentliches Interesse nicht Natalie Portman galt, dann offenbar eher dem, was sie verkörpert. Welche Vorstellungen hatten Sie ursprünglich von dem Roman?

Cusk: Meine Vorstellungen waren äußerst konkret und spezifisch. Es sollte um jemanden gehen, die wie eine Göttin aus der griechischen Mythologie zu den Menschen hinabsteigt und versucht, unter normalen Leuten zu leben. Das war die Realität, mit der alles begann – genau wie in *Das Leben der M* beschrieben. Wenn sich aber diese göttliche Person unter die Menschen mischt, ist man selbst dazu verdammt, eine Rolle zu spielen. Das ist äußerst bedrückend, und doch zwingt dich alles in unserer Kultur und Gesellschaft dazu, diese Rolle einzunehmen und dich gegenüber einer Göttin entsprechend zu verhalten. Ich wusste nur, dass ich dieses Spiel nicht mitmachen würde, und merkte schließlich, dass ich mich in der Gegenwart dieser Person extrem unwohl fühlte, extrem unvollkommen, extrem mangelhaft. Ich dachte also: Okay, ist das die Magie?

ZEIT: Der virale Sturm der Gerüchte und Spekulationen, den *Das Leben der M* vor Erscheinen im Internet ausgelöst hatte, zeigt, dass Sie damit ein Risiko eingegangen sind.

Cusk: Natürlich bin ich ein Risiko eingegangen, aber ich habe die Gefahr sogar bewusst gesucht. Ich bemühe mich immer, das Schreiben in eine gefährliche Beziehung zum Leben zu stellen, und es war mir auch in diesem Fall außerordentlich wichtig, dass der Roman eine intensive Verbindung zur Realität eingeht.

ZEIT: Es handelt sich bei dem Buch um eine bewusste Provokation?

Cusk: Es handelt sich um die Weigerung, angesichts der wirklichen Themen der Welt in Affektiertheit oder Blindheit zu verfallen. Um die vorhin bereits erwähnte Weigerung, Literatur als einen von der Realität isolierten Bereich zu betrachten. Es gibt natürlich viele Möglichkeiten für die Literatur, eine Verbindung zur Wirklichkeit herzustellen, und das ist etwas, was Schriftsteller tun und auch tun sollten.

ZEIT: Auch die schonungslos ehrliche Beschreibung Ihrer Mutterschaft und das 2012 erschienene Memoir über das Scheitern Ihrer zweiten Ehe wurden von vielen als Provokation empfunden und mit Empörung aufgenommen.

Cusk: Ja, ich bin es gewohnt, Zielscheibe von Kritik zu sein. Aber eine Zielscheibe ist etwas, das auch ausgenutzt werden kann und oft nur dazu dient, die Aufmerksamkeit von einer Wahrheit abzulenken. Das kann manchmal schwer erträglich sein. Aus verschiedenen Gründen ist Kritik gewissermaßen das Umfeld, in dem ich zu existieren gelernt habe. Um darin zu überleben, musste ich bestimmte Abwehrmechanismen entwickeln, die ich heute als etwas betrachte, das es mir ermöglicht, Dinge zu schreiben, ohne mich von der Frage lähmen zu lassen, was andere Menschen davon halten könnten. In gewisser Weise verhält es sich mit dem Konzept des Ruhms ganz ähnlich: Während Ruhm oft als Segen oder »Superkraft« – um dieses schreckliche Wort zu verwenden – angesehen wird, ist er in meinen Augen lediglich die Kehrseite der Kritik.

Das Gespräch führte Thomas David

»Eine dunkle schwarze Bürste klebte ihm unter der Nase«

Mopsa Sternheims einziger Roman wirft ein grelles Licht auf die wilden Zwanziger in Berlin, ihre Liebe zu Gottfried Benn und die Machtergreifung der Nazis

VON GISELA VON WYSOCKI

Der Mutter, Thea Sternheim, gilt jeder Tag, den sie ohne ihre schriftlichen Eintragungen verbringt, die von Begegnungen im städtischen Berlin und in seinen Kaffeehäusern handeln, als verllorener Tag. Eindrucksvolle 3.699 Seiten hat sie insgesamt verfasst, ein Werk, das sich bis heute behaupten kann. Dem Vater, Carl Sternheim, gelingen hochgeschätzte Theaterstücke, deren Stoff er aus Bestandteilen des »bürgerlichen Heldenlebens« bezieht. Großzügig gibt er 1915 die Geldsumme des ihm verliehenen Fontane-Preises an Franz Kafka weiter. Indessen ist seine Tochter Mopsa damit beschäftigt, der sexuellen Übergriffigkeit ihres Vaters zu entkommen.

Mopsa Sternheim hat ein einziges Buch geschrieben, *Im Zeichen der Spinne*, und das galt jahrzehntelang als verschollen, bevor es in einem Koffer in der Landesbibliothek Oldenburg entdeckt und erst vor Kurzem veröffentlicht wurde. Ein Kapitel schildert die Situation, bei der Mopsa anlässlich einer festlichen Abend Einladung als »Vivan Dahlen«, so nennt sie sich in diesem autofiktionalen Roman, einem Herrn »Goll« gegenübersteht; in dem ist unschwer der Dichter, Essayist und Dramatologe Gottfried Benn zu erkennen. Bewegt vom Anblick ihres Gegenübers, eignet sie sich in Gedanken eine seiner poetischen Zeilen an, in der davon die Rede ist, »ih tief in sich eindringen zu lassen«. In ihren Zeichnungen wird sie später von einer Begegnung mit dem »Magischen« sprechen, von den »Ozeanen« eines Dichters und dessen »Architektur aus Kristall«. Für sie bedeutete die Begegnung, dem atemberaubendsten Künstler der Epoche unwiderruflich verfallen zu sein. Einem Mann, der vor ihr stand und zu ihr sagte, er werde sich erlauben, ihr seine neuen Gedichte zuzusenden. Zwei Tage später wird er sie besuchen und hohes Fieber diagnostizieren. Und als sie schon bewusstlos ist, wird sie dennoch seinen Kuss spüren: ein Übermaß an Nähe von seiner Seite aus, das sie nie wieder loswerden wird. Ihre nächste Begegnung ereignet sich nach ihrem ersten Suizidversuch. Der sich beim übernächsten Treffen wiederholen wird: Da steht Benn an ihrem Bett und pumpt ihr in ärztlicher Zurückhaltung den Magen aus.

Die Zeit macht Berlin zur Weltmetropole, sie bringt das Nachleben und den Charleston, aber auch die Last der Hyperinflation, die Reparationszahlungen, den Zerfall monarchischer Obrigkeitsstrukturen und den Versailler Vertrag. Eine Ära, in der Mopsa Sternheim nach dem Instrumentarium einer Sprache greift, die, theaterkundig, klug, im Hier und Jetzt ihre Zelte aufschlägt. Die Dinge kommen von überallher, ohne das übliche Beiwerk der Bedeutungen: Es geht um das Geschichen, wie es ist. Rasanter also eher als Resonanz. Benn spricht von der »Lyrik des Expressionismus«, ein Revier, in dem Mopsa

Sternheim nicht nur die Reichweite der Sprache herausfordert, sondern auch mit Bühnenbildern und Kostümen hantiert; mit der unaussprechlichen Weite der Verwandlungen. Die Gefahr, die für sie mit dem Erscheinen Adolf Hitlers verbunden ist, liest sie ihm im Sportpalast an Wüst und Wirnis seiner Behauptung ab: »eine dunkle schwarze Bürste klebte ihm unter der Nase, eine dunkle, schwarze, fettige Strähne fiel ihm quer in die Stirn.« Sein Reden kam »heiser wie Bellen unter der Bürste hervor.«

Unter den Expressionisten ist man darin geübt, Klippen und Kalamitäten sportlich hinter sich zu lassen. Und Mopsa Sternheim hat sich aus der Annehmlichkeit eines großbürgerlichen Lebens zu einer Zeit verabschiedet, in der in Deutschland Begriffe wie »Machtergreifung« und »Völksgenossen« aufkommen. In übermäßiger Eile breitet diese Autorin sich in ihrem Schreiben aus, es ist ruhelos, erfasst von einer rabiaten Entschiedenheit und Unbeugsamkeit. »Die Worte«, schreibt Mopsa Sternheim, »treiben Unzucht in den Himmeln, schlagen Purzelbäume darin.«

In Berlin sind Notisrennen zu hören, es ist von »menschenfressenden Betongewächsen« die Rede. Die Familie Sternheim sieht sich in alle nur denkbaren Richtungen unterwegs, jonglierend mit Kunst, Politik und Exil. Die Schonungslosigkeit, mit der Vivan Dahlen früher einmal furchtlos vom verführerischen Glanz »lebenspendender Verwirrung« gesprochen hat, bleibt nun weit hinter ihr zurück: »Verwirrung« ist das Wort der Stunde.

Es tauchen neue Namen, Schauplätze auf, Ereignisse, die Wunden hinterlassen. In Frankreich schloss Mopsa Sternheim sich, politisch informiert, dem Widerstand an. Im Konzentrationslager Ravensbrück überließ man ihr die Überwachung der Gefangenen, bis man sie für ihre herausfordernden Auftritte bestrafte. Michael, ein Maler und ehemaliger Liebhaber, hat in Sternheims Augen Schwachpunkte vorzuweisen; kein Gespür für die Kunst der offenen Perspektive! Was darauf hinweist, dass ihm bisher nicht zu Bewusstsein gekommen ist, dass ein Kunstwerk erst durch den Betrachter und dessen Wahrnehmung vollendet ist. Das sind die Kippunkte, die hier ins Gewicht fallen.

Die schwangere Frau wird das Kind, Michaels Kind, verlieren. Sie wird mehrmals ohnmächtig gewesen sein; hat den Zustand der Engsternigkeit auf sich genommen und eine Sprache dafür gefunden, deren Schockwellen an Joyce Carol Oates oder an Ilse Aichinger denken lassen und deren Worte »Hör gut hin, Kleiner, es gibt die Welt, prüfe, ob sie nicht lügen«.

Vivan Dahlen dagegen hat sich das Ich einer Erfinderin angeeignet, sie hält Aus-

schau, sammelt ihre Stoffe ein, legt sich ein hochtouriges Instrumentarium zu; der schnelle Blick, das präzise Begreifen sind ihr Guthaben. Im KZ-Oranienburg trifft sie ihren Geliebten Michael wieder; sie entdeckt die Verwandlung seiner Kunst in ein »Können«, gebrauchsfähig in eine feste Form gebracht wie ein »Konsett«, dem Hungerrot nahe. Und dabei hat er ein Stück Brot in der Hand, er erkennt es nur nicht, weil es dicht verhüllt von Schimmelflecken ist. Irgendwann kommt er dahinter: Es ist Brot, und es schmeckt ihm so gut, »wie ihm nie etwas je so geschmeckt hat«. Er soll, wie er erfahren hat, im Verhör zum Verräter, also »zum Tier werden«, muss deshalb, um die Stahlruten zu errängen, den Hass auf die Ungeheuer rund um ihn herum so groß werden lassen, dass er ihre Zumutungen erträgt. Mehr noch, er wird es schließlich lieben. »Stärker als alle Vernunft ist das Gefühl, unantastbar zu sein, das ihm plötzlich mit strahlendem Hochmut erfüllt. War es denkbar, daß er heldenhaft war, wo Helden versagten?«

Das Unmögliche für möglich halten, das für undenkbar Geglaubte ganz aus der Nähe auf sich zukommen lassen: Auf Vivan Dahlen übt das, bei aller Nähe zum lässig diesseitigen Expressionismus, die Nichts gerade Wirkung aus. Dabei greift ihr Schreiben nach Fantasterei und Prägnanz. Beispielfhaft der Hafen von Marseille, wo unter »südlichem Licht« die Einheimischen einer Wirklichkeit gegenüberstehen, die »bunt wie ein Theaterabend« ist. Die Menschen hier »gaben sich herausfordernd, bis ins Pittoreske hinein stilisiert: Gruppenweise zogen Hafenarbeiter vorbei, ihre Köpfe waren von Betonstaub gepudert. Die Frauen in ihren bunten Schlafrocken lagen wie fette, träge Blumen in den Fenstern.«

Mopsa Sternheim wird die nächste, sie wird die übernächste Reise antreten und ihrem Tagebuch wieder und wieder mitteilen, welche Gedanken sie bewegen, wenn Gottfried Benn ins Spiel kommt. Zwei Jahre vor ihrem Tod, 1952, notiert sie: »bis zum Wahnsinn geliebt habe ich nur Benn – die uneinnehmbare Festung, die Negation an sich.« Es klingt wie eine Antwort, wenn Gottfried Benn, zwei Jahre nachdem sie gestorben ist, in seinen *Vernichteten Schriften* über Mopsa Sternheim schreibt, ihr Tod sei »jäh, blitzend, stündend auf kurzes Leben angelagert gewesen. Eine Antwort, die ins Nichts geht. Sie vermerkt den Untergang, den Zerfall, ohne das aufrührerische Potenzial zu erkennen, das es dieser Erzählerin ermöglichte, halmazumachen im Widersprüchlichen, im Furore der Wahrnehmungen.

Gisela von Wysocki, 86, ist Schriftstellerin. Zuletzt erschien ihr Erzählband »Der hingestreckte Sommer (2021)

Mopsa Sternheim: Im Zeichen der Spinne. Roman; Wallstein, Göttingen 2025; 364 S., 24,- €, als E-Book 18,99 €

Fast so lustig wie Käpt'n Blaubär

Grandios überredet: Elias Hirschl erzählt von Franziska Denk, einer Frau, die viel zu viel denkt

VON JENS BALZER

Endlich mal wieder ein Roman, der nicht von Menschen handelt. Und vom Menschlichen auch nicht. Es geht hier nicht um irgendwelche kleinen Biografien und Familiengeschichten, um das Elend der Gegenwart und die Leiden derjenigen, die in ihr leben. Darüber wissen wir ja nun langsam wirklich genug.

Stattdessen geht es um die letzten Dinge und um die ganz großen Fragen: Wenn alles, was es gibt, aus dem Nichts erschaffen wurde, gab es dann vorher ein Nichts, oder gab es das Nichts gerade nicht? Können die Logik, die Mathematik und die menschliche Sprache bei der Erörterung solcher Fragen helfen? Oder entziehen sich die letzten Dinge nicht ohnehin der Erkenntnis durchs Sprechen, Schreiben, Rechnen und Denken, weil Denken immer auf Zeichensysteme angewiesen ist, die sich auf sich selbst beziehen und eben nicht auf die Realität? Franziska Denk denkt ein Leben lang über Fragen wie diese nach, sie denkt und denkt und denkt sich dabei immer wieder in Schleifen. Sie denkt dermaßen viel, weil sie als Kind die Pest gehabt hat, und die Pest hatte sie, weil sie jede Krankheit bekam, deren Name in ihrer Gegenwart ausgesprochen wurde; sie litt also darunter, dass Zeichen für sie eine physische Wirklichkeit haben: Die Lebendigkeit der Sprache brachte sie immer wieder dem Tode nah.

Franziska Denk ist möglicherweise die Hauptfigur in Elias Hirschls Roman *Schleifen*. Möglicherweise ist Franziska Denk aber auch nur eine Folge von schwarzen Zeichen auf weißem Papier, die durch eine Fügung, deren Sinn sich beim Lesen und Denken darüber durchaus nicht durchgehend erschließt, immer wieder die Gestalt Franziska Denk annehmen, aber manchmal auch die Gestalten Franka Sendzik, Aszad Kernfink und Dennis R. Kafka, was zum einen natürlich alles Anagramme von Franziska Denk sind, aber andererseits auch Figuren, denen Franziska Denk im Verlauf ihres langen Lebens begegnet.

Sie überlebt ihre Kinderkrankheiten nämlich dadurch, dass sie sich intensiv mit toten Sprachen befasst und sich so gegen die Lebendigkeit der Sprache immunisiert. Als Jugendliche verbringt sie eine Weile in der Psychiatrie, dort beginnt sie eine Korrespondenz mit dem Zeichentheoretiker Otto Mandl, der ihre Zuneigung dadurch erringt, dass er ihr Liebesbriefe zusendet, die ausschließlich aus leeren Seiten bestehen. Vielleicht sind es auch gar keine Liebesbriefe, man weiß es nicht, weil die Seiten ja leer sind, jedenfalls wird aus den beiden ein berühmtes Germanistenpaar, und eines Tages werden sich ganze Germanistenkongresse mit der Frage be-

fassen, ob sie wohl mal miteinander »geflickt« haben oder auch nicht.

So oder so ähnlich kann man beschreiben, was Elias Hirschl in *Schleifen* erzählt. Oder auch nicht, denn eigentlich will er ja gar nichts erzählen, sondern er hinterlässt Zeichen und Sätze in einer Weise, dass man beim Lesen den Eindruck erhält, diese Zeichen und Sätze hätten ganz von allein zueinandergefunden und generierten nun auch ganz von allein immer neue Arten von Sinn, ohne dass hier noch irgendein Autor am Werke wäre, der den Zeichen den Weg weist. Ein Werk ohne Autor, das seine Werkhafigkeit unentwegt demontiert: Das klingt nach so einer Idee aus den 1960er-Jahren, wir erinnern uns, Roland Barthes, Nouveau Roman, strukturalistische Linguistik – und Oulipo, diese lustigen Leute, die ständig versuchten, Romane ohne es zu schreiben oder Romane, in denen jedes Wort nur einmal benutzt wird. Die kommen hier natürlich vor, auch wenn Franziska Denk Oulipo doof findet, noch doofer findet sie eigentlich nur John Cage (»Dekadenz in Reinform«), schreibt sie in einer Rezension von »4/33«.

Schleifen ist ein zutiefst nostalgisches Werk, das aber gar nicht nostalgisch wirkt, weil sein Autor – wenn man ihn Autor nennen will – Elias Hirschl erst 1994 in Wien geboren wurde und mithin jung genug ist für einen frischen Blick auf die alte Chose; jedenfalls ist er jung genug, um ganz unangekänktelt zu sein von der tiefen Müdigkeit, mit der man spätestens in den Neunzigerjahren auf diese damals längst schon vergangene Epoche der Kunst und der Geisteswissenschaften zurückblickt.

Bei Elias Hirschl ist alles wieder da, der Tod des Autors, das Durcheinander der Zeichen, liebevoll zusammengestöbert aus vergilbenden Büchern, und vor allem – und das ist das Gute an diesem Buch – äußerst schwungvoll zu Schleifen verflochten und über weite Strecken sogar sehr komisch, fast so komisch wie die Käpt'n-Blaubär- und Zamonien-Romane von Walter Moers, die hier auch als geheimes Vorbild dienen könnten, wer denkt bei Franka Sendzik und Aszad Kernfink nicht an den Freiherrn von Dill-schick, der in Moers' *Schreckensmeister* das »Lied von der Suppe« dichtet: »Heute muss die Suppe werden / Frisch, ihr Schreckens! Seid zur Hand.«

Was dem Moers sein Schiller ist, das ist dem Hirschl sein Kafka. Sein *Schleifen*-Roman – wenn man ihn Roman nennen will – endet aus Gründen, die wir um des Spannungserhalts willen hier keineswegs spoilern, mit einer Abschrift der ersten Seite aus Kafkas *Prozess*, in der jedes Wort mit einer Fußnote versehen ist, die zeigt, dass Kafka eben dieses Wort in einem früheren Werk schon einmal verwendet hat.

Elias Hirschl: Schleifen. Roman; Zsolnay, Wien 2026; 416 S., 26,- €, als E-Book 19,99 €

ANZEIGE



»Eines der großen literarischen Ereignisse unserer Zeit.«

CLEMENS J. SETZ

»Ich lese gerade einen Roman ... von einem jungen Mann namens Woody Brown, bei dem als Kind schwerer Autismus diagnostiziert wurde. Dieses Buch ist eine Offenbarung, die einen zu der Frage zwingt: Wie viel übersehen wir in Menschen, indem wir voreilige Schlüsse ziehen?«

THE NEW YORK TIMES

Seien Sie dabei! »Deutschland liest ein Buch« lädt Leseliebhaber*innen ein, über Bücher ins Gespräch zu kommen.



In Zusammenarbeit mit: DIE ZEIT VERLAGSGRUPPE Klempner & Witsch

NICHT EINE TRÄNE

Adèle Yons Roman über ihre am Gehirn zwangsoperierte Urgroßmutter löste in Frankreich eine Debatte aus. Zu recht?

VON ANN-KRISTIN TLUSTY

Dass Menschen überhaupt in der Lage sind, Entscheidungen zu treffen und ihre Impulse zu kontrollieren, haben sie dem Frontallappen des Großhirns zu verdanken. Der gilt als »Organ der Zivilisation« und es ist eine ungeheure Vorstellung, dass es eine Zeit gab, in der man Menschen seiner Funktionen beraubte, indem man seine sämtlichen Nervenverbindungen zerstörte.

Von diesem Vorgehen, Lobotomie genannt, erzählt die 1994 geborene Autorin Adèle Yon in ihrem Debitroman. *Mein wahrer Name ist Elisabeth* löste in Frankreich einen Hype aus, monatelang lag Yons autofiktionale Erzählung dort in jeder Bahnhofsbuchhandlung, was sicherlich auch an ihrem feministischen Impetus lag: Lobotomien wurden bis in die Siebzigerjahre vor allem an Frauen durchgeführt, die in irgendeiner Weise als psychisch unheilbar krank galten. Darunter war auch Adèle Yons Urgroßmutter.

Bislang kannte man Lobotomien aus Ken Keseyes Roman *Einer flog über das Kuckucksnest* oder aus Martin Scorseses *Shutter Island*. Dort ist die Operation, bei der in beide Schädelseiten etwa zwei Zentimeter große Löcher gebohrt werden, die Ultima Ratio einer grausamen Psychiatrie. Yon fügt dieser Darstellung eine neue Dimension hinzu.

Ihre Urgroßmutter Elisabeth, genannt Betsy, lernte sie nie kennen, doch seit sie denken kann, schwebt

diese Unbekannte wie eine Mahnung über der Familiengeschichte: »Bei uns gibt es da eine Veranlagung«, sagt Yons Großmutter etwa, »Wir müssen aufpassen. Dass es keine größeren Erschütterungen gibt.« Alle Frauen der Familie, heißt es, hätten in ihren Zwanzigern Fragen nach Betsy gestellt. Beinahe zwei Jahrzehnte ihres Lebens verbrachte sie in der Psychiatrie, an Schizophrenie soll sie gelitten haben, »auf rührende Weise verrückt« soll sie gewesen sein.

Yon spürt eine Verbindung zu dieser Urgroßmutter, weil auch ihre größte Angst darin besteht, verrückt zu sein, weil auch sie zu Wutanfällen neigt, wie man sie Betsy nachsagt. Und so interviewt sie Großeltern, Cousinsen, Onkel, macht unbekannte Familienmitglieder ausfindig, erst einen Bruder Betsys, dann eine Nichte. Sie nimmt Kontakt zu Kliniken, Archiven, sogar ehemaligem Pflegepersonal auf. *Mein wahrer Name ist Elisabeth* ist das Protokoll einer Recherche, eine Collage aus Gesprächstranskripten, Krankenakten, wissenschaftlichen Artikeln. Yon verwebt Motive der Vergangenheit und der Gegenwart: Der blutige Eingriff der Lobotomie korrespondiert mit ihrem Gelegenheitsjob als Fleischerin, die gewaltsame Dominanz von Betsys Ehemann mit der des Exfreunds, der Suizid des Großonkels mit dem des besten Schulfreundes. Vielleicht ist es diese Suchbewegung, die den Hype um Yons

Roman erklärt: Autofiktion bedeutet hier nicht nur die Auseinandersetzung mit der eigenen Gegenwart, sondern auch mit dem vorangegangenen Unbekannten, mit der Kontinuität weiblicher Erfahrungswelten. Dass solch ein Vorgehen derzeit einen Nerv trifft, war zuletzt auch am Erfolg von Mascha Schilinskis Oscar-nomiertem Film *In die Sonne schauen* zu beobachten.

Literarisch ist *Mein wahrer Name ist Elisabeth* ein schlichter Text. Mal wirkt die Sprache allzu forciert bildgewaltig; da prallen Wörter »mit einer solchen Wucht aufeinander, mit einem solchen Krachen, so körperlich«, dass das »Unwohlsein aus meinem Unterleib, ganz tief aus meiner Gebärmutter heraus aufsteigt«. Wenn Yon ihre Recherche durch medizinisch-historische Belege anreichert, bekommt ihr Text Aufsatzzarakter. Weil es ihr nicht gelingt, einen stringenten Sound zu finden, fällt der Roman auseinander, was auch an der manchmal langatmigen Dramaturgie liegt. Wo Annie Ernaux verdichten würde, gibt Adèle Yon wieder.

Dass *Mein wahrer Name ist Elisabeth* dennoch eine aufwühlende Lektüre ist, ist den Originaldokumenten zu verdanken, die Yon kunstvoll in ihre Prosa einwebt. Nach und nach legen sie die patriarchale Gewalt frei: War Betsy womöglich gar nicht schizophren, sondern für eine Frau ihrer Zeit schlicht

zu eigensinnig? Wurde sie von ihrem Vater, von ihrem Mann missbraucht und in den Wahnsinn getrieben? »Denn der Herr hat gewollt, dass ein Ehemann seine Frau führt«, schrieb ihr der Urgroßvater.

Die Lobotomie erscheint so nicht nur als ein grausamer Auswuchs der Psychochirurgie, sondern auch als ein patriarchales Herrschaftsinstrument. Im Tagebucheintrag einer Unbekannten, den Yon gefunden hat, heißt es über die Zeit nach dem Eingriff: »Ich würde gern spazieren gehen. Das habe ich vorher öfters gemacht. Ich schreibe nicht mehr. Es will mir nicht mehr gelingen. Als ich von Papas Tod erfahren habe, konnte ich nicht eine Träne weinen.« Eine Frau, die apathisch, gefügig und eines Teils ihrer Kognition beraubt ist, gilt als geheilt, nicht zum Wohl der Patientin, sondern zum Wohl des Umfelds. Ein medizinischer Aufsatz aus dem Jahr 1948 konstatiert: »Geistige Aktivitäten höherer Natur bleiben den Lobotomierten meist verwehrt. Glücklicherweise sind diese im praktischen Leben üblicherweise selten vonnöten.«

Man könnte das als Zeugnisse eines vergangenen Jahrhunderts abtun. Doch ohne auszuweichen, dass die Herrschaft patriarchaler Gewalt noch immer andauert, gelingt es Yon immer wieder, ihre Allgegenwart durchschimmern zu lassen. »Dieses Buch ist für uns«, schreibt sie in der Danksagung, »Möge es uns befreien.«

Adèle Yon: Mein wahrer Name ist Elisabeth.
A. d. Franz. von Sula Textor; Berlin Verlag,
Berlin 2026; 432 S., 26.– €, als E-Book 21,99 €

ES WERDE LICHT

Heiner Bastian war der engste Vertraute von Joseph Beuys und Andy Warhol. Er ist bis heute ein großer Lyriker, wie sein neues Buch zeigt

VON FLORIAN ILLIES

Erst las er im Kreis der Gruppe 47, dann debütierte der 1942 in Ostpreußen geborene Heiner Bastian bei Hanser, *beobachtungen im luftmeer* hieß sein traumwandlerischer Gedichtband aus dem Jahr 1968. Jetzt, fast 60 Jahre später, ist Bastians fünfter Lyrikband erschienen, *Das Licht über der See Bildlos*. Dazwischen lagen Jahrzehnte voller Bilder, Bastian war der engste Vertraute von Joseph Beuys, Andy Warhol und Cy Twombly – drei der größten Künstler nach 1945 –, er hat sie in ihrer aus der Tiefe von Raum und Zeit kommenden Gewichtigkeit so gut verstanden wie kaum jemand sonst, ihre Werkverzeichnisse ediert und ihre Ausstellungen kuratiert. Aber nie hat Bastian aufgehört zu dichten, immer hat er versucht, Worte zu finden für

das Unsagbare in ihm und in der Welt: »Worte und Bilder, in denen wir uns unbekannt sind / Doch sind sie dunkel in uns aufgeschrieben.«

Die neuesten Verse sind von einem altersweisen Funkeln und voll stiller Eleganz, wie Wellen fließen sie über die Seiten, ein ewiges Kommen und Gehen, die Worte und Perlen rollen zurück ins Meer, bevor wir sie greifen können. Das ewige Licht und der ewige Schatten, der Blick auf die Dinge und der Blick der Dinge auf uns, das sind die großen Unstimmigkeiten, die das Fließen jedes dieser Gedichte durchziehen. Es ist eine ganz eigene, ferne Melodie, die aus Bastians Worten herüberdringt in unsere Gegenwart – eine antike, griechische, die aus Homers Weisheit gespeist

ist, »die von jedem kommenden Unglück weiß«, und die die Welt der Mythologie ernster nimmt / Doch sind die Flüchtigkeiten jeder Gegenwart. Auf der griechischen Insel Antiparos lebt Bastian zeitweise, darum sind manche Worte dem Meer der Odyssee so nahe und seinem Licht, dem Wissen der Wellen von Troja. Mit der unruhig flackernden Lampe der Erkenntnis studiert er die Anatomie der Nacht und die Fragwürdigkeit des nahenden Morgens. Immer wieder geht es in Bastians Versen um die Wirklichkeit von Erinnerungen und Sehnsucht, weil beide in der Lage sind, Bilder in uns zu erzeugen, die bleiben, bis wir selbst vergehen, also viel länger als alle Netzhauttäuschungen der Gegenwart: »Wie seltsam, dass auch Erinnerungen

zur wirklichen Welt gehören / in einer Welt, die von der Welt des Vergessens erzählt.«

Homer, Ezra Pound und Ludwig Wittgenstein sind bei Heiner Bastian die zentralen Pole des Erzählens und der Erkenntnis, zwischen ihnen arrangieren sich seine Worte zu kunstvollen Bildern, tastend, hochsensibel, lichtdurchflutet, voller Wehmut. Diese Verse sind wie mit halb geöffneten Lidern geschrieben, in einem Dämmerzustand, zwischen Wachen und Träumen, zwischen Tag und Nacht, die Zeiten fließen durch sie, die Weisheiten, die Bilder, die Verstörungen. Worte wie hingebzinkt, nach Jahrzehnten des hellwachen Schens. Und selbst wenn diese Gedichte, wie oft, vom Echo des Dunklen in uns erzählen, so glühen sie von innen.

Heiner Bastian: Das Licht über der See Bildlos.
Gedichte; Schirmer Mosel, München 2026;
59 S., 24,80 €

WAS FÜRCHTEN FISCHE?

Unersättlich ist die künstliche Intelligenz in Sophie Steins neuem Roman. Verschlängt sie auch uns Leser?

VON LOUIS PIENKOWSKI

Da ist eine Maschine hinter uns her. Erst beobachtet sie nur, dann beginnt sie, an uns zu nagen. In Sophie Steins zweitem Roman *Der neunte Kreis* von Sophie Stein ist die künstliche Intelligenz eine Allesfresserin, die Worte, Gedanken und Gefühle verspeist und die am Ende gar diesen Science-Fiction-Thriller selbst mit zu verschlingen droht.

Sophie Stein, geboren 1995, erzählt von einer Welt, in der Selbstoptimierung oberste Bürgerpflicht ist. Gehirndoping, Sittenpolizei und Umerziehungslager gehören zum Alltag. Der herrschende König könnte bald von einem »KI-Führer« abgelöst werden. Die Literatur wird zensiert, eine KI-Firma mit dem Namen FutureMind soll sie berechenbar machen. Für diese arbeitet auch die Hauptfigur Ond. Sie ist Sprachspezialistin und füttert einen KI-Agenten mit dem Namen Roman 2.0 mit Geschichten. Während Ond sich unterordnet, will ihr Kindheitsfreund Vasu sich als Künstler der Berechenbarkeit entziehen.

Lange bleibt im Roman ungewiss, welchen Realitätsstatus die Biografien der Figuren, die Firma FutureMind und diese dystopische Herrschaft tatsächlich besitzen. Zu Beginn findet sich Ond in einem »Resonanzraum« wieder, weil man ihr und Vasu ein schweres Verbrechen vorwirft: Um einer Gefängnisstrafe von zehn Jahren zu entgehen, lassen

sie eine Turbo-Resozialisierung über sich ergehen. Scheinbar wieder frei, kehren sie in ihren Alltag zurück. Ond gelingt das mühelos, während Vasu glaubt, sie befänden sich nun in einer Simulation von Wirklichkeit.

Strukturiert ist der Roman als großes Menü mit neun Gängen, angelehnt an die neun Höllekreise in Dantes *Göttlicher Komödie*. Während sich Vasu und Ond vom Aperitif über die Vorspeisen zum Hauptgang vorarbeiten, wächst beim Leser die Verunsicherung angesichts all der monströsen Spähren, Räume schmelzen wie Honig dahin, Fische fürchten, von Freßfressenden verschluckt zu werden, und im nächsten Moment sitzen die Figuren wieder Kaffee trinkend herum.

In dieser unheimlichen Atmosphäre liegt die Stärke des Romans. Rückblenden erzählen von Onds und Vasus Kindheit, in der sie erstmals dem charismatischen Außenseiter Dra begegnen, der ihre Neugier auf das Verbotene weckt. Der Ich-Erzähler taucht hier wie ein Geist auf und erhält den Namen Kali. Kann man diesem allzu einfühlsamen Begleiter trauen, so mühelos, wie er fremde Perspektiven einnimmt? Langsam geraten die vier in ein Geflecht aus Misstrauen, Abhängigkeiten und unübersehbaren Begegnungen.

Bereits in ihrem Debitroman *Amnacer* (2020) schickte Sophie Stein ihre Leserschaft auf eine fantas-

tische Suche nach Rissen in der Realität. Und auch jetzt entsteht die Anziehungskraft weniger aus dem verworrenen Plot als aus dem Wandel der Phantasmen. Man rätselt, wer ein Abweichter ist und welche Normen in dieser Welt gelten, in der Gerüchte über kannibalistische »Verzehrungen« die Runde machen.

Unso überraschender kippt die Dystopie immer wieder ins Komische. Die Erzählung von einem Kunstwettbewerb liest sich wie eine Persiflage auf den Bachmannpreis, bei dem Sophie Stein 2024 selbst antrat. Die Jury diskutiert wütend darüber, ob die eingereichte Geschichte Blasphemie oder »ein Tanz um eine unaussprechliche Mitte« sei. Damit spielt *Der neunte Kreis* seine eigene Mischung aus politischer Botschaft und verspielten Absurditäten gleich selbst auf.

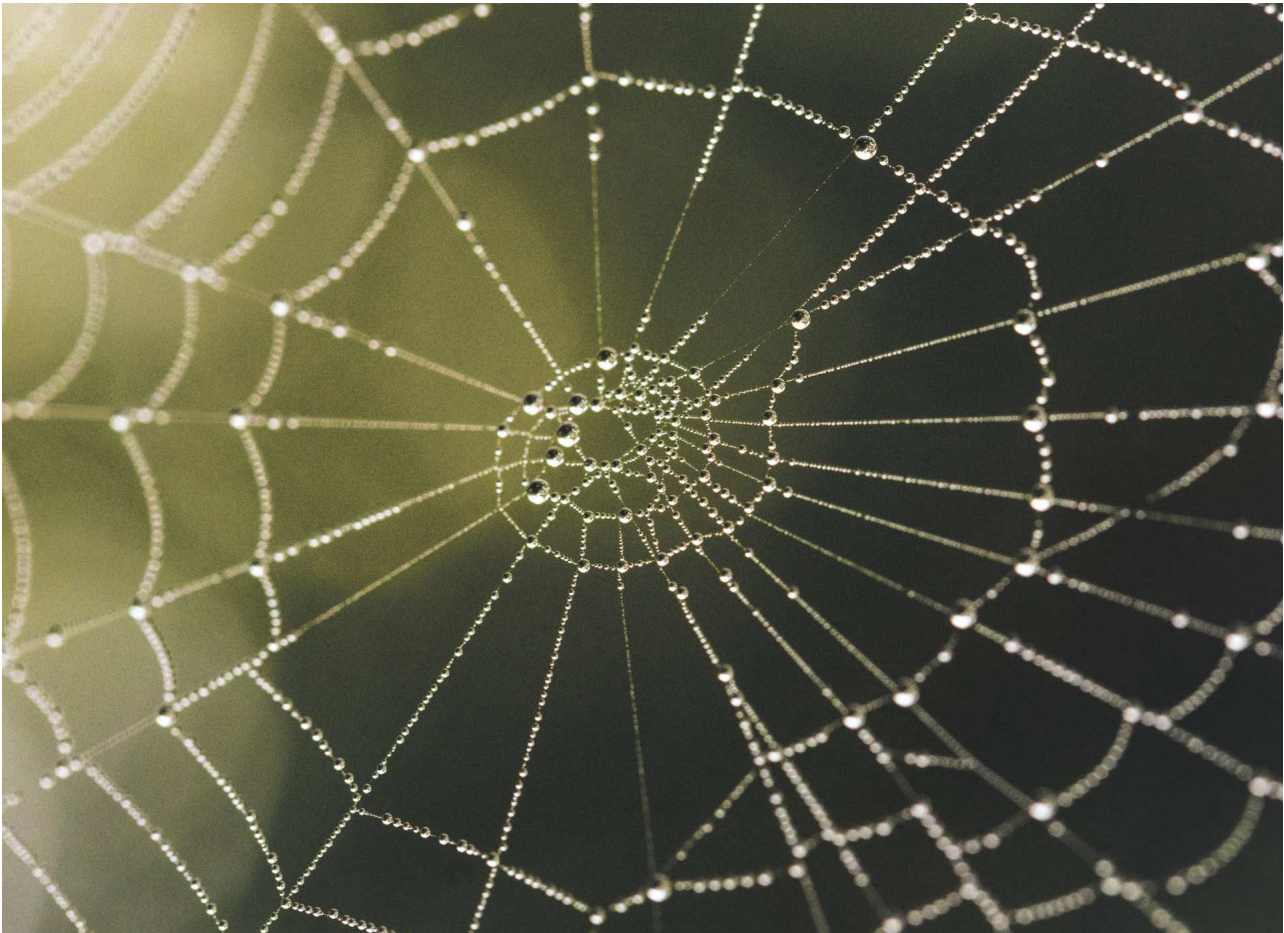
Wahrnehmung, Kunst und Moral im KI-Zeitalter: Der Roman greift eine Fülle politischer Themen auf und entfaltet sie in einer von Theorien und Bildern durchsetzten Sprache. Einmal werden »Meinungen auf eine Lichtung getragen«. Ein andermal bleibt unzerkerztes Wissen im Hals stecken und öffnet sich wie eine Blüte.

Wilde Spekulationen und Metaphern erscheinen in der Romanwelt als Zutlufte vor einer auf Eindeutigkeit getrimmten KI-Sprache. Das ist raffiniert, weil man heute meist von künstlicher Intelligenz

spricht, wo man künstliche Sprachmuster meint. Die KI kann nur etwas ausspucken, wenn sie vorher auch gefüttert wurde. »Ich muss weiter klar und unmetaphorisch Dinge benennen, um Jahre angestauten Schlamms abzuschöpfen«, heißt es einmal gegen Ende des Romans. Aber dieses Fabulieren lädt so viele Einzelheiten mit potenzieller Bedeutung auf, dass man sich in der Erzählung zunehmend so gefangen fühlt wie die Figuren.

In seiner grotesken Überfülle erinnert Steins Roman weniger an Dantes streng geordnete Hölle als an die Wimmelbilder von Hieronymus Bosch. Auch Stein schreibt an einer Epochenchwelle, an der Wildbilder ins Wanken geraten: Es ist der Übergang ins KI-Zeitalter. Die darauf anspielenden Motive des Verschlingens, der Kreise, der Augen, der Spiegel und der Wäben verlieren durch ihre Wiederholung aber leider an Kraft.

Trotz seines Metaphern- und Ideenüberschusses ist *Der neunte Kreis* sprachlich jedoch so fein gearbeitet, dass die Lust am Text immer wieder aufflammt. Zwischen albraunhafter Beklemmung und leichtfüßiger Situationskomik gewinnt auch manches, was zunächst wie sperriger Ballast wirkt, rückblickend an Bedeutung. So nagt die Maschine im Hintergrund noch weiter an einem, auch wenn man das Buch längst zugeklappt hat.



Spinnen kennen keine Hierarchien, sie reagieren auf Reize. Das aber meist blitzschnell

»Höre nicht nur auf dich selbst!«

Wir sind so gehorsam wie noch nie, schreibt die österreichische Philosophin Lisz Hirn. Das klingt nach einem großen Problem. Oder etwa nicht?

DIE ZEIT: Frau Hirn, Autorität und Gehorchen sind für liberale Menschen verdächtige Begriffe, erst recht in Zeiten des grassierenden Autoritarismus. Sie wollen sie ausgerechnet jetzt verteidigen – warum?
Lisz Hirn: Da müssen wir unterscheiden zwischen der autokratisch-autoritären Form von Autorität, die für mich absolut negativ ist, und einer positiven Form, die Freiheit erst ermöglicht, indem sie diese begrenzt und ordnet – und zwar immer temporär, ob zwischen Eltern und Kindern, in den Wissenschaften oder der Politik. Hannah Arendt hat in ihrem wenig bekannten Essay *Was ist Autorität?* schon früh genau darüber nachgedacht. Ich finde, wir müssen heute Autorität rehabilitieren.

ZEIT: Aber fortschrittlich ist doch das Gegenteil, flache Hierarchien, jeder darf herrschen.
Hirn: Heute herrscht ja sogar das Dogma »Ich gehorche niemandem!«. Das klingt plausibel – aber es stimmt überhaupt nicht: Wir gehorchen ständig irgendjemandem. Seit einiger Zeit sogar jemand ganz Neuem: der künstlichen Intelligenz. Ihr gehorchen wir bereitwillig in der übergroßen Mehrheit, wir

lassen uns von niemandem beeinflussen. Doch das geschieht zwischenmenschlich permanent – und es ist unproblematisch, wenn normale Menschen es durchschauen können. In der digitalen Welt jedoch kann ich das nicht mehr – die Algorithmen beeinflussen, ohne das wir es bemerken, geschweige denn verstehen. Wenn man mit Informatikern, KI-Ingenieuren und Elektrotechnikern darüber spricht, erklären sie einem, wie wahnsinnig schwer es sei, dieses digitale System anders zu konstruieren oder sich so etwas auch nur vorzustellen. An dieser Stelle haben wir es mit einer absolut autoritären Realität zu tun, ich würde sogar sagen: einer in der Struktur systemisch totalitären Realität. Daher warne ich vor der drohenden Algorokratie. Die schlimmsten Befürchtungen Hannah Arendts werden schleichend Realität: Alle Daten über uns sind schon irgendwo vorhanden, wir haben sie per Klick längst selbst geliefert, das System weiß längst alles über uns, wenn es uns überprüft – weil wir es ihm ständig mitgeteilt haben und laufend mitteilen. So einen perfekten Herrschafts-Mix aus Inquisition und Beichte gab es noch nie in der Geschichte.

Hirn: ... und betonen stolz die Einsichtsfähigkeit ihrer klugen Kinder. Im Ernst: Elterliche Autorität ist vielleicht nicht wahr, aber notwendig – dieser Satz des Philosophen Slavoj Žižek hat mich inspiriert beim Nachdenken über jedwede Autorität. Wenn sie wegfällt, dann kann man übrigens keinen Ungehorsam lernen, kein Aufbegehren, dann fällt die Reibung weg, nicht nur in der Erziehung. Wir leben ja nicht als Monaden, man erzieht sich nicht nur selbst zur Mün-

digkeit. Ich sehe die Bereitschaft zum Dagegenhalten bei Eltern gegenüber ihren Kindern immer weniger, die eher zu besten Freundinnen heranwachsen sollen. So kann die notwendige Reibung zur Subjektwerdung nicht entstehen.

ZEIT: Lieber reiben Eltern ihre Ellenbogen an anderen Eltern. Muss aber in mündigen Gesellschaften nicht Misstrauen gegenüber Autorität herrschen?

Hirn: Dosiertes Misstrauen ist gut für die Demokratie, aber Liberale sollten keine Angst vor Autorität haben, solange sie temporär ist. An einem Merkmal kann man immer den Unterschied zu autokratischen Persönlichkeiten erkennen, links wie rechts, auch im vordergründig unpolitischen, technokratischen Sektor: Sie setzen die eigene Wahrheit immer absolut, und ihre »Autorität« soll bitte schön unhinterfragt bleiben und längstmöglich dauern.

ZEIT: Eine spezielle Gefahr wittern Sie aber dennoch: die »Algorokratie«, wie Sie es nennen. Was hat es damit auf sich?

Hirn: Wir werden ständig beeinflusst, auch wenn wir lauthals behaupten, wir ließen uns von niemandem beeinflussen. Doch das geschieht zwischenmenschlich permanent – und es ist unproblematisch, wenn normale Menschen es durchschauen können. In der digitalen Welt jedoch kann ich das nicht mehr – die Algorithmen beeinflussen, ohne das wir es bemerken, geschweige denn verstehen. Wenn man mit Informatikern, KI-Ingenieuren und Elektrotechnikern darüber spricht, erklären sie einem, wie wahnsinnig schwer es sei, dieses digitale System anders zu konstruieren oder sich so etwas auch nur vorzustellen. An dieser Stelle haben wir es mit einer absolut autoritären Realität zu tun, ich würde sogar sagen: einer in der Struktur systemisch totalitären Realität. Daher warne ich vor der drohenden Algorokratie. Die schlimmsten Befürchtungen Hannah Arendts werden schleichend Realität: Alle Daten über uns sind schon irgendwo vorhanden, wir haben sie per Klick längst selbst geliefert, das System weiß längst alles über uns, wenn es uns überprüft – weil wir es ihm ständig mitgeteilt haben und laufend mitteilen. So einen perfekten Herrschafts-Mix aus Inquisition und Beichte gab es noch nie in der Geschichte.

ZEIT: Apropos Hannah Arendt: Sie haben trotz dieser Bedrohung Schwierigkeiten mit dem ihr zugeschriebenen Satz »Kein Mensch hat das Recht zu gehorchen« ...

Hirn: ... den man ja auch gerne mal lässig auf einer Tote-Bag trägt. Das Originalzitat lautete auch etwas anders, nicht nur dank philosophischer Tote-Bags: nach der Emanzipation der vergangenen Jahrzehnte, mit Ich-Performance, Selbstsorge und Selbstfindung. Und niemand macht heute mehr etwas, bloß weil es schon immer so gemacht wurde.

Hirn: Ich kann Sie beruhigen, wir sind in Österreich, hier soll das noch vorkommen. Zweifello existiert ein oft esoterisch geprägter Hype um Selbstbestimmung, positives Denken und persönliche Weiterentwicklung. Was nicht heißt, dass oft gerne lieber andere zuständig sein sollen, als dass man selbst die Konsequenzen seiner Entscheidungen und Handlungen trägt.

ZEIT: Dieser Fokus auf das perfekte Individuum führe jedoch zum Verlust von Beziehungen, die immer auf Autorität und Vertrauen basieren. Vertrauen ist aber der Kern des Sozialen, des Zwischenmenschlichen. An die Stelle von solidem Vertrauen ist jetzt totales Misstrauen getreten. Wobei das Misstrauen uns selbst gegenüber leider meistens völlig fehlt.
ZEIT: Hannah Arendt meinte, dass der schlechteste Verfall aller Autoritäten überhaupt erst den Totalitarismus von Hitler und Stalin in den damals neuen Massengesellschaften möglich gemacht habe. Sie verweisen darauf. Eine erschreckende Parallele zum Niedergang der Demokratie momentan?

Hirn: Unsere Autoritätskrise hat eine lange Vorgeschichte. Jetzt kommt noch eine Zuständigkeitskrise dazu, gerade im politischen Bereich. Oft ist ja nicht mal klar, wer zuständig ist, nicht einmal den mächtigsten Politikern selbst. Die zunehmenden anonymen

Autoritäten in den digitalen und virtuellen Welten haben alte Zuständigkeiten verwischt, insofern ist es völlig verständlich, dass niemand Verantwortung übernehmen will: Man weiß ja gar nicht, ob man könnte und dürfte.

ZEIT: Die Machtlosigkeit der Macht, über die Chefs gerne seufzen.

Hirn: Dieses Seufzen ist berechtigt. Zu Arendts Zeiten hätte es wie eine Ausrede gewirkt, heute ist es das nicht mehr. Und wenn niemand mehr zuständig ist, haben wir uns selbst damit auch das Wasser für jedweden Ungehorsam abgegraben – denn gegen wen genau sollte er sich richten?

ZEIT: Wenn die Demokratie zerfällt, können sie vielleicht nur noch Märtyrerinnen und Helden retten?
Hirn: Die erst recht nicht! Diese beliebte Projektion auf außerordentliche Personen mit Rettungsfunktion, denen man sich unterwirft: Das wäre genau das Gegenteil von Autorität, die einen Freiheitsraum schafft und mündig macht. Der Heldenkult hat mich schon bei Nietzsche gestört, der Opferkult, darin steckt viel Gewalt. Der Held will immer besonders sein, fühlt sich auserwählt, nicht etwa demokratisch – und andere können daher bequemerweise vieles bei ihm abladen. Demokratien brauchen stattdessen Vorbilder, die sagen: Das, was ich tun kann, kannst du auch.

ZEIT: Rechts außen ist man da nicht so zimperlich: Tech-Investor Peter Thiel beschwört den Katechon, den auserwählten Aufhalter des Bösen, um gleich mal den gesamten Irrweg der Moderne zu beenden.
Hirn: Erwas Ähnliches würde für die Demokratie Selbstmord bedeuten, ohne dass sie dabei Autorität wiedererlangen würde: Denn in ihr ist ihrem Wesen nach keiner auserwählt, hat niemand das Recht, zu freveln, so wie die antiken Helden. Daher will ich lieber Vorbilder, die Autorität entwickeln.

ZEIT: Und die Reibung an den Vorbildern erzeugte dann auch die edle Rebellion gegen Autoritäten?
Hirn: Schon Adam und Eva waren ungehorsam und bissen in den Apfel vom Baum der Erkenntnis, da mache ich mir keine Sorgen.
ZEIT: Wobei die Sache ja gehörig schiefging.
Hirn: Deswegen empfehle ich jedem erst einmal einen echten Akt des Ungehorsams gegenüber der heute üblichen Stimmung: Höre nicht nur auf dich selbst!

Das Gespräch führte Alexander Cammann

Lisz Hirn: Gehorchen. Über das Wesen der Autorität;
Zsolnay, Wien 2026; 176 S., 24.– €, als E-Book 17,99 €

Sophie Stein: Der neunte Kreis.
Roman; Tropen, Berlin 2026;
336 S., 25.– €, als E-Book 19,99 €

Madonnen aus Blut, Feigen und Kohle

Claudia Durastanti kam als Tochter gehörloser Italiener in New York zur Welt. Das prägt bis heute ihr Verhältnis zur Sprache. Davon zeugt auch ihr rätselhaft schöner Roman »Missitalia«

VON TIMO POSSELT



Die Schriftstellerin Claudia Durastanti, 42

Eigentlich hatte mich Claudia Durastanti vorgewarnt. Als ich an einem drückend heißen Augustnachmittag in den Süden Roms fuhr, um sie in ihrer Wohnung in einem der siebenstöckigen Arbeiterwohnblocks in der Nähe des Bahnhofstrastevere zu besuchen, vertat ich mich dennoch. Ich klingelte zwar bei der richtigen, landete nach einer Fahrt im klapperigen Aufzug dann aber doch ein paar Stockwerke weiter oben, bei der anderen der zwei Durastantis im Haus, von der die Schriftstellerin geschrieben hatte. Als mich ihre Schwägerin schließlich zu Claudia Durastanti gelost hatte, bat mich diese in ihre ob der Hitze verdunkelte Dreizimmerwohnung und setzte erst mal ein Bialetti-Espresso-Kännchen auf. Ich war gekommen, um mit ihr über ihren neuen Roman *Missitalia* zu sprechen, den ich auf der Fahrt im Nachtzug fasziniert gelesen hatte. Noch erschien er mir verschlossen, als sei ich zu seinem funkelnden Kern noch nicht vorgedrungen und könne diesen nur errahnen.

Missitalia erzählt drei Geschichten über drei Jahrhunderte hinweg. Sie spielen um 1850, 1950 und 2050 und teilen den Schauplatz des Val d'Agris, eines waldigen Tals in den Apenninen der Basilikata, zwischen dem Spann und der Sohle des italienischen Stiefels. Der erste Teil des Romans erzählt von der Zeit des Risorgimento, der italienischen Nationalstaatsbildung, als der Süden von sizilianischen Bourbonen beherrscht und jeder Widerstand im Keim erstickt wird. Einzig Amalia Spada, die Schlüsselfigur des ersten Teils des Buches, führt eine Herberge für Reisende und junge Frauen in der Nähe der Calanchi, einer von Regen zerklüfteten Erosionslandschaft aus Ton und Mergel. Die Beherbergten nennen sie »Madre«, Mutter. Die Männer sind auf der Flucht vor der bourbonischen Geheimpolizei und verstecken sich

in ihrem Keller. Die jungen Frauen streifen durch die Wälder und überfallen unschuldige Jungen, um ihre überbordende Lust an ihnen zu befriedigen. Im Dorf hält man das Haus von Amalia Spada für ein Bordell und seine Bewohnerinnen für »Niemandstöchter«, weil man nicht versteht, »dass die Mädchen alles aus eigenem Antrieb taten – ungestüm und glücklich war ihre Gewissheit, dass sie böse sein konnten«. Schließlich wird im Dorf eine Fabrik gebaut, die nicht nur das Leben der Brigantinnen auf den Kopf stellt.

Der zweite Teil des Romans erzählt von der jungen Wissenschaftlerin Ada, die für das Kulturmagazin eines Petroleunkonzerns arbeitet, der im Val d'Agris ÖL fördern möchte. Unversehens wird Ada bei einem Empfang in einer Villa von einer russischen Dichterin angesprochen, die, wie sich später herausstellt, für den sowjetischen Geheimdienst arbeitet und Ada als Spionin anwerben wird. Der letzte Teil dieses labyrinthischen Romans schließlich erzählt von der Archivarin A., die im Val d'Agris im Jahr 2050 den Müll erforscht, den eine Raketenbasis hinterlässt, von der aus »interstellare Migranten« zum Mond aufbrechen, um die geopolitische Unordnung der Erde endlich hinter sich zu lassen.

All dies also las ich im Nachtzug unterwegs nach Rom, während draußen vor dem Fenster die Landschaft in der Dunkelheit vorbeizog. Die ungestümen Brigantinnen in den Wäldern stellte ich mir vor wie Figuren aus einem Film von Alice Rohrwacher, dieser magischen Realistin des italienischen Kinos. Den zweiten Teil las ich gebannt wie einen Agenten-Thriller. Und der dritte, vor Anspielungen auf die Gegenwart strotzende Teil – von Elon Musks Weltraumwahn bis zur stochastischen Wahrnehmungsverengung durch die künstliche Intelligenz – ließ mich mit rauchendem Kopf zurück. Als der Zug am Morgen schließlich im Bahnhof Roma Tiburtina einrollte, konnte ich es kaum erwarten, die Autorin kennenzulernen, die diesen rätselhaften Text geschrieben hatte.

Nun saß ich in Claudia Durastantis sparsam eingerichtetem Wohnzimmer, sie schenkte mir einen Espresso ein und erzählte, wie schwierig es gewesen sei, einen Roman zu schreiben, der im italienischen Süden spielt. Denn der ist in Italien ja ein kultureller Topos. Das beginnt schon beim italienischen Wort dafür: *Sud*, »ein s, das zischt wie ein Reptil, bevor es sich reckt und in die lichterfüllte Mulde des u legt und bevor ein d folgt, um es aufzuhalten und ihm den Kopf abzutreiben«, wie es in *Missitalia* heißt. Das historische Ungleichgewicht zwischen Nord- und Süditalien hat sich in literarischen Klassikern niederschlagen, von Giuseppe di Lampedusa *Der Leopard* (1958) bis zu Elena Ferrantes *Meine geniale Freundin* (2011), und drückt sich bis heute in der Vorstellung aus, der Süden sei faul, rückständig und arm. Durastanti wollte weniger dagegen anschreiben als das Stereotyp vom Kopf

auf die Füße stellen. »Schließlich ist die Basilikata heute gleichzeitig eine der reichsten und ärmsten Regionen Italiens«, sagte sie und erzählte dann vom Erdöl, das dort schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts entdeckt wurde, doch erst jetzt die öffentliche Wahrnehmung der Region verändere. Während gleichzeitig weiterhin vor allem junge Menschen die Gegend auf der Suche nach Arbeit scharenweise verließen, wie sie es seit Jahrhunderten getan hätten. »Die Vergangenheit befreit uns von nichts, sie fasziniert bloß und spendet Trost«, sagte Durastanti, und ich musste an den Titel ihres Buches denken: *Missitalia*, worin Italien sowohl mit dem englischen Wort für Fräulein wie mit jenem für vermissen verbunden war. Als klinge darin auch ihre eigene Lebensgeschichte an.

Claudia Durastanti wurde 1984 in Brooklyn, New York, geboren und wuchs als Tochter zweier gehörloser Italiener auf. Im Alter von sechs Jahren zog sie mit ihrer Mutter und dem älteren Bruder in ein kleines Dorf in der Basilikata. Das waren Umstände, die nicht nur ihr zukünftiges Leben, sondern auch ihr Verhältnis zur Sprache für immer prägen sollten. »Ich sah mich damals als ein Mädchen im Exil.« Ihre Mutter sei unzuverlässig gewesen, oft tagelang durch die Landschaft gestreift, ohne dass die Kinder gewusst hätten, wo sie war. Statt in die Schule zu gehen, zog sich Durastanti auf den Dachboden ihres Elternhauses zurück und las.

»Ich las, was ich in der Dorfbibliothek und dem Bücherregal meiner Mutter fand: Es waren vor allem US-amerikanische Autoren wie Jack Kerouac, F. Scott Fitzgerald und Allen Ginsberg in den italienischen Übersetzungen von Fernanda Pivano und Cesare Pavese. »Ich las und sehnte mich nach meiner Heimat in den Vereinigten Staaten, aber ich tat das in der Sprache der italienischen Übersetzungen.« Darum schreibe sie heute, obwohl sie zweisprachig sei, ihre Romane auf Italienisch. »Meine Erfahrung mit dieser Sprache ist so weit und gewaltig, dass ich mich manchmal in ihren Spalten, Höhlen und Tunneln verstecken möchte, als wäre ich einer der Briganten in meinem Roman.«

Englisch habe sie nie in der Schule gelernt, es sei für sie immer zuerst eine mündliche Sprache gewesen: analytisch, direkt, effektiv. Darum schreibe sie heute ihre Essays, beispielsweise jene für die *Berlin Review*, auf Englisch, selbst wenn sie sich Themen wie des Faschismus in der italienischen Gegenwartsliteratur annehme. Ihr Italienisch dagegen sei geprägt durch die ausgeschmückten Geschichten ihrer Verwandten in Brooklyn, die auch in ihrem grandiosen autobiografischen Roman *Die Fremde* (dt. 2021) zu finden sind. Dieser Erzählungen wegen überbeanspruche sie die Sprache beim Schreiben auch ständig. »Italienisch ist für mich die Sprache der schönen Zwecklosigkeit.«

Als Durastanti dies sagte, dachte ich an die Sprache von *Missitalia*, die Annette Kopetzki in

ein funkelndes Deutsch übersetzt hat und deren Sätze manchmal mutwillig überzuschäumen drohen, als seien es Töpfe voll kochendem Pastawasser. Zum Beispiel, als die Brigantinnen eine sechzehnjährige Heilige besuchen, die Bauern die Hand aufliegt und von Kerzen, Weihrauch und Ikonen umgeben ist: »Madonnen, von den Inschriften und Namen ihrer Besucher zerkratzt; Madonnen, bemalt mit Farben, die aus zerquetschten Insekten, gekochten Knochen und Sperma gewonnen wurden; Madonnen, durchtränkt von Blut, Feigen und Kohle. Ein Schlachthaus aus Madonnen.« Zwischen diese pulsierenden Bilder schreibt Durastanti immer wieder reduzierte Sätze, die sich wie widerpenstige archaische Weisheiten lesen. Beispielsweise als Amalia Spada zu ihren »Niemandstöchtern« sagt: »Ihr dürft nicht vergessen, was eine Frau vermag, wenn sie das Opfer ist: Sie erschafft ein Regime, in dem sie über andere herrscht.« Oder: »Du wirst eher die Fehler bereuen, die du nicht begangen hast.«

Romane, das sagte mir Claudia Durastanti fast am Ende des Gesprächs, trügen selten eine kohärente Botschaft in sich. Vielmehr beeinflussten sie jede Leserin, jeden Leser für sich, veränderten damit womöglich das kollektive Bewusstsein und damit schließlich die Kultur. So betrachtet, sei *Missitalia* eine »Kartografie veraner Chancen und verlорener Möglichkeiten«, die von einer gleichzeitigen, einer anderen Moderne des Südens erzähle. Darum habe sie keinen Essay, sondern einen Roman über den Süden schreiben wollen. »Ich wollte mich ins Unbewusste zwischen dem Denken, dem Fühlen und der Erfahrung hineinschreiben.«

Ich dachte an diesen Satz, als ich abends in Tiburtina wieder in den Nachtzug stieg und, was ich fast nie tue, diesen ungestümen Roman noch einmal von vorne zu lesen begann.



Die Autorin in ihrer Wohnung in Rom

Claudia Durastanti: *Missitalia*. Roman; a. d. Ital. v. Annette Kopetzki; Zsolnay, Wien 2026; 400 S., 26,- €, als E-Book 19,99 €

Unter Selbstverwirklichungsknalltüten

Berlin, Bali, St. Moritz: Caroline Wahl hat einen neuen Roman geschrieben, und er hat mit dem Leben zu tun. Genauer gesagt mit dem von Samara, einer PR-Expertin für nachhaltiges Hinfallen

VON CORNELIUS POLLMER

Über die Schriftstellerin Caroline Wahl ist längst alles gesagt, selbst dass längst alles über sie gesagt ist. Keine Eile also, in den Text ihres vierten Romans einzusteigen. Wer vorher noch eine rauchen oder kurz aufs Klo möchte, bitte schön. Wir vertreiben uns die Zeit mit einem Blick auf das Cover von *1.999 Meter über dem Meer*. Es zeigt einen Gebirgspass und damit Aufbruch, Freiheit, Aufstieg. Zugleich erinnert es an die fundamentalen Lebensrisiken, denen man womöglich nie entgehen kann. Ein Griff ins Lenkrad, plumps, tot.

Beim Anblick dieser Straße funkt die Restverdrahtung im Kopf natürlich sofort den Namen Cormac McCarthy, von dem der vielleicht gar nicht so kluge Satz stammt, dass jeder ein Schriftsteller wäre, wenn das Schreiben

doch bloß mit dem Leben zu tun hätte. Von McCarthy jedenfalls ist außerdem noch dieser Magenschwinger übermittel, so einfach, so brutal: Irgendwann muss jeder lernen, sich selbst zu ertragen. Und wenn wiederum Caroline Wahl wie neulich im *Spiegel* sagt, vor dem Schreiben und der ganzen Aufmerksamkeit, die sie dafür bekomme, habe sich »alles so sinnfrei« angefühlt, dann möchte man ihr zu ihren Romanen und deren kolossalem Erfolg doch einfach nur gratulieren.

Alle wieder da? Gut. Nachdem Caroline Wahl sich in ihrem dritten Roman, *Die Assistentin*, ein wenig entfernt hatte vom *home auf der* Romane eins und zwei, bekommt eine Figur nun ihr Spin-off, die in *Windstärke 17* als BFF der Protagonistin Ida das Licht der literarischen

Welt erblickte, also als deren für immer beste Freundin. Sie heißt Samara, hat gerade ihren Abschluss in Literatur und Geschichte gemacht und ist vor dem Arbeitsbeginn bei einer PR-Agentur in Berlin noch einmal an einen anderen übermedialisierten und überidealisierten Hotspot moderner Traurigkeit gereist, allerdings im Ausland: Samara befindet sich zu Beginn des Romans auf Bali, und wie Caroline Wahl über die dortigen Expat- und sonstigen Selbstverwirklichungsknalltüten schreibt, das bringt ihr vielleicht nicht den Deutschen Buchpreis ein, den sie schon einmal eingefordert hatte, es ist aber außerordentlich unterhaltsam. »Ich bin Gründer«, sagt auf Bali ein männlicher Komparse dieser Heldinengeschichte und berichtet von einer Seifenmühle, die man sich sofort als

enddumme Instagram-Werbeinblendung vorstellen kann, woraufhin sich Samara ebenfalls als Gründerin vorstellt; sie produziere »diese Knie- und Ellbogenschoner, die Kinder beim Inlineskaten tragen«, nur eben aus nachhaltigem Bambus. Hinfallen, aber nachhaltig, wie schön. Und weil die an sich verunsicherte und bis auf Weiteres lebensverlorene Samara Gefallen findet an ihrer ersten Lüge, wird die nicht ihre letzte bleiben.

Alles gesagt, wie gesagt, über Caroline Wahl. Ihr neuer, von Bali über Berlin und das Allgäu bis in die Schweiz führende Roman ist ein Caroline-Wahl-Buch, an dem all das gut gelungen ist, was sie so erfolgreich gemacht hat. Es ist Literatur, die mit dem Leben zu tun hat, und daran gibt es nichts zu beklagen.

Caroline Wahl: *1.999 Meter über dem Meer*. Roman; Rowohlt, Hamburg 2026; 368 S., 24,- €, als E-Book 19,99 €

ANZEIGE

ZEIT  EDITION



Neu



Meine Klassiker von morgen

»Die acht Romane der ZEIT-Edition erzählen alle auf ihre ganz eigene, fulminante Art unsere Gesellschaft, unsere Zeit ganz neu. Was wirklich ein Klassiker wird, kann nur die Zukunft erweisen. Aber diese acht Bücher haben ziemlich gute Chancen.«

Volker Weidemann, Kulturkorrespondent der ZEIT

In dieser Edition enthalten:

Daniela Dröscher »Lügen über meine Mutter«
Leif Randt »Allegro Pastell«
Shida Bazayr »Nachts ist es leise in Teheran«
Barbi Marković »Minihorror«
Katja Petrowskaja »Vielleicht Esther«
Benedict Wells »Vom Ende der Einsamkeit«
Saša Stanišić »Herkunft«
Mithu Sanyal »Identitti«

Darauf dürfen Sie sich freuen:

- 8 herausragende Romane der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur
- Herausgegeben von Volker Weidemann
- Exklusive Nachworte von renommierten ZEIT-Autorinnen und -Autoren
- Hardcover mit Lesebändchen im Schubert
- Nur im ZEIT-Shop erhältlich: 8 Bände für 89,95 €* (11,24 € pro Buch)

Jetzt bestellen: shop.zeit.de/klassiker



*zzgl. 4,95 € Versandkosten | Bestellnr. 51889 | Auslandspreise auf Anfrage | Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg

EIN DRAMA

Der See, wo vorher ein Dorf war, ein Geisterhund – und ein Sprühdosen-Attentat im Museum. Wie hängt Martina Hefers neuer Roman mit ihrem echten Leben zusammen?

VON RONALD DÜKER

Sie habe gar keinen Führerschein, verriet mir die Schriftstellerin, doch wenn ich mit dem Auto käme, dann wäre sie sofort dabei. Ich hatte einen Ausflug zum alten Umspannwerk vorgeschlagen, dem Schauplatz von *Nach der Sonne schauen*, ihrem neuen Roman, und Martina Hefter meinte, das sei ein zwar abgelegener Ort, aber nur eine halbe Stunde von Leipzig entfernt, und mit dem Routenplaner würden wir ihn doch sicher leicht finden. Dann steht sie, wie verabredet, auch schon an der Straße. Und man sieht auf den ersten Blick, dass Martina Hefter nicht bloß schreibt, sondern dass sie auch Tänzerin ist, mit ihrer spitzenmäßigen aufrechten Haltung und dem federmenden Gang, und jetzt springt sie auf den Beifahrersitz, gut gelaunt, hellwach und aufgeräumt.

So also kommen wir nach Neuseenland, denn hier spielt Hefers Roman, und auf einmal ist es wie in einem Märchenreich, weit weg von der Welt, in der wir Menschen leben. Das Umspannwerk, der Hainer See, auf den die Hallenfenster hinausgehen, am Horizont der weiße Dampf, der sich aus zwei Kühlturmkolossen des Kraftwerks Lippendorf in den Himmel schiebt. Dass die Leute hier von der »Wolkenfabrik« sprechen, steht auch im Roman. Alles hyperkonkret, alles zugleich surreal. Höchst literarisch. Technisch gesprochen ist dies eine Bergbaufolgelandschaft, in der die Kohlegrube vor 20 Jahren geflutet und in einen 50 Meter tiefen See verzaubert wurde, ein zerschundener Boden, der nun als Natur wieder erblühen sollte, auch dank des Pioniergeholzes, hier neu gepflanzt und unverwüßt: »Die PAPPELN«, so beschreibt Hefers Ich-Erzählerin ihr erstes Ankommen hier, »SAH ICH schon von Weitem (...) auf der schmalen Straße, die in Eigenhain Richtung See führte. Felder mit vertrocknetem Mais links und rechts, ein paar Kurven, niedriges Gebüsch und windgebeutelte junge Birken. Eine Wiese, mehr eine Steppe, auf der drei Schottische Hochlandrinder grasten, ihr Fell hing beinahe bis auf den Boden. Dann der See, er war an diesem Vormittag graublau.« Als hätte man einem Naturfilm im Fernsehen ein wenig die Farbe rausgedreht.

Martina Hefter ist keine naturalistische Erzählerin. Ständig drängt, wie eine schlecht verdrängte Saueri, die Unterwelt ans Licht. Der Hainer Hund zum Beispiel, ein Gespenst auf vier Beinen und eine Art Nemesis dieses Ortes: Wo heute Wasser ist, stand in den Sechzigerjahren ein Dorf namens Hain, das wurde, wie viele Dörfer damals, für die Kohleförderung geschliffen, und in einem der Abrisshäuser, so heißt es zumindest im Buch, habe man das tote Tier aufgefunden. Es war mit einer Leine am Tischbein angebunden gewesen und habe nun – ein Hauch von Pompeji – »im Flur gelegen, direkt hinter der geöffneten Küchentür, zusammengekauert auf einer Seite, wie schlafend«. Ist der Streuner, den Hefers Ich-Erzählerin Iona Bartschok unter ihre Fittiche nimmt und auf den Namen Bella taufte, in Wahrheit die Zombierversion dieses vor Jahrzehnten schon verendeten Tiers? Jedenfalls durchkreuzt er Bartschoks Robinsonade, für die sich die Leipziger Konzeptkünstlerin diese Halle gesucht hat, als Rückzugsort für eine ungestörte Arbeitsklausur.

Wobei Bella – das wäre keine weniger gruselige Heim-suchung – auch eine Wiedergängerin des armen vom



Martina Hefter, 61, im Neuseenland bei Leipzig. Könnte sein, dass es hier spukt

Blitz getroffenen Kalbs sein könnte, an das sich die im Allgäu aufgewachsene Bartschok aus Teenagerjahren erinnert. Die betrunkenen Jungs aus dem Dorf waren mitten im Unwetter oben auf der Alm gewesen, und sadistisch wie sie waren, pferchten sie das schutzlose Wesen in den Hochstand eines Baumhauses, das Bartschok zuvor gebaut hatte. Schon wieder ein Tier, das sich nicht mehr befreien konnte.

Und last, not least lebt ja noch ein Hund in der Halle, wenn auch nur auf dem Bildschirm, den ein anderer Künstler dort zuvor installiert hat. Er heißt Robyn und ist der KI-gesteuerte Protagonist einer interaktiven Videoarbeit, ein digitaler Untoter also, doch will er in bestimmten Abständen virtuell gefüttert werden, und weil Bartschok das nicht tut, springt Robyn immer nervöser hin und her: ein höchst ungemütlicher Handlungsstrang, den der Roman mit einer an Stephen King erinnernden Spannung aufbaut. Ist es nicht schauerlich, wie Robyn Kontakt zur Erzählerin aufnimmt? »Diese aufsteigenden leeren Sprechblasen, die mir zu gelten schienen, waren jedenfalls das Gruseligste, was mir je begegnet ist. Sie erschienen mir wie die fremdeste Sprache der Welt oder wie die Sprache der Toten, wenn sie vielleicht doch Kontakt mit uns aufnehmen wollen.«

Frage an die Autorin: Es ziehe sie offenbar zu Doppelgängern und Jenseitigen hin, ob sie mir ihre literarischen Vorbilder verraten wollte? Hefter freut sich, dass ich ihren Roman überhaupt als Geistergeschichte gelesen habe. Schließlich wähnt sie sich, hier draußen, tatsächlich in einem großen Spuk. »Die dunkle Seite des ehemaligen Tagebaus«, sagt sie, »die ist zwar heute nicht mehr sichtbar, und doch vermittelt sie sich, wenn man hier mal länger ist. Dieses merkwürdige Verwunschene.« Und, die Vorbilder, ja klar: »E.T.A. Hoffmann zum Beispiel, den finde ich schon ziemlich spitze, obwohl er nicht direkt über diese Gegend hier geschrieben hat. Auch Novalis fand ich immer toll.« Wobei sich die Tagebau-Romantik literaturgeschichtlich noch lange gehalten habe, bis zu Wolfgang Hilbig, dem bergbaugesegneten ostdeutschen Arbeiterdichter aus Meuselwitz, den habe sie zwar länger schon nicht mehr gelesen, früher aber geradezu verschlungen.

Bei Martina Hefter scheint die Topografie der Erzählung kaum vom Psychogramm ihrer Heldin zu trennen. Und weil *Nach der Sonne schauen* ein Künstlerinnenroman ist, spielen hier auch das Leben und die Kunst ihr Doppelgängerspiel. Das Baumhaus zum Beispiel: Einerseits steht es für einen seit der Jugend unverwundenen Schock, in den die Heldin durch das Tieropfer versetzt worden war, andererseits für ein Renactment des Lebens im Werk. Bartschok, die mit Martina Hefter gemein hat, dass sie aus dem Allgäu stammt und dann in Leipzig gelandet ist, baute das Baumhaus dort maßstabsgetreu noch einmal nach, dann versah sie die Altholz-Konstruktion mit einem Überzug aus schwarzem Schellack, das war zugleich ihre Diplomarbeit an der Kunsthochschule.

Auf dem einsamen Sofa in der sonst gähnend leeren Halle sitzen Martina Hefter und ich, und die Zeit vergeht viel schneller als gedacht. Zu spät, um noch ein bisschen

herumzukurven in Neuseenland. Hefter will nach Leipzig zurück, um ihren Mann dort nicht länger allein zu lassen, der leidet an Multipler Sklerose, sitzt im Rollstuhl und wird schon seit Jahren von ihr gepflegt. Dies ist ein Schicksal, das jeder kennt, der ihren letzten, im Jahr 2024 erschienenen Roman gelesen hat. In *Hey guten Morgen, wie geht es dir?* sind die Figuren Juno und Jupiter ja leicht als die Autorin und ihr Mann Jan Kuhlbrodt zu identifizieren, ein durch Arbeit und Struktur sowie Liebe und Fürsorge verschweißtes Paar. Beide um die sechzig, beide Schriftsteller mit vielen Veröffentlichungen, Stipendien, Lehraufträgen und Preisen. Also ziemlich etablierte und gleichzeitig – so ist das nun mal in diesem Beruf – ziemlich prekär lebende Autoren. Und doch änderte sich Hefers Leben mit diesem Roman grundlegend. Es brachte ihr im Jahr 2024 gleich mehrere Auszeichnungen ein, darunter die mit der größten öffentlichen Beachtung: Mit dem Deutschen Buchpreis stand Hefter plötzlich im grellen Rampenlicht des Literaturbetriebs und für eine Weile auch auf der Bestsellerliste. Zwei ihrer Gedichtbände, im Lyrik-Verlag Kookbooks nicht mehr lieferbar, wurden bei Klett-Cotta jetzt neu aufgelegt.

Dreh- und Angelpunkt in *Nach der Sonne schauen*: der »Vorfall«, er ereignet sich auf einer Gruppenausstellung in Leipzig. Dort wird auch die Baumhaus-Skulptur gezeigt, die zwischendurch 25 Jahre lang in der Kunstsammlung einer Frankfurter Bank verschwunden war. Am Ende der Eröffnung, Iona Bartschok ist längst nach Hause geradelt, tritt der in Leipzig sehr bekannte Leipziger Maler Herto Straus vor das Baumhaus, zückt eine Spraydose und besprüht es in oranger Farbe mit dem Wort »Bulldhit«. Was ein Attentat auf die Kunst ist, so wie es mit Farbbeuten, Messern oder Säure schon oft verübt wurde, zumeist auf weltberühmte Gemälde alter Meister. In Leipzig bekommt der Angreifer sofort Gelegenheit, sich zu erklären. »Herto Straus«, staunt Bartschok, »hat im Zusammenhang mit seinem Sprühdosen-Anschlag in ein paar Interviews mit dem MDR, mit der *Leipziger Volkszeitung* und sogar mit dem Spiegel davon gesprochen, dass es wehtun müsse, ein Kunstwerk zu betrachten. Mein Baumhaus aber tue niemandem weh. Es zeige einen rein privaten Ausschnitt aus meinem eigenen Leben, es sei viel zu einfach, es sei nur Dekoration.«

Und hat man solche Sätze nicht schon einmal gehört? Auch dieses Herto-Straus-Interview hat einen Doppelgänger in der Wirklichkeit, das Buch ist, zumindest passagenweise, ein Schlüsselroman. Da muss man den Kunst-bloß durch den Literaturbetrieb ersetzen und nachlesen, was der Leipziger Schriftsteller Clemens Meyer, der ebenfalls für den Deutschen Buchpreis nominiert war, über Martina Hefter sagte, als sie ihn bekam und er selbst also leer ausgegangen war. »Ihr Roman«, so urteilte er im Interview mit dem *Spiegel*, »hat teils das Niveau eines Tagebuchs. Dass dies großen Teilen der Literaturkritik nicht auffällt, damit macht sie sich doch selbst klein. Ich persönlich kann einen Romanversuch, der zu 80 Prozent aus Hauptsätzen besteht und in dem auf Seite fünf schon alles Wesentliche gesagt ist, nicht als relevante künstlerische Literatur akzeptieren.«

Wir müssen los und sitzen doch immer noch auf dem Sofa in der sonst gähnend leeren Halle, die Dichterin und ich. Ein bisschen zögerlich erscheint mir Martina Hefter, die diesen so schönen und abgründigen, übrigens auch unterhaltsamen Roman geschrieben hat, der ja durch und durch für sich funktioniert, ein Kunstwerk nach eigenem Recht. Soll sie nun allzu viel über Clemens Meyer reden? Sie liefe Gefahr, dass sich die Aufmerksamkeit schon wieder von ihrem Roman auf diesen Schriftsteller verschiebt, so wie damals am Preisverleihungsabend in Frankfurt am Main. Da überzog Meyer die Jury mit Kraftausdrücken und brachte anschließend in etlichen Interviews seine Lesart einer vermeintlichen Fehlentscheidung unter die Leute. Fast zehn Jahre habe er an *Die Projektoren* gearbeitet, einem 1.000 Seiten dicken Roman, da könne man ihm nicht so ein »Büchlein« vorziehen, für das die Autorin höchstens im Netz recherchiert habe. Außerdem, erklärte er, habe er Steuerschulden und brauche das Geld.

»Dabei«, sagt Hefter jetzt, »ging es doch nie um seine Steuerschulden, es ging Clemens Meyer immer um einen Angriff auf meinen Roman.« Dass der kein Kunstwerk sein solle, sondern ein »Büchlein« mit rein privater Thematik, viel zu irrelevant, um sich mit dem Monument von Kriegsroman, das Meyer selbst vorgelegt habe, messen zu können: Sie habe sich darüber gewundert, dass man sich solche Sichtweisen heute überhaupt noch leisten könne, nein, dass sie von einem Teil der Kritik sogar übernommen worden seien, wo dann ebenfalls von ihrem »Büchlein« die Rede war, an das man sich, im Unterschied zu Meyers Roman, bald kaum mehr erinnern werde. Wirklich getroffen, bekennt Hefter nun, habe sie aber die höhnische Abschrägigkeit, mit der hier das Private zur literarisch minderwertigen Sphäre erklärt worden sei. Als pflegende Frau eines schwer kranken Mannes könne sie nicht akzeptieren, dass man diesen Zustand überhaupt als private Angelegenheit deklarieren. Sei man da nicht in den Sechzigern schon weiter gewesen, als es hieß, das Private sei politisch? Wobei man hier zum Politischen das Poetische hinzufügen muss. Hefter schreibt nämlich keine engagierte Literatur. Wenn es um Verletzlichkeit geht und wenn dafür das motorisierte Pflegebett ihres Mannes (wie im letzten Roman) steht oder das Baumhaus (wie im neuen), dann sind das kompliziert miteinander verbundene Bilder, und es lohnt sich, dazu auch die Lyrik von Martina Hefter zu lesen, zum Beispiel den jetzt noch einmal erschienenen Band *Im die Wälder gehen, Hole für ein Bett klauen*.

Eigentlich hatte sich Iona Bartschok, die Konzeptkünstlerin, in die Halle zurückgezogen, um, aus dem Werkstoff Biopolymer, ein dreidimensionales Modell der »Landschaft in Fünftausend Jahren« zu erschaffen. Eine sehr ambitionierte Idee. Vielleicht, so dämmert es der Künstlerin dann schließlich, müsse das aber gar nicht sein. Sie könne sich ja auch einfach hinsetzen und ihren Zuhörern »nur mit Worten beschreiben, wie die Landschaft jetzt aussieht«. Die Schriftstellerin Martina Hefter, so scheint es, hat hier in der Bergbaufolgelandschaft längst auch vom Großen aufs Kleine abgerüstet. Ein vom Blitz getroffenes Kalb? »Das ist nur ein einfaches privates Alpendrama. Das ist nicht die Weltgeschichte.« Doch privat oder nicht: Es ist ein Drama.

Martina Hefter: *Nach der Sonne schauen*. Roman; Klett-Cotta, Stuttgart 2026; 256 S., 25,- €, als E-Book 19,99 €

Dann eben sterben

Ihr Wuhan-Tagebuch machte Fang Fang im Westen bekannt – in China ist die Schriftstellerin seither eine Persona non grata. Ihr neuestes Buch erscheint daher ausschließlich im Westen

VON JENS MÜHLING

Es gibt nicht viele leichte Momente in dieser Erzählung. Einmal aber, als die Heldin He Hanqing am Ufer des Jiangse steht und über ihre Heimatstadt nachdenkt, vergisst sie für einen Augenblick ihre Todessehnsucht. »Hanqing seufzte. Mein Wuhan, dachte sie. Hier war sie geboren und aufgewachsen und noch immer fest davon überzeugt, dass es nirgends auf der Welt schöner war.«

Manches verbindet diese He Hanqing mit ihrer Schöpferin, der Schriftstellerin Fang Fang. Beide teilen den Heimatort: Wie ihre Romanfigur lebt Fang Fang in der zentralchinesischen Metropole Wuhan, wo sie annähernd ihr gesamtes Leben verbracht hat. Beide sind Frauen in einer Gesellschaft, die es Frauen nicht immer leicht macht. Und beide – die eine im Reich der Fiktion, die andere im realen China – haben Grund zum Verzweifeln.

Fang Fangs Novelle *Ich geh jetzt los und bring mich um* ist mehr als zwei Jahrzehnte alt, in China erschien sie 2004 erstmals in der Zeitschrift *Volksliteratur*. Sie erzählt von einer nicht mehr jungen Frau, die von ihrem Mann und dessen Verwandten als Hausklavin missbraucht wird – bis heute kein ganz unübliches Frauenschicksal in China.

Lange erträgt He Hanqing diese aufgewungene Lebensrolle ohne Murren. Bereitwillig opfert sie sich auf, stellt ihre allseitige Ausnutzung nicht in Frage, rechtfertigt sie gar vor sich selbst: »Oh ja, ich bin die Schwiegertochter, und damit ist es meine Aufgabe, den Haushalt zu führen.« Aber, so fragt sie sich spät im Leben: »Bin ich deshalb kein Mensch?«

Statt Dank nämlich erntet sie für ihren Dauereinsatz nur Schikanen und emotionale Kälte. Ihre manipulative Schwiegermutter versteht es, ihr für jede liegen gebliebene Aufgabe ein schlechtes Gewissen einzureden, während sie selbst keinen Finger rührt. Ihr Mann, ein entlassener Industriearbeiter, hält sich mit dem brotlosen Schnitzern von Holzfigürchen beschäftigt, er unterstützt He Hanqing weder finanziell noch bei der Hausarbeit, auch im Dauerwist mit den Schwiegereltern steht er nicht auf ihrer Seite. He Hanqing auswärtig studierender Sohn schließlich meldet sich nur, wenn er Geld braucht. Die gesamte Existenz dieser Familie hängt an He Hanqing, trotzdem muss sie sich behandeln lassen, als sei sie so viel wert wie der Dreck, den sie unermüdlich aufräumt.

Ein eskalierender Streit mit ihrem Mann macht He schließlich klar, dass sie ihr Leben nicht mehr ertragen kann. »Sterben wäre nicht die schlechteste Wahl, dachte sie plötzlich, und zu sterben dürfte nicht allzu schwer sein. Warum sich weiter mit dem Leben abrackern, wo es eine einfachere Lösung gab?« Wie He Hanqing dann allem den Rücken kehrt und loszieht, auf der Suche nach dem Tod, davon erzählt der Rest dieser Novelle, die stilistisch minutener klirrend dissonant wirkt,

weil sich ihre existenzielle Düsternis am volkstümlich-defizienten Ton reibt.

Ausgedacht hat sich Fang Fang diese Geschichte vor langer Zeit, aber wer sie heute liest, tut es im Wissen um die jüngere Misere der Autorin. Bekannt wurde Fang Fang im Westen vor allem durch die Netznotizen, mit denen sie Anfang 2020 die Anfänge der Coronapandemie in ihrer Heimatstadt Wuhan dokumentierte. Online kritisierte sie deutlich das Versagen der Lokalregierung, die den Virusausbruch zunächst zu kaschieren versuchte und warnende Stimmen zum Schweigen brachte. Auch Fangs Blog-Beiträge wurden zensiert, oft aber erst, nachdem sie bereits von Millionen Informationshungriger Chinesen gelesen worden waren. Die Pandemie, so beschreibt es Fang damals, enthülle »die Krankheiten unserer Gesellschaft – Krankheiten, die bösartiger und langwieriger sind als das Coronavirus«.

Fang war vorher nie als regimiekritische Stimme aufgefallen – sie gehörte offiziellen Schriftstellerverbänden an, war gut vernetzt mit örtlichen Parteifunktionären. Ihre offene Kritik am Pandemiemanagement aber trug ihr in China den Hass nationalistischer Kreise ein. Er verschärfte sich, als erste internationale Medien ihre Netzkommentare verbreiteten. Es folgten Buchveröffentlichungen im Ausland, noch im Pandemiejahr 2020 erschien Fangs *Wuhan Diary* auch auf Deutsch. Obwohl die Autorin die Bucherlöse an Covid-Erkrankte ihrer Heimatstadt spendete, galt sie Chinas Patrioten nun endgültig als Nestbeschmutzerin und Landesverräterin, sie erhielt Morddrohungen.

Bis heute ist diese Krise nicht durchstanden. Fang Fang ist öffentlich diskreditiert, seit ihren Notizen aus Wuhan hat sie in China nichts mehr veröffentlicht, weder on- noch offline. An ihre Buchmanuskripte traut sich kein chinesischer Verlag mehr heran, ihr Blog war zwischenzeitlich gesperrt und ist bis heute inaktiv. Menschen, die der Schriftstellerin nahestehen, erzählen, Fang Fang werde staatlich überwacht, sie könne sich in ihrer Heimatstadt weder unbeobachtet bewegen noch frei mit Gesprächspartnern treffen.

»Na schön«, lässt Fang Fang in der nun auf Deutsch erscheinenden Novelle ihre Protagonistin He Hanqing sagen: »Keiner von euch mag mich; na schön, ihr alle verachtet mich; na schön, ihr lacht mich aus (...) Dann sterbe ich eben.«

Fang Fang aber, inzwischen 71 Jahre alt, lebt und schreibt weiter, auch wenn sie in China unfreiwillig verstummt ist und ihre Bücher nur noch im Ausland erscheinen – in Deutschland zuletzt der Roman *Blame Vollmond* bei Hoffmann und Campe. Fangs Lage mag desolat sein, aber ihr Weg ist nicht der ihrer suizidalen Heldin He Hanqing. »Vielleicht«, lässt sie diese gegen Ende der Novelle reflektieren, »darf man erst sterben, wenn man all die Mühsal, die das Leben einem auferlegt hat, abgearbeitet hat.«

Fang Fang: *Ich geh jetzt los und bring mich um*. A. d. Chin. v. Karin Betz; Hoffmann und Campe, Hamburg 2026; 160 S., 24,- €, als E-Book 19,99 €

ANZEIGE

Wozu die Menschheit retten?

Eine Raumsonde im Gespräch mit der Erde.

RE:VIEW

Millionen Kilometer von der Erde entfernt blickt die ESA-Raumsonde HERA zurück auf uns. Eine KI an Bord beginnt, Fragen zu stellen. Nicht nach Flugbahnen. Sondern nach uns.

Der erste großformatige Bildband von Mensch und KI. Jetzt entdecken und selbst Teil der Konversation werden.

JETZT IM BUCHHANDEL

HERA-BOOK.COM ISBN 978-3-911408-06-6

MIT BESONDEREM DANK AN **ESA** EUROPEAN SPACE AGENCY

ANZEIGE

Bringt Sie auf gute Gedanken!

Wie entstehen richtig kreative Ideen? In ZEIT WISSEN entdecken Sie die klügsten Methoden, um auf neue Gedanken zu kommen – im Beruf, in Beziehungen und in scheinbar ausweglosen Situationen.

Sichern Sie sich die neue Ausgabe für nur 1€ statt 9,50 €.

Nur 1€ statt 9,50€

Jetzt bestellen:
www.zeit.de/kreativitaet
040/42 23 70 70*

*Bitte Bestellnummer angeben: 2179804

WENN SIE MICH FRAGEN ...

Bücher, die man gerade jetzt unbedingt lesen sollte – wann immer sie auch erschienen sind.
Hier fischen Schriftstellerinnen und Schriftsteller ihre Lieblingslektüren für Sie aus dem Regal



Clemens J. Setz, 43, gewann 2021 den Buchnerpreis

CLEMENS J. SETZ empfiehlt
William Hope Hodgson,
David Lindsay und Samuel
R. Delany

Um ehrlich zu sein, mir reicht es allmählich mit der Zukunft. Sie wird viel zu sehr verwirklicht. So geht das nicht, dafür war sie nie da. Elon Musk lässt eine KI bauen und nennt sie »Grok«, nicht etwa nach dem Bühnennamen des legendären Clowns Adrien Wettach, was zumindest imponierend ehrlich gewesen wäre, sondern nach einem von Robert A. Heinlein für seinen Sci-Fi-Roman *Stranger in a Strange Land* erfundenen Verb. »*To grok*«, das bedeutet: auf einer tiefen Ebene verstehen, gedanklich vollkommen absorbieren und durchdringen. Eines der SpaceX-Drohenschiffe nannte Musk »*Just Read the Instructions*« und ein anderes »*Of Course I Still Love You*«, Zitate von Raumschiffnamen aus den Sci-Fi-Romanen von Iain M. Banks. Peter Thiel und andere Tech-Bros nennen immer wieder Isaac Asimov als zentrale, weltanschauliche Inspiration, natürlich vor allem die *Foundation*-Trilogie. Ebenso allgegenwärtig sind in gewissen Internet-sphären, ganz besonders natürlich in der »Red Pill«/Men's-Rights-Jammerwolke, Beschwörungen der *Matrix*. Als spielten manche Werke des Sci-Fi-Genres heute eine ähnliche Rolle wie vielleicht Wagner-Libretti vor hundert Jahren. Man kann sich von ihnen in seinem Größenwahn anfeuern lassen, sich in sie einhüllen wie in eine Schmusedecke oder in ihnen spannende Warnungen (als inverse Anfeuerungen) entdecken. Aber wäre es nicht auch angebracht und notwendig, sich einiger anderer großer Sci-Fi-Werke aus der Vergangenheit zu erinnern, die sich gerade dadurch auszeichnen, praktisch gar keine prophetische Wirkung auf die Gegenwart gehabt zu haben.

Versuchen wir es also. Eine Liste von Science-Fiction-Werken, die nie im Leben auf der Lektüreliste von Musk oder Thiel stehen würden, die einem beim Lesen weder irgendeinentranshumanistisch-technofeudalen Rückenwind verleihen noch eindringlich vor solchen Entwicklungen warnen, sondern einfach für sich in der Vergangenheit stehen, als monolithische Rätsel. Das war nämlich einmal eine der vornehmsten Nebenrollen der Science-Fiction. Nicht zeitdiagnostisch, politisch-parabelhaft oder vorhersagend zu erzählen, sondern unverrückbare Ungewissheiten zu erschaffen, wie von einer anderen Zivilisation in einer anderen Timeline verfasst und durch ihre gloriole Weidness weitgehend immun gegenüber dem andauernden Gezerre und Geplärre des technologischen und kulturellen Fortschritts, der immerzu quengelnd nach seinen »großen Erzählungen« verlangt. Hier also drei Werke, aus denen absolut nichts über »gegenwärtige Entwicklungen in der KI« zu lernen ist, ebenso wenig über Quantencomputer, Kryptowährungen und Brain-Computer-Interfaces und nicht eine Spur über die Gefahren der Besiedelung des Mars, des Seelen-Uploads in die Cloud oder des *gene editing*, kurz: beneidenswert einflusslos und rätselhaft gebliebene Bücher.

Das erste Buch in dieser Liste ist *Das Nachtland* (*The Night Land*) von William Hope Hodgson. Ich fresse einen Bissen, wenn dieses weltbewegend seltsame Werk aus dem Jahr 1912 uns heute noch irgendwelche Inspirationen für die Herausforderungen unserer Gegenwart liefern kann. Das Buch beginnt im 17. Jahrhundert, in haarsträubend gestelzter, historisierender Sprache. Ein Mann ist in eine Frau verliebt, aber sie stirbt, er entdeckt, dass er eigentlich gar nie hier im 17. Jahrhundert lebte, sondern in ferner Zukunft. Dort lebt zum Glück auch die Frau noch, allerdings an einem weit entfernten Rückzugsort für Menschen. Die Sonne ist dummerweise schon vor Millionen von Jahren ausgegangen, die Erde liegt in vollkommener Dunkelheit, die Menschen haben sich in eine riesige Pyramide zurückgezogen und leben dort, versorgt von mysteriösen »*earth currents*«, einer Art Elektrizität aus dem Inneren des Planeten. Umgeben sind sie seit Jahrhunderten von lauter unverständlichen Dingen. Da ist etwa das »Ding, das nickt«, eine Riesenstruktur am Horizont. Dann sind da noch die »Grube der Riesen«, der »Wächter im Nordwesten«, die »Straße, wo die Lautlosen schreien«, ein unvergänglicher blauer Nebel und so weiter. Niemand weiß mehr, was diese Dinge sein könnten. Über manche wird vermutet, dass sie Zuschauer darstellen oder auch Laboratorien für das Quälen von Menschen. Der Protagonist verlässt die Pyramide, um seine Geliebte zu suchen, und bewegt sich durch das unbegreifliche Land. Er ernährt sich dabei von Tabletten und wird immer wieder von Monstern attackiert. Am Ende findet er die Gedichte wieder. Und all das in einem atemberaubend falsch imitierten Englisch aus dem 17. Jahrhundert. Ein hinreißend verwirrender Roman.

Dann mein liebster Sci-Fi-Roman überhaupt, David Lindsays *Reise zum Arcturus* (*A Voyage to Arcturus*) aus dem Jahr 1920. Ein relativ kurzes Buch, aber trotzdem kaum zu beschreiben. Ein Mann namens Maskull fliegt nach einer spirituellen Séance-Erfahrung mit zwei Freunden zum Planeten Tormance im Sternbild Arcturus. Sie starten von Schottland aus, in einem Eistorpedo. Maskull erwacht in der neuen Welt mit einem neuen Körperteil, einem Tentakel. Dieses verändert seine Gedanken, sein Wollen, seine Wertsicht. Später bekommt er noch weitere neue Körperteile, etwa ein drittes Auge oder eine mysteriöse dicke Membran, durch die ihm auch irgendetwas Neues möglich wird (ich habe allerdings nie ganz begriffen, was). Er trifft eine Vielzahl von Wesenheiten, die alle für irgendetwas zu stehen scheinen, aber für was? Möglicherweise ist alles eine Allegorie für die Auflösung eines menschlichen Bewusstseins im Tod. Aber vielleicht auch für etwas ganz anderes. Der Roman ist die vollendete Darstellung des Unbegreiflichen als etwas Durchsicht- und Bewohnbares, ja sogar als etwas, das sich mit Interesse über dich beugt, während du noch lerntest, deine kuriose neue Membran zu verstehen. Ich habe die Vermutung, dass Gott in etwa so aussieht wie dieser Roman. Aus keinem anderen Werk der Literatur habe ich so wenig direkt Nach-erzählbares und zugleich so viel Profundes und Wesensveränderndes »gelernt« wie aus diesem. Die Lektüre wirkt nicht einmal psychedelisch. Ich weiß es ja auch nicht.

Und schließlich Samuel R. Delany's *Dhalgren*, das unlösbare Rätsel unter den Romanen des vergangenen Jahrhunderts. Es beginnt als amerikanische Variante des magischen Realismus: Ein junger Mann, der

seinen eigenen Namen vergessen hat, kommt nach Bellona, einer Kleinstadt, in der ein unklares Ereignis stattgefunden hat. Zeit und Raum gleichen, manchmal stehen zwei Monde oder eine absurd riesige Sonne am Himmel. Das Leben im Städtchen muss freilich irgendwie weitergehen, man lässt weiter eine Zeitung drucken, Gedichte zirkulieren, Leute verlieben sich ineinander. So lange, bis auch diese alltäglichen Dinge wie metaphysisch fragwürdige Abweichungen erscheinen. Auf den letzten zweihundert Seiten springt die merkwürdige Raum-Zeit-Verwerfung sogar auf den Text selbst über. Ganz am Ende erinnert sich der junge Mann plötzlich – aber nur an seinen Vornamen. Und damit beginnt der Text wieder von vorn. Dieses merkwürdigste Werk der amerikanischen Literatur wurde vor vielen Jahren sogar ins Deutsche übersetzt – im Verlag Bastei Lübbe! –, und die Übersetzung (1.000 Seiten!) ist nicht einmal schlecht. Überarbeiten müsste man sie, ja, aber warum dieses Zauberbuch nicht neu auflagen – und dann als Leserschaft gemeinsam für immer darin verschwinden, ohne etwas über die Zukunft zu lernen?

Dies also sind die ersten drei Einträge meiner in Wirklichkeit viel längeren Liste. *Night Land*, *Arcturus*, *Dhalgren*. *Be like them*. Ein jedes dieser Bücher bildet einen (gegenwartsgemäß formuliert) möglichen Ausgang aus der Matrix, das heißt aus den allgegenwärtigen Diskursen. Ein jedes lebt vor, wie es aussehen kann, keine Ressource zu sein, sondern ein Mysterium. Ich will die Zukunft nicht ständig als Warnschrei oder Applaus für diese oder jene bedauerlicherweise über mich verhängte gesellschaftliche Entwicklung ins Gesicht geblasen bekommen. Was soll dieser Unfug die ganze Zeit. Genug, dass unsere Gegenwart andauernd nur von unserer Gegenwart handelt, diesem sich endlos selbst fressenden Wurm, da muss es die Zukunft nicht auch noch tun.

William Hope Hodgson:
The Night Land. Engl.: MIT Press 2023; 376 S., ca. 19,50 €, als E-Book ca. 19,50 €

David Lindsay: *A Voyage to Arcturus*. Engl.: Penguin 2021; 384 S., ca. 12,50 €, als E-Book ca. 9,50 €

Samuel R. Delany: *Dhalgren*. Engl.: Vintage, New York 2001; 816 S., ca. 22,50 €, als E-Book ca. 3,99 €



Foto: DZ, Anselm Alberici für DIE ZEIT, OZ, Boris Bauer, Illustration: Pablo Amargós für DIE ZEIT



Lena Schätte, 32, gewann den Ingeborg-Bachmann-Preis 2026

LENA SCHÄTTE empfiehlt
Hape Kerkeling, Wolfgang
Herndorf, Lily King und
Aglaja Veteranyi

DIE ZEIT: Frau Schätte, Sie haben in diesem Jahr beim Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt sowohl den Preis der Jury als auch den Publikumspreis gewonnen. Mit einer Geschichte über die Freundschaft zweier übergewichtiger Hauptschülerinnen. Ihr letzter Roman, der im vergangenen Jahr auf der Longlist des Deutschen Buchpreises stand, handelte vom Aufwachsen in einer Arbeiterfamilie und von Alkoholismus. Im Leben Ihrer Romanfiguren spielen Bücher eigentlich keine Rolle. Welche Rolle spielten sie in Ihrem Leben?

Lena Schätte: Ich bin erst spät zum Lesen gekommen, mit 20 oder so. Es gab auch kaum Bücher zu Hause, Dan Brown vielleicht oder Stephen King. Das heißt aber nicht, dass es keine Erzählkultur gegeben hätte. Ein paar Familienmitglieder waren wirklich gut darin, Geschichten zu erzählen. Und ich habe mich damals immer gefragt: Was macht die Person so gut beim Erzählen? Und warum versaut die andere Person eine gute Pointe?

ZEIT: Sie haben lange in der Psychiatrie gearbeitet, dann haben Sie am Literaturinstitut in Leipzig studiert. Wie sind Sie von Dan Brown dorthin gekommen?

Schätte: Als ich zu Hause ausgezogen bin, habe ich mir ganz viele Bücher gekauft und ganz viel Unterhaltung gelesen. Krimis, Liebesromane, alles, was ich so in die Finger bekommen habe, kreuz und quer. Erst im Studium habe ich auch die Bücher gelesen, die mir nicht so gelegen haben und in die ich mich reinarbeiten musste.

ZEIT: Auf unsere Anfrage, welche vier Bücher Sie empfehlen wollen, haben Sie als erstes eines von Hape Kerkeling genannt: *Ich bin dann mal weg*. Ein Mega-Bestseller aus dem Jahr 2006, geschrieben von einem zivilisationsmüden Comedian, der den Jakobsweg geht und dabei jede Menge Leute kennenlernt – vor allem aber sich selbst.

Schätte: Das war eins dieser Bücher, die bei uns zu Hause rumlagen und die dann mehrere Familienmitglieder gelesen hatten. Und alle fanden es gut! Ich hab es sogar mehrmals gelesen und mir dann auch noch das Hörbuch besorgt. Der Text war wie 'ne warme Wolldecke, die sich um mich geschlungen hat. Ich habe wirklich eine lange Zeit in dem Text gewohnt. Als ich alt genug war, bin ich den Jakobsweg dann selbst gegangen.

ZEIT: Was hat denn dieses Wohlgefühl in Ihnen ausgelöst?

Schätte: Kerkelings Blick auf Figuren. Wie er die Menschen beschreibt, die ihm begegnen und ihre Geschichten mitbringen. Das hat mich berührt und unterhalten. Vor allem hat mir dieser zugewandte Humor gefallen.

ZEIT: Ganz anders Wolfgang Herndorfs *Arbeit und Struktur*, der zweite Titel auf Ihrer Liste: eine Art Überlebens- und Arbeits-tagebuch, in dem der todkranke Autor um seine letzten Texte ringt. Wie sind Sie denn dazu gekommen?

Schätte: Ich war auf einer Schiffsreise, es war ziemlich schlechtes Wetter, und alle hatten es am Magen. Und dieses E-Book auf dem Handy war das Letzte, was ich zu lesen noch dabei hatte. Das hat mich dann total umgehauen. Ich blättere immer wieder da rein, lese kleine Fragmente. Es ist eines der Bücher, die ich immer griffbereit in der Nähe habe.

ZEIT: Leben und Kunst werden bei Herndorf zur Synthese, finde ich.

Schätte: Was mich besonders reingezogen hat, war seine Schilderung des Schreibprozesses. Die Dringlichkeit, alle Texte aufzuschreiben, die er noch in sich hat. Und wie das tägliche Schreiben ihn zusammenhält. Und zwar nicht therapeutisch, sondern als Tagesablauf und Struktur. Auch wir sitzen ja nicht isoliert von unserem Leben am Schreibtisch und arbeiten da irgendwie vor uns hin. In Wahrheit schreiben wir mitten im Leben und im Alltag. Während wir Brotarbeit machen, während wir Carearbeit machen, während wir krank sind.

ZEIT: Dazu passt *Writers & Lovers*, ein Roman der Amerikanerin Lily King.

Schätte: Als das Buch rauskam, im Jahr 2020, hatte auch ich schon viele Jahre geschrieben, aber ohne Erfolg. Und ähnlich ergreift es ja auch Lily Kings Figur: eine erfolglos schreibende Kellnerin, die ihre gerade verstorbene Mutter betrauert und versucht, ein Romanprojekt zu beenden. Wie so oft bei Lily King gucken wir der Figur dabei einfach nur beim Leben zu, wie sie mit dem Text hadert und ihrem Selbstwert. Das wurde zu einer Art Motivationsbibel für mich. Kurz darauf habe ich den Studienplatz am Literaturinstitut bekommen, viele Sachen gingen plötzlich ganz schnell.

ZEIT: Sie sind den Jakobsweg nach Ihrer Kerkeling-Lektüre gelaufen, haben durch Herndorf die Struktur des Schreibens verstanden und wurden durch Lily King zur erfolgreichen Schriftstellerin. Was hat die Lektüre von Aglaja Veteranyi *Warum das Kind in der Polenta kocht* mit Ihnen gemacht? Der autofiktionale Roman handelt vom Aufwachsen in einer rumänischen Artistenfamilie.

Schätte: Das fiel mir in einer Phase in die Hände, in der ich mich wahnsinnig in einem Romanprojekt verfranz hatte. Dabei hatte ich als Arbeiterkind ja auch immer dieses Impostor-Syndrom, also das Gefühl, ich darf hier gar nicht sein. In diesem Moment habe ich Veteranyis Roman gelesen, der mich persönlich sehr berührt und mir etwas über das Schreiben beigebracht hat. Es ist ein Roman, aber zugleich ist es so ein Hybrid aus Prosa und Lyrik, und manchmal klingt's auch wie ein Theaterstück. Man muss fast in der Wohnung herumlaufen und sich das laut vorlesen. Es kommt so viel brutale Gewalt darin vor, aber trotzdem wird es durch Kinderaugen erzählt, dadurch bekommt es etwas Märchenhaftes. Das hat mir gezeigt, was im Roman alles möglich ist. Und dass ich mich ruhig was trauen kann.

ZEIT: Alles keine klassisch erzählten Romane, sondern eher offene Textformen, die das eigene Leben abgerückt von der Realität innerhalb einer eigenen Sprechhaltung untersuchen.

Schätte: Ich schreibe ja auch autofiktional. Es gibt da also ein Mischverhältnis von Dingen, die was mit deiner Biografie zu tun haben, und welchen, die hinzugegedichtet sind, verkürzt oder größer gemacht. Die Angst, da irgendeine Geschichte mitzuerzählen, die nicht meine ist, war schon sehr groß. Auch die Angst, was passiert, wenn ich mit dem Text rausgehe. Welche Fragen werden mir dann vielleicht gestellt? Wie fühle ich mich damit? Ich glaube, auch deshalb habe ich meinen Roman so lange mit mir rumgeschleppt. Bis ich mich dann getraut habe, ihn zu schreiben.

Die Fragen stellte Katharina Teutsch

Hape Kerkeling: *Ich bin dann mal weg*. Piper Verlag, München 2020; 368 S., 14,- €, als E-Book 9,99 €

Wolfgang Herndorf: *Arbeit und Struktur*. Rowohlt, Berlin 2013; 448 S., 28,- €, als E-Book 9,99 €

Lily King: *Writers & Lovers*. Roman; C. H. Beck, München 2020; 319 S., 24,- €, als E-Book 14,99 €

Aglaja Veteranyi: *Warum das Kind in der Polenta kocht*. Und andere Geschichten; Penguin TB Verlag, München 2019; 448 S., 15,- €



NEBEL

Es muss eine kosmische Strahlung des Poetischen sein, die den Schriftsteller Lutz Seiler in seine kreative Trance versetzt. Es sind aber, vor allem vor Renaissance-Gemälden, auch schon Menschen von reiner Schönheit überwältigt in Ohnmacht gefallen – daran erinnert der Literaturwissenschaftler Bernd Stiegler. Und wissen die Marokkaner, von deren Geschichten Safae el Khannoussi erzählt, überhaupt, was das ist – dieses unklare Gebilde namens Oropo?

Humor ist, wenn es trotzdem kracht

Furios endet Colson Whiteheads Romantrilogie über einen schrecklich gutherzigen Gangster

VON DANIEL HAAS

Was ist dieser Roman? Eine Gangster-Posse aus den USA des 20. Jahrhunderts? Klar. Eine große Inspektion von New York, seiner Architektur, Kultur und Gesellschaft? Auf jeden Fall. Eine politische Geschichte Nordamerikas im Spiegel der afroamerikanischen Erfahrung unter besonderer Berücksichtigung der milieubedingten Umstände von den Anfängen der Sechzigerjahre-Gegenkultur bis zur Hochzeit des Neoliberalismus während der Reagan-Ära? Na, das ist doch mal was!

Cool Machine ist vor allem eine furiose Lese-Erfahrung. Der Titel bezieht sich auf den kalt-heißen Maschinenraum New York, in dessen Getriebe alle ihre Funktionen erfüllen, erfüllen müssen: Gauner, Gangster, Politiker, Killer und Betrüger, kleine Geschäftemacher mit großen Träumen und große Träumer, deren Geschäftssinn in eine Streichholzschachtel passen würde, so mickrig und stümperhaft ist er.

Mit *Cool Machine* schließt Whitehead seine Ray-Carney-Trilogie ab. Es ist der in drei Bände zerfallende Großroman über einen schwarzen Gangster, der im Harlem der Sechzigerjahre seine kriminelle Karriere begann und nun ein Bürger geworden ist. *Legit* heißt es auf Englisch, also legitim. Man ist *legit* geworden, wenn man Steuern zahlt, die Kinder auf eine gute Schule schickt und das ungute Treiben mit Einbrüchen, Überfällen und Morden hinter sich gelassen hat.

Kleiner Spoiler: Es klappt nicht. Carney hat es zwei Romane lang vergeblich versucht, und auch in *Cool Machine* funkt dem so gutherzigen wie abgebrühten Ex-Gauner die Herkunft dazwischen. Du bekommst den Mann aus dem Gangstertum, aber das Gangstertum nicht aus dem Mann: Das ist, grob gesagt, die dramaturgische Idee, die allen drei Romanen zugrunde liegt.

Whitehead beherrscht sämtliche Styllagen und Erzähldisziplinen: Kolportage, essayistische Prosa, Dialoge in bester Broadway-Theater-Tradition. Er lässt afroamerikanische Gangster cool daherplaudern und weiße korrupte Cops drohen und schimpfen. Er skizziert mit ein paar Sätzen das Kolorit eines historischen New York, und egal, ob es die je nach Band der Trilogie die Sechziger-, Siebziger- oder Achtzigerjahre sind, die er als Zeithorizont für die Darstellung aufspannt: Immer erscheint die Stadt als buchstäblich ins Auge springende Kulisse, zum Greifen nah in ihrer literarischen Plastizität.

Carneys Dilemma, ein Gangster auf bürgerlichen Irrwegen zu sein, fächert sich in *Cool Machine* in Untergeschichten auf, mit vielen tollen Figuren. Da ist Onkel Rich, ein Berufsvorbereiter, den Carney von früher kennt und dessen Lebensnot zu bewahren ist, um Nein zu sagen. Onkel Rich ist flexibel, was die Art der Geldbeschaffung und Ressourcenverteilung angeht – er änderte sein Geschäftsmodell, heißt es einmal. Sogar den Rassismus kann er gewinnbringend verwerten: »Tatsächlich hatte er nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis und dem Start seiner eigentlichen Karriere nie Probleme mit dem Gesetz gehabt – die Schweine waren einfach zu rassistisch, um sich vorstellen zu können, dass ein Farbigder derart ausgeklügelte Dinge durchziehen konnte.« So verdichtet Whitehead eine gesellschaftspolitische Tragödie – den Rassismus in den USA – auf einen einzigen Satz.

Carney und Onkel Rich: Das bedeutet Gesetzesbrüche, Stress mit der weißen Mafia (rassistisch) und der ebenso weißen Politik (dito). Und er nebenbei erteilt Whitehead Nachhilfunterricht in New-York-Geschichte und Kino-Historie (Filmreferenzen spielen im ersten Kapitel einen wichtigen Part).

Auch Carneys Ehefrau bekommt eine Hauptrolle. Sie hat ehrgeizige Geschäftspläne und braucht zum Schutz einen Mann fürs Grobe, weil aufwärtsmobile Afroamerikanerinnen von oben und von unten Stress kriegen. Pepper ist der Richtige für diesen Job: »Man musste sich klarmachen, dass er im Laufe seiner Karriere eine umfassende Inventur an Schmerz vorgenommen hatte«, heißt es von diesem Mann, der nicht nur Feinden heimleuchtet, sondern selber einstecken kann. Einmal wurde er sogar Opfer »seiner urlernen Aztekenfolter (...) (das war in Delaware)«. Colson Whitehead ist neben seiner Könnerschaft als Stilist und Erzähler auch ein großer Humorist.

Am Ende wird *Cool Machine* zur Wundertüte, in der erzählerisch allerdings präzise Ordnung herrscht. Abrechnung mit dem Markliberalismus der späten Achtzigerjahre, Bloßstellung der rassistischen Gesellschaftsstrukturen, Einführung in die für die USA stilprägende Hip-Hop-Kultur, deren Künstler und Künstlerinnen sampeln. Das heißt, sie klauen bei anderen Musikerinnen und Musikern und benutzen die Soundchipsel für ihre eigenen Werke. Diebstahl als Kultur- und Geschäftspraxis in einem Land, dessen Gründung auf Raub und Mord basiert: Whitehead macht das auf einer halben Seite anschaulich.

Man könnte weiter berichten: vom Sprachwitz, von den selbstreflexiven Kommentaren, mit denen *Cool Machine* seine eigene Erzählanlage thematisiert und ironisiert. Vom Tempo, das nie nachlässt in diesem Roman und doch immer exakt abgestimmt ist auf die zu erzählende Welt. Man könnte staunen, schwärmen, loben. Oder einfach sagen: Lesen!

Colson Whitehead: *Cool Machine*. Roman; a. d. Engl. v. Nikolaus Stingl; Hanser, München 2026; 448 S., 27,– €, als E-Book 19,99 €

SCHWIMMEN KANN ER NICHT

Der Bergsteiger Reinhold Messner ist 82 Jahre alt und hat mit seiner Frau Diane, 46, ein Buch über die Vergänglichkeit geschrieben. Ein Gespräch mit den beiden über das Alter, Unfälle am Berg, den Erbstreit mit seinen Kindern – und Elon Musks Plan, den Mars zu erobern

Ein sonniger Vormittag Ende August in den Sextener Dolomiten. Das Ehepaar Messner führt durch das neue Reinhold-Messner-Haus, das das Leben des Bergsteigers erzählt, vorbei an allerlei Exponaten und Kunstobjekten. Das Interview findet im Archiv statt, einem fensterlosen, kühlen Raum der ehemaligen Selbsthastation. An der Wand hängt ein historisches Gemälde des Rosengartens.

DIE ZEIT: Herr Messner, Sie wurden im September 82 Jahre alt – wie geht es Ihnen?

Reinhold Messner: Wie es einem 82-jährigen Bergsteiger geht. Aber ich kann nicht jammern. Ich habe Malaisen hinter mir, mein Fersebein ist zerrümmert, sechs Zehen sind abgefroren, ich habe einen Herzschrittmacher, aber das ist es auch. Ein paar Kleinigkeiten noch. Für jemanden, der sein Leben lang in der extremen Welt unterwegs war, geht es mir ausnehmend gut.

ZEIT: Sie sind ohne Sauerstoffgeräte auf alle 14 Achttausender gestiegen, Sie haben die Antarktis und die Wüste Gobi durchquert. Sie sind in den Dolomiten die krassen Routen geklettert – vielleicht geht es Ihnen ja so gut, weil Sie das alles gemacht haben?

Reinhold Messner: Das kann sein. Wobei es für jemanden, der gewohnt ist, alles zu können, nicht leicht ist, immer weniger zu können. Bei mir meinen ja viele Leute, der steigt mit 90 noch auf den Everest. Das ist nicht so. Ich habe die gleichen Probleme wie alle alternenden Männer.

ZEIT: Luis Trenker soll an seinem 90. Geburtstag den zweiten Sellaturn in den Dolomiten bestiegen haben.

Reinhold Messner: Wenn, dann war es der erste Sellaturn, aber die Geschichte gehört ins Reich der Legende, was ruhig sein darf. Luis Trenker war bis zu seinem Tod mit 97 gut in Form.

ZEIT: Auf dem Cover Ihres neuen gemeinsamen Buchs schauen Sie beide sehr ernst. Warum?

Reinhold Messner: Ich wollte dieses Bild nicht unbedingt, du wolltest es.

Diane Messner: Mir war das Bild wichtig, weil das »wir« sind. Ungeschminkt, authentisch. Reinholds Vergänglichkeit ist mir 82 einfach da, ich weiß nicht, ob er 83 wird. Das macht mich nachdenklich. Wir waren kürzlich in England, bei der Beerdigung des Extrembergsteigers Nirmal Purja, der mit 43 Jahren am Broad Peak gestorben ist. Seine Frau hat die Trauerrede gehalten – in solchen Situationen sehe ich mich selbst sprechen.

Reinhold Messner: Der Tod ist das Ende jeder Sinnlichkeit. Danach gibt es keinen Schmerz mehr.

ZEIT: Dass es, wie in diesem Fall, eine ganze Seilschaft mit neun Bergsteigern wegriß – wie ungewöhnlich ist das?

Reinhold Messner: Die meisten Bergunfälle ereignen sich in leichterem Gelände. Die Leute rutschen weg, es löst sich ein Stein, das genügt. Von den Spitzenalpinisten ist immer die Hälfte umgekommen. Der eine hat Glück, die andere nicht. Ueli Steck, David Lama, Nirmal Purja, das waren alles Topleute. Die exponieren sich, die gehen dorthin, wo sie umkommen könnten – um nicht umzukommen. Das ist meine Definition von der Kunst des Bergsteigens.

ZEIT: Sobald in den Bergen der Welt etwas passiert, äußern Sie beide sich. Sie schreiben zusammen Bücher, füttern Ihre Social-Media-Accounts, geben Interviews – das mediale Rauschen um Sie als Paar ist gerade ziemlich laut, finden Sie nicht?

Reinhold Messner: Phasenweise ist das so, ja. Wobei Diane mir eine neue Strategie vorgeschlagen hat, was unseren Umgang mit Katastrophen betrifft, wie jetzt dem Gletscherabbruch in Nepal.

Diane Messner: Strategie würde ich das nicht nennen. Wir sind zwar letztes Jahr am Kailash in Tibet gewesen, dem heiligen Berg der Hindus, zu dem auch die jetzt betroffenen Pilger und Touristen unterwegs waren, aber wir kennen das Tal nicht, in dem sich die Sturzflut ereignet hat. Lass uns abwarten, habe ich zu Reinhold gesagt, bis wir mehr wissen und mit Freunden vor Ort gesprochen haben. Es bringt nichts, irgendwas zu sagen, nur damit Reinhold Messner etwas gesagt hat und die Medien Ruhe geben. Wir melden uns übrigens nie von uns aus, wir werden immer angefragt.

Diane Messner: Strategie würde ich das nicht nennen. Wir sind zwar letztes Jahr am Kailash in Tibet gewesen, dem heiligen Berg der Hindus, zu dem auch die jetzt betroffenen Pilger und Touristen unterwegs waren, aber wir kennen das Tal nicht, in dem sich die Sturzflut ereignet hat. Lass uns abwarten, habe ich zu Reinhold gesagt, bis wir mehr wissen und mit Freunden vor Ort gesprochen haben. Es bringt nichts, irgendwas zu sagen, nur damit Reinhold Messner etwas gesagt hat und die Medien Ruhe geben. Wir melden uns übrigens nie von uns aus, wir werden immer angefragt.

Diane Messner: Strategie würde ich das nicht nennen. Wir sind zwar letztes Jahr am Kailash in Tibet gewesen, dem heiligen Berg der Hindus, zu dem auch die jetzt betroffenen Pilger und Touristen unterwegs waren, aber wir kennen das Tal nicht, in dem sich die Sturzflut ereignet hat. Lass uns abwarten, habe ich zu Reinhold gesagt, bis wir mehr wissen und mit Freunden vor Ort gesprochen haben. Es bringt nichts, irgendwas zu sagen, nur damit Reinhold Messner etwas gesagt hat und die Medien Ruhe geben. Wir melden uns übrigens nie von uns aus, wir werden immer angefragt.

Sie verlässt kurz den Raum, um Wasser zu holen.

ZEIT: Es heißt, der nepalesische Bergsturz sei absehbar gewesen. Stimmt das?

Reinhold Messner: Solche Ereignisse kann es überall geben. Wir kennen das auch aus der Schweiz oder von der Marmolada hier in Südtirol. Und immer lauter die Erklärung: Das sei die globale Erwärmung. Die ist sicher ein Element, aber das Ganze ist viel komplexer. Auf der Erde schmilzt das Eis. Nur: Alle Gletscher zusammen, vom Himalaya bis zu den Alpen, können gerade einmal 0,5 Prozent des Weltmeises aus. Acht Prozent gehen auf Grön-

land, der Rest auf die Antarktis. Auf einer Fläche, die größer ist als Australien, ruht dort ein Eiskuchen von bis zu fünf Kilometern Dicke. Kritisch ist das grönländische Eis, das wirklich rasant schmilzt: Vor Grönland sinkt kaltes Wasser auf den Meeresboden, taucht aufgeheizt am Äquator wieder auf – und fließt als Wärmepumpe nach Europa zurück. Das ist der Golfstrom. Wenn dieser Prozess durch das Abschmelzen Grönlands gestört wird, kommt in Europa die nächste Eiszeit.

ZEIT: Das werden wir nicht mehr erleben.

Reinhold Messner: Nein, so wenig, wie Donald Trump zu Lebzeiten in Grönland Seltene Erden schürfen wird. Wir dürfen die Erdgeschichte nicht außer Acht lassen. Die Hysterie in der Klima-Debatte führt zu nichts. Es reicht nicht, am Freitag die Schule zu schwänzen, das habe ich schon gesagt, als Greta Thunberg noch als Heilige verehrt wurde.

Diane Messner kommt mit einer Karaffe und Gläsern zurück.

ZEIT: Jetzt spricht der alte Messner, der immer seinen eigenen Kopf hatte, als Grünen-Abgeordneter im Europaparlament, als Alpinist und Visionär. Der neue Messner lässt sich für ein Society-Magazin eng umschlungen mit seiner Frau in einem Infinity-Pool ablichten. Wie passt das zusammen?

Diane Messner: Darf ich antworten? Das Bild ist entstanden, weil Reinhold nicht schwimmen kann. Sowenig er sich vor großen Herausforderungen scheut oder heute vor dem Alter, so wenig scheut er als Nichtschwimmer das Wasser. Er springt hinein, wir springen hinein. Das ist die Bedeutung des Covers, insofern gibt es da keinen Widerspruch.

ZEIT: Warum können Sie denn nicht schwimmen?

Reinhold Messner: Weil es bei uns zu Hause im Villnöß nur einen Bach gab, kein Schwimmbad, nichts sonst, keinen Teich. Wir neun Geschwister haben alle nicht schwimmen gelernt. Und später gab es für mich nicht mehr die Notwendigkeit. Ich war immer mal im Wasser, in Neuguinea, an der Copa Cabana, auf meinen Expeditionen. Aber ich habe es nie geschafft, mich eigenständig über Wasser zu halten.

ZEIT: In Ihrem neuen Buch gibt es Passagen, die – wie das Pool-Bild – geradezu intim anmuten. Man liegt mit Ihnen abends im Bett, man steht mit Ihnen auf, man lauscht Ihren Telefonaten, erfährt Kosenamen und Träume. Warum geben Sie so etwas preis?

Reinhold Messner: Wenn ich ein Ich-Buch schreibe, gebe ich immer so viel als möglich her. Sonst brauche ich das nicht zu machen.

Diane Messner: Ich staune gerade, weil ich Ihre empfundene Intimität in unserem Buch nicht so sehe, ich sie Ihnen aber nicht abspreche. Viele Bücher von Reinhold – *Mein Weg* oder *13 Spiegel meiner Seele* – sind sehr persönlich und intim! Denken Sie an den Briefwechsel mit früheren Partnerinnen während der Expeditionen oder an die Empfindungen und Überlegungen zur Sexualität am Berg. Bei uns dagegen bleibt Intimes bewusst intim und Privates privat.

ZEIT: Haben Sie vor dem Schreiben diesbezüglich Grenzen verabredet?

Reinhold Messner: Nein. Wir schreiben getrennt voneinander. Diane liefert ihre Kapitel, ich meine, und der Lektor verzahnt sie. Ich habe das neue Buch bis heute nicht ganz gelesen. Manches kenne ich, weil du es mir gezeigt oder vorgelesen hast. Aber vieles eben noch nicht. Ich möchte mir eine gewisse Spannung bewahren.

Diane Messner: Das Thema des Buchs, der Wert der Vergänglichkeit, ist aus Gedankenketzen und Gesprächen entstanden. Für mich war das Schreiben auch eine Form der Bewusstwerdung, um mich mit meiner Vergänglichkeit, der meiner Eltern, und unserer Beziehung zueinander zu setzen. Die hat mich sehr belastet. Jetzt ist sie erträglicher. Außerdem schreibe ich, wie Reinhold, von jeher Tagebuch.

Reinhold Messner: Der Titel des Buches ist positiv zu verstehen, das ist ganz wichtig. Es geht um den Wert der Vergänglichkeit.

ZEIT: Als Autorin treten Sie, Frau Messner, erst in Erscheinung, seit Sie mit Reinhold Messner verheiratet sind. Warum soll ich mich als Leserin für Ihre Perspektive interessieren, die Perspektive einer 46-Jährigen, wenn es um Sterben und Tod geht?

Diane Messner: Das müssen Sie nicht. Niemand sollte sich für irgendeine Perspektive interessieren müssen, aber Sie können mich lesen, wenn Sie Lust dazu haben.

Reinhold Messner: Durch und über Diane lernen Sie sehr viel über mich. Wir erzählen beide Geschichten, von denen wir denken, dass sie andere Leute berühren.

Diane Messner: Im Buch gibt es ein Kapitel, das heißt

Diane und Reinhold Messner: Lebenszeit. Vom Wert der Vergänglichkeit; S. Fischer, Frankfurt a. M. 2026; 336 S., 25,– €, als E-Book 19,99 €

»Die junge Frau«. Darin schildere ich einen Streit, den wir einmal in Kathmandu hatten. Am Ende dieses Streits schob Reinhold mir unter der Hotelzimmertür einen Zettel durch, auf dem stand der Satz: »Auch ich bin nur ein Mensch.« Das hat mich gelehrt, die Figur Reinhold Messner und den Menschen Reinhold Messner – mit seinen Stärken und Schwächen – zu unterscheiden. **Reinhold Messner:** Seit ich alt bin, beobachte ich die Welt und die Menschen um mich herum anders. Ich sehe plötzlich viele alte Leute, die einsam nach Hause schlurfen, wo sich niemand um sie kümmert, wo niemand wartet, vor allem in den Städten. Warum gibt es nicht mehr Vielgenerationenhäuser, frage ich mich. Dann könnten die Jungen für die Alten da sein und die Alten für die Jungen. Das wäre gut.

ZEIT: Sie haben selbst vier Kinder, Herr Messner, mit denen Sie wegen eines Zerstüßnisses heute nur mehr über Anwälte kommunizieren. Es geht um Ihr Erbe, um gegenseitigen Kontaktabbruch ...

Diane Messner: Wir haben uns entschieden, uns dazu nicht zu äußern.

Reinhold Messner: Ja, lassen wir's. Ich habe in meinem letzten Buch *Gegenwind* alles dazu gesagt.

ZEIT: Aber der Zerstüß ist irrtümlich durchs neue Buch, wenigstens keine Namen fallen.

Diane Messner: Wir füllen unsere Lebenszeit aus. Manchmal entsteht Ruhe, wenn man aufhört, noch einen Satz hinzuzufügen.

ZEIT: Aber sind die Konsequenzen aus diesem Zerstüßnis nicht furchtbar traurig? Die Schuhe zum Beispiel, die Ihr Bruder Günther 1970 am Nanga Parbat trug, als er dort ums Leben kam, werden getrennt voneinander aufbewahrt: Der linke ist hier bei Ihnen in Sexten zu besichtigen, der rechte im Messner Mountain Museum Firmian, das Ihre Tochter Magdalena leitet, die Chefin aller Messner-Museen.

Reinhold Messner: Die Schuhe wurden an der Diamir-Planke getrennt voneinander gefunden. Der erste 2005, 35 Jahre nach der Tragödie und 3,5 Kilometer tiefer als an der Stelle, an der er ins Eis fiel. Das lässt sich anhand der Fließgeschwindigkeit des Gletschers leicht berechnen. Der zweite Schuh tauchte viel später auf, 2022 und entsprechend weiter unten.

ZEIT: Der Tod Ihres Bruders ist ein Leitmotiv durch fast alle Ihre Bücher, auch in *Lebenszeit* spielt er eine Rolle. Ist das Ihr großes Trauma?

Reinhold Messner: Nein, kein Trauma. Es ist eine wesentliche Erfahrung, die ich gemacht habe. Günthers Tod hat fast die Familie zerrissen, auch wegen der Vorwürfe, die sich gegen mich gerichtet haben. Von Karl Maria Herrligkoffer, dem Expeditionsleiter, der erklären musste, warum niemand nach uns gesucht hatte, aber auch von Figuren wie Walter Pause, der meinte, die Geschichte als Bergschriftsteller für sich kapern zu müssen. Heute wundere ich mich, dass ich das alles überstanden habe. Auch das hätte niemand anderer geschafft, davon bin ich überzeugt.

ZEIT: Ich habe mit Werner Herzogs Film *Der leuchtende Berg* noch einmal angesehen, der Hans Kammerlander und Sie 1984 zum Gasherbrum begleitet. Als Sie sich im letzten Höhenlager vom Regie- und Kamerateam verabschieden, sagen Sie: Wenn wir nach einer Woche nicht zurück sind, sucht nicht nach uns, steigt ab, das Geld für den Rückflug liegt im Safe im Hotel. Eine irre Szene.

Reinhold Messner: Das ist die Schlüsselstelle des Films, der sicher einer der besten seiner Art ist. Bergsteigen braucht eine bestimmte Klarheit und Kaltblütigkeit. Wir Alpinisten sind normale emotional gestrickte Wesen, aber wir besitzen die Fähigkeit, einen Cut zu machen und zu sagen, jetzt kommt das große Abenteuer, wir wagen es. Um diesen Widerspruch ging es Werner Herzog. Schauen Sie, das wichtigste Element, um aus einem Tun ein Abenteuer werden zu lassen, ist die Exposition. Das muss kein Rekord sein. Das Herausgenommensein aus einer sicheren, stabilen Umwelt, der Eintritt in eine Wildnis, wo das Risiko das Gefährte ist. Hier entsteht das Maß. Hier lerne ich, wer ich bin und was ich kann. Wobei wir viel mehr können, als wir uns alle zutrauen. Jedenfalls solange wir jung und gesund sind und bei Frost.

ZEIT: Ist jemand wie Elon Musk mit seinen Fantasien vom Mars für Sie ein Abenteuer?

Reinhold Messner: Ich halte seine Mars-Vision für absoluten Unsinn. Erstens ist es technisch noch nicht möglich. Und zweitens: Wer soll denn dorthin fliegen? Das ist absolut unsozial. Wir sollten alle Mittel benutzen, um das Habitat auf der Erde für alle Menschen zu retten, Frieden zu machen, und nicht ein Habitat schaffen für einige wenige und die Menschheit untergehen lassen. Dass gegen diese Hybris nicht lauter protestiert wird, verstehe ich nicht. Ich weiß nicht, wann und wie, aber eines Tages werde ich das auf die Bühne bringen. Denn nur Warten auf Ende – ich werde es am Ende nicht ertragen.

ZEIT: Ist jemand wie Elon Musk mit seinen Fantasien vom Mars für Sie ein Abenteuer?

Reinhold Messner: Ich halte seine Mars-Vision für absoluten Unsinn. Erstens ist es technisch noch nicht möglich. Und zweitens: Wer soll denn dorthin fliegen? Das ist absolut unsozial. Wir sollten alle Mittel benutzen, um das Habitat auf der Erde für alle Menschen zu retten, Frieden zu machen, und nicht ein Habitat schaffen für einige wenige und die Menschheit untergehen lassen. Dass gegen diese Hybris nicht lauter protestiert wird, verstehe ich nicht. Ich weiß nicht, wann und wie, aber eines Tages werde ich das auf die Bühne bringen. Denn nur Warten auf Ende – ich werde es am Ende nicht ertragen.

ZEIT: Ist jemand wie Elon Musk mit seinen Fantasien vom Mars für Sie ein Abenteuer?

Reinhold Messner: Ich halte seine Mars-Vision für absoluten Unsinn. Erstens ist es technisch noch nicht möglich. Und zweitens: Wer soll denn dorthin fliegen? Das ist absolut unsozial. Wir sollten alle Mittel benutzen, um das Habitat auf der Erde für alle Menschen zu retten, Frieden zu machen, und nicht ein Habitat schaffen für einige wenige und die Menschheit untergehen lassen. Dass gegen diese Hybris nicht lauter protestiert wird, verstehe ich nicht. Ich weiß nicht, wann und wie, aber eines Tages werde ich das auf die Bühne bringen. Denn nur Warten auf Ende – ich werde es am Ende nicht ertragen.

Diane Messner: Im Buch gibt es ein Kapitel, das heißt

Das Gespräch führte Christine Lemke-Marwey



Foto: Peter Unterwiesingh für DIE ZEIT

Reinhold Messner, 82, und seine Ehefrau Diane, 46, auf der Plattform des Reinhold-Messner-Hauses, einer umgebauten Bergstation in den Sextener Dolomiten in Südtirol (Italien), in der das Leben des Bergsteigers erzählt wird



»Ich war immer mal im Wasser, in Neuguinea, an der Copa Cabana, auf meinen Expeditionen«, sagt Reinhold Messner. »Aber ich habe es nie geschafft, mich eigenständig über Wasser zu halten«

In seinem großen Roman »Das tickende Herz« schickt Lutz Seiler die aus den Vorgängerbüchern bekannten Künstlerfiguren wieder ins Rennen. Mitten in Prenzlauer Berg erwehren sie sich der neuen digitalen Welt

VON IRIS RADISCH

Es ist sehr kalt im neuen Roman von Lutz Seiler. Man friert fast durchgängig, also sind die Romanfiguren in dicke Felle gehüllt. Geografisch gesehen ist das kein Wunder, das Buch führt weit nach Osten. Von Ostberlin über Litauen bis nach Kasachstan und wieder zurück. Denn es handelt sich bei diesem Roman, der je nach Zählweise der zweite oder dritte Teil einer Serie über einen aus Thüringen stammenden Maurer und Dichter ist, um eine beträchtliche Osterweiterung des Erzählgebiets seines Autors Lutz Seiler. Daher der rapide Temperatursturz.

Der BUCHNERPREISTRÄGER Lutz Seiler ist selbst Maurer und Dichter. Er wurde 1963 in Thüringen geboren, machte eine Maurer-ausbildung, begann zu schreiben und landete während des Wehrdienstes auf Vorschlag eines Oberführers der Nationalen Volksarmee der DDR in einem Kreis schreibender Arbeiter, einem »der wenigen Zirkel, die übrig geblieben waren von der großen Kampagne des Bitterfelder Wegs mit dem Aufruf »Greif zur Feder, Kumpel!«, wie Seiler einmal erzählt hat. So fing alles an.

Im ersten Roman, *Kruso*, hieß sein Alter Ego, aus dem erst ein Kellner und dann ein Dichter wurde, noch Edgar Bendler, genannt Ed, und war ein Literaturstudent aus Halle, den es kurz vor der Wende in eine Künstlerkneipe auf der Ostseeinseln Hidden-see verschlug. Unter dem Kommando des Dichters Alexander Krusowitsch, genannt Kruso, formierte sich auf der abgelegenen Insel eine kleine Widerstandstruppe, die sich eine romantische Gegenwelt zur DDR aufbaute und darüber fast den Fall der Mauer verschlief. Im Folgeroman *Stern 111* gab es wieder einen jungen Mann aus Thüringen mit literarischen Ambitionen. Dieses Mal hieß er Carl Bischoff und arbeitete unter dem Kommando eines gewissen Hoffi, genannt »der Hirte«, in einer Ostberliner Kellerkneipe, die ebenfalls zum Hauptquartier einer poetisch-gastronomischen Gegenwelt erhoben wurde, wobei sich das romantische Motiv in diesem Roman, der unmittelbar nach dem Mauerfall spielt, stärker mit einem politischen paarte.

Im Revier zwischen Winsstraße und Schönhauser Allee – heute das teure Viertel einer internationalen digitalen Bohème – führte eine Ostberliner Dichter-Guerilla in Seilers zweitem Roman einen Zweifronten-krieg um Immobilien und Poesie. In Prenzlauer Berg herrschte kurz nach der Wende noch Nachkriegsstimmung. Zwischen Branchen und Ruinen ließ der Held in den wild bewachsenen Bombentrümmern von Prenzlauer Berg seine Ziege weiden. In seiner besetzten Hinterhofwohnung in der Rykestraße entstanden auf einer vier Meter langen Werkbank seine ersten Gedichte. Auch in diesem Roman war es ständig kalt. Aber vielleicht waren es auch nur die Fröste der Freiheit. Alle trugen Fellmützen. In der gastronomischen Kommandozentrale dieser politischen Nachwende-Romantiker verkehrten »Fellmützenfrauen« und Soldaten der Roten Armee. Der Dichter Carl verblüffte seine ehemaligen russischen Waffenbrüder damit, eine Kalaschnikow mit verbundenen Augen in Windeseile auseinanderzunehmen und wieder zusammenzusetzen. Man lebte von nichts als Gedichten, Ziegenmilch und Milchbrot auf einer mittelfreien Insel der Seligen, die sich zur Not mithilfe sowjetischer Handfeuerwaffen verteidigen ließe. Der Roman war wie ein Märchen aus einer fernen Eiszeit, in der für ein

paar unglaubliche Winterwochen ein wildes poetisches Leben inmitten der wiedervereinigten deutschen Hauptstadt möglich war. Zwischen den Seiten roch man den unvergesslich herben Geruch aus Millionen Kollkseiten, der über Berlin hing.

Man muss an diese Vorgänger erinnern, denn im neuen Roman *Das tickende Herz* sitzt der Dichter Carl Bischoff noch immer an seiner Werkbank in Prenzlauer Berg. Er wohnt mittlerweile in der Jablonskistraße. Zehn Jahre sind seit dem letzten Roman vergangen, aber sie fühlen sich an wie hundert Jahre. Die Ziege lebt jetzt im Tierpark. Das digitale Zeitalter ist angebrochen, doch das interessiert den Dichter Carl Bischoff nicht. Der sitzt mit seinem alten Kumpel Fränki beim Bier und erinnert sich an die toten Kameraden aus den alten Romanen, an den Commandante Krusowitsch und an Hoffi, den guten Hirten, Gott hab sie selig. Der Häuserkampf ist verloren. Die Dichter müssen Miete zahlen. Carls Miete für die Wohnung in der Jablonskistraße beträgt 1.860 Mark. Die Kunst, findet Carl, besteht jetzt darin, »die Realität dieses irrsinnigen, unsere Möglichkeiten weit übersteigenden Betrags abzuspalten von dem, was unser Leben eigentlich ausmachen sollte«. Das Problem ist bloß, dass dem Dichter nicht nur das Geld für die Miete fehlt, sondern auch der Stoff, der das Leben »eigentlich ausmachen sollte«. Das meiste davon ist nur noch Erinnerung.

Doch nach einer Lesung in Erfurt lernt der Vezan des poetischen Lebens »natürlich bei heftigem Schneefall« eine geheimnisvolle Frau kennen. Aysha, genannt »die Fellfrau«, ist die Tochter eines Schamanen und stammt aus Kasachstan, dem Reiseziel von Seilers früher Erzählung *Turkisch*, für die der Autor im Jahr 2007 den Ingeborg-Bachmann-Preis in Klagenfurt erhielt. Die kurze Erzählung beschränkte sich auf eine groteske Begegnung mit einem Heizer in der Transsibirischen Eisenbahn, bei der Heine-Gedichte eine wichtige Rolle spielten. Jetzt wird der Dichter Carl Bischoff aus der Jablonskistraße ins Herz der durch sowjetische Atombombentests versehrten Steppe reisen, ins frostige Traumland der Wunder, der Radioaktivität und des Schamanismus.

Der lange Weg des jungen thüringischen Romantikers von den digitalen Nomaden von Prenzlauer Berg zu den echten Nomaden Kasachstans ist eine erzählerische Herausforderung, die nicht einfach zu bestehen ist. Märchenhafte Motive sind aus den Vorgängerromanen *Kruso* und *Stern 111* gut bekannt. Doch stammen die sprechenden Tiere und die Anleihen bei Robinson Crusoe in diesen Romanen aus den bekannten zentraluropäischen Literaturarchiven. Im neuen Roman werden sie von exotischen Zauberkraften abgelöst, die im literarischen Nahbereich nicht mehr vorrätig sind. Dafür sorgt die kasachische Schamanentochter, die den Dichter Carl Bischoff durch einen kleinen schwarzen Halbmond in ihren Bann zieht, den sie unter der Haut seiner Schreibhand deponiert. Seither bewegt der Erzähler sich durch den Roman wie durch eine dichterische Traumwelt, taumelt und verliert ein ums andere Mal die Besinnung. Mal trifft ihn ein Stromschlag, mal ein lebensgefährlicher Kälteschock, dann ist es »urales Wissen« der nomadischen Schamanen, das

ihn mit elementarer Kraft überfällt und auf unheimliche Weise mit den magischen Schaltkreisen des Poetischen verbindet. Er schreibt jetzt sozusagen »unter Strom« und wie in Trance. Damit erfüllt er eine zentrale Voraussetzung im Dichtungsverständnis seines Autors.

Lutz Seiler hat für den poetischen Zustand, in dem er am liebsten dichtet, einmal das schöne Wort »Verlorenheitslust« gefunden. Das sollte eine Grundstimmung beschreiben, in der das lyrische Ich nach Möglichkeit keine Rolle mehr spielt. Ein »absolutes Gedicht«, sagte er in einem Interview, solle ohne »die lästige Präsenz eines Ichs mit seinen Gefühlen und Nöten« auskommen.

Diesen weltverlorenen Zustand, der die Voraussetzung absoluter Dichtung ist, kann Seilers Alter Ego Carl Bischoff an seiner lyrischen Werkbank rund zehn Jahre nach der Wende offenbar nicht mehr finden. Als Ausweg bietet sich die erwähnte Unterstützung durch animistische Geheimlehren an. In einer Nachbemerkung zu seinem neuen Roman bedankt sich Lutz Seiler für Anregungen bei dem postkolonialen Theoretiker Achille Mbembe, dessen Buch *Die terrestrische Gemeinschaft, Technik, Animismus und die Erde als Utopie* ein manifestartiger Essay über das »vorkoloniale« indigene Denken ist, der an poetische Vorstellungen der deutschen Romantik von der »magischen Totalität« der Dichtung und des Lebens anknüpft.

Zur Wiederbelebung solcher urromantischen Erzählungen muss der Dichter Carl Bischoff sein angestammtes Ostberliner Arbeitsgebiet aus einem wenig romantischen Grund verlassen – er begibt sich auf eine fürstlich dotierte Lesereise. Zunächst nach Rotterdam, wo er bei einem Lyrikfestival seine bewunderten Vorbilder Tomas Tranströmer und Inger Christensen trifft (alle im Roman auftretenden Dichter und Dichterinnen werden mit ihrem wirklichen Namen benannt). In Amsterdam besucht er den letzten Ableger eines elitären, im Geist Stefan Georges agierenden Dichterbundes in der Herengracht, das »Castrum Peregrini« (dessen 1986 verstorbener Gründer vor einigen Jahren wegen des Vorwurfs des sexuellen Missbrauchs junger Männer in den Schlagzeilen geriet). Stefan George, hat Seiler einmal gesagt, gehörte neben Novalis und Georg Trakl zu den drei Dichtern, deren Namen für ihn in der DDR einen besonderen »Geheimniszustand« ausstrahlen schienen. Doch jetzt sind die drei gespenstischen George-Veteranen in der Herengracht nur noch groteske Karikaturen der alten Utopie vom männlichen Dichterbund. In ihrem »majestätischen Gebaren« überrascht Carl sie in der Nacht dabei, wie sie ihre »riesigen Schwänze« auf die mit »fettigem Staub« verklebten Arbeitsstühle legen. Nach dieser enttäuschenden Entdeckung im letzten verbliebenen Hauptquartier absoluter Dichtung fühlt sich Carl Bischoff von allen verlassen: »Das Leben ist eine einzige Vertreibung, dachte Carl. Zuerst aus der Mutter, dann aus der Kindheit und am Ende aus dem Glauben, trotz allem noch irgendwo bleiben zu können, anzukommen und zu bleiben, irgendwann.«

Besserung erwartet ihn in Kasachstan. Der Ausflug zu den George-Nachfolgern war nur ein Vorspiel. Die Schamanentochter macht den Dichter mit einem Ethnologen aus dem George-Kreis bekannt, der die radioaktiv versuchten Gebiete Kasachstans untersucht und sich mit ihrem Vater, dem kaschischen Schamanenhäuptling, angefreundet hat. Aus dieser Verbindung scheint eine undurchsichtige Allianz zwischen den letzten Aposteln absoluter Lyrik und den kampfbereiten Anhängern indigener Ganzheitslehren hervorzugehen, den sogenannten »Gaisten« oder »Erdbeschützern«, der »letzten Feuerwehr« zur Rettung der bedrohten Erde – in manchen Passagen verirrt sich der Roman leider ein wenig in ökopoetischem Sumpfgebiet.

Allerdings gehören Poesie und radioaktive Strahlung im Werk Lutz Seilers von Anfang an auf seltsame Weise zusammen. Vor allem in seinem Gedichtband *pech & blende* ging es um Seilers Herkunft aus den thüringischen Uranabbau-Gebieten. Dort heißt es über seinen die Uranabbau-Halden erklimmenden Vater: »er hatte die halden bestiegen / die bergwelt gekannt, die raupenfahrt, das wasser, den schnaps, / so rutsche er heimwärts, erfinder des abraums / wir hörten es ticken, es ist die uhr, es ist / sein geiger zähler her.« Diese Zeilen werden im Roman *Das tickende Herz* vom Schamanenhäuptling im verstrahlten Kasachstan noch einmal feierlich rezitiert. Die Schamanen und Carl sind so gesehen nämlich »Strahlenbrüder«.

Die Thüringer Uranabbau-Halden, in denen Lutz Seiler aufwuchs, spielen aus diesem Grund auch im Kasachstan-Roman wieder eine wichtige Rolle, genauso wie der aus Seilers Werk schon vielfach bekannte Sturm des zukünftigen Dichters in die radioaktive Schlacke, bei dem sich Carl im Beisein von Ed, dem Helden aus *Kruso*, die Schreibhand verletzte. Die radioaktive Strahlenbelastung in seiner thüringischen Heimat sei für ihn gewissermaßen zu einem »poetologischen Axiom« geworden, hat Lutz Seiler in seinen Heidelberger Poetikvorlesungen erklärt. Sie habe »Abwesenheit, Müdigkeit und Schwere« verursacht und habe den Dichter wunderbarerweise in jenen fast bewussten Trancezustand versetzt, der das Entstehen absoluter Lyrik begünstige. Auch Rilke, den Seiler in diesem Roman mehrfach zitiert, glaubte seine *Duineser Elegien* ohne exotische Zutun wie »Signale« aus dem Weltraum empfangen zu haben.

Das Finale dieses großen Romans über die Sehnsucht nach absoluter Dichtung in dürrer Zeit ist ein wilder Kälterraum, der alle lyrischen Urbilder Lutz Seilers noch einmal vereint – die Halde, den Sturz, die verstrahlte Schlacke, die Geburt des Dichters, seine Empfangsbereitschaft für die kosmische Strahlung des Poetischen. Das radioaktiv versuchte Atomstergelände in Kasachstan, eine Rakete, die den Dichter zum Mittelpunkt der Erde befördert, und die sprechende Ziege aus der Rykestraße spielen darin eine maximal märchenhafte Rolle.

In alten Zeiten reichte noch eine blaue Blume oder der traurige Ruf eines Posthorns, um das romantische Herz zu verzaubern und das Leben zu poetisieren. Im Vergleich dazu wird jetzt ein immenser Aufwand betrieben. Wie immer nach solchen Orgien erscheint die Rückkehr in den Alltag grau und ermüdend. Der Dichter muss danach in Prenzlauer Berg erst mal in Ruhe eine rauchen. Dann sieht man weiter.

Eine Sensation namens Wanda

Zelal Yesilyurts Debütromanheldin wäre mit wenig glücklich. Käme da nicht das Großstadtleben dazwischen

VON BERIT DIESSELKÄMPER

Warum sollte sich irgendjemand mit nur einer Katastrophe zufriedengeben, wenn er auch alle gleichzeitig haben kann? Lieber direkt das Komplettpaket buchen, die jeden Lebensbereich umfassende Krisen-Flatrate, damit es später keine Überraschungen mehr gibt. Vernünftigerweise hat sich auch die Autorin Zelal Yesilyurt so entschieden. In ihrem Debütroman *Molotov Cocktail Dress* betreibt sie wirklich feinstes literarisches Dooomscrolling.

Die Leidtragende ist primär Wanda Zoi. Schon früh, also mit Anfang 20, ist sie zur Bestsellerautorin und Sensation erklärt worden. Dafür musste sie bloß ein erstes Roman schreiben, darin ihr gesamtes Privatleben ausschlachten und die darauffolgenden mitunter juristischen Auseinandersetzungen ertragen. Ein fairer, wohl nicht unbilliger Deal. Überhaupt neigt Wanda zu keinerlei Illusionen bezüglich ihres Erfolgs. Sie weist eben jene Merkmale auf, die das Literaturbetrieb so entzückt: »jung, weiblich, ethnisch nicht einordnbar, aber nicht white-passing (wichtig!«).

Allerdings ist es gegenwärtig noch ein wenig zu früh, um sich zur Ruhe zu setzen, und außerdem viel zu ungemütlich dafür. Die Großstadt, in der sie lebt, ist ein »postmodernes Frankensteinsmonster«, eine »Frei-luft-Psychiatrie«. Seit Wochen bereitet sich die Bevölkerung auf ein voraussichtlich verheerendes Erdbeben vor. An der Küste werden regelmäßig neue Walkadaver ange-spült; in das Einkaufszentrum sollen Aliens eingefallen sein; die gewaltsamen Proteste mit unklarer Zielvorgabe weiten sich auf das gesamte Stadtgebiet aus. Und, auch ja, es brennt auch andauernd irgendwo. Die Hoffnungen auf etwas Schönes oder zumindest Aushaltbares sind folglich gering. Ebenso die Wahrscheinlichkeit, dass sich Wanda Leben noch ihrer Wunschvorstellung nähern könnte. Dabei wären »zweieinhalb gemischtrassige Kinder«, ein Labrador und ein netter Ehemann ein für sie ausreichendes Glück. Und so erscheint ihr das teilnahmslose Hinnehmen der Umstände als einzig sinnvolle Option. Um währenddessen nicht verrückt zu

werden, hält sie sich mit Routinen beschäftigt, die wahlweise die Optimierung oder Zerstörung ihres Körpers zum Zweck haben: ein wenig Pilates am Morgen, ausgleichender Mischkonsum bei der Eröffnung einer Galerie am Nachmittag und dann meditatives Auftragen von Pflegeprodukten zum Runterkommen am Abend.

Von diesen dauerhaften Ablenkungsmanövern erzählt Yesilyurt in zerstreuten Vignetten. Mit einer drohenden Sprache, unaufhaltsam rasenden Sätzen und einzelnen Wörtern, die kurzherd alles in den Abgrund stürzen, gelingt es ihr, eine Atmosphäre zu erschaffen, die sich von den gängigen dystopischen Zukunftsentwürfen noch einmal abhebt. *Molotov Cocktail Dress* ist da deutlich ideenreicher und auf eine geradezu erheiternde Weise absurd. Zumal das Buch ohnehin in einer ungefähren Gegenwart spielt. Nur dass seine Zeitrechnung nicht Jesu Geburt als Ausgangspunkt nimmt, sondern die Terroranschläge vom 11. September 2001 – die Mutter aller Katastrophen für diejenigen, »deren Geburtsjahr mit der Ziffer 2 beginnt«.

Aber bitte kein Mitleid. Als Kind ihrer Generation ist Wanda reflektiert genug, um ihre Situation adäquat einzuschätzen und über (rhetorische) Lösungen zu verfügen. Sie könnte zum Beispiel das volle Quarter-life-Crisis-Programm abfahren mit Marathon und Japanreise. Oder endlich mal ehrlich zu sich selbst sein. Oder halt einen zweiten Roman schreiben, aber das ist nur »ein weiteres Unterfangen, eine weitere Mühe in einem Leben, das bereits aus genug Mühen und Unterfangen besteht«. Gegen die vorzeitige Insolvenz lässt sich Wanda bis auf Weiteres als Ghostwriterin für die Memoiren des verhaltensauffälligen Nopo-Babys Sylvere Rothenbeaus engagieren. Der ist so weit ganz nett. Außerdem liefern die Auszüge ihrer Arbeit inklusive selbstkritischer Anmerkungen (»zu kitschig?«) dem Roman eine weitere Erzählfom. Und natürlich gibt es in Wandas Leben auch noch andere Bekannte, Freunde und Hassgeliebte. Nicht dass die großartig zu einer Verbesserung beitragen würden. Vielmehr sind die Beziehungen zu ihnen noch eine weitere, ganz eigene Katastrophe.

Zelal Yesilyurt: Molotov Cocktail Dress.

Roman: Korbinian Verlag, Berlin 2026;

192 S., 22,- €

Die verflixten sieben Väter

Andrev Waldens großartiger Debütroman »Scheißkerle« erzählt seine Kindheit entlang der Männerbeziehungen seiner Mutter

VON JUSTINE KONRADT

Porträts schwieriger, ja grauenvoller Kindheiten finden sich gerade in der Gegenwartsliteratur zuhauf. Wenn ein solches auch noch *Scheißkerle* heißt, wie Andrev Waldens Debütroman, liegt es nahe, eine schonungslose Abrechnung mit verkorkten Erwachsenen zu vermuten. Doch Walden wählt einen verblüffend anderen Ton.

Es beginnt so: An einem verschneiten Wintertag 1983 in Schweden beobachtet die Mutter des siebenjährigen Andrev entsetzt, wie dieser wegen eines harmlosen Kinderschizes von ihrem Partner geschlagen wird. »Er ist nicht dein richtiger Papa!«, schreit sie dem Sohn zu und scheint damit ihrem Partner augenblicklich jede Legitimation zu entziehen, er lässt von Andrev ab. Der Junge dagegen findet sich rasch mit der neuen Wahrheit ab, dass der cholerische Alt-68er-Papa nicht sein leiblicher Vater ist. Dieser sei nämlich, eröffnet ihm die Mutter, ein »Indianer«. Das findet der Kleine sowieso tausendmal aufregender. Es folgt die Trennung, dann der Umzug. Eine neue Vaterfigur lässt nicht lange auf sich warten. Dann noch eine. Und noch eine. Und noch eine.

Andrev Walden, geboren 1976 in Schweden, erzählt die Kindheit des jungen Protagonisten in *Scheißkerle* chronologisch entlang der Männerbeziehungen der Mutter. »Ich hatte einmal sieben Väter in sieben Jahren«, heißt es gleich zu Beginn. Durch die Kinderaugen des Ich-Erzählers sehen wir all diese Männer kommen und gehen: den Pflanzenmagier, den Künstler, den Dieb, den Pfarrer, den Mörder, den Kanuten. Auch der Indianer gehört zu den »sieben Vätern«. Der Protagonist verleiht ihnen mal mehr, mal weniger gräßliche Spitznamen. Überhaupt wird jede Figur in diesem Buch neu

getauft. Sein bester Freund ist der »Zyklop«, weil der seit einem Angelunfall, nun ja, nur noch ein Auge hat.

Es ist Andrevs schelmischer, kluger, ehrlicher Blick auf seine Mitmenschen, der diesen Roman trägt, der ihn mit einer großen Portion Humor füttert, der verhindert, dass der tragische Ton sich allzu sehr in den Vordergrund schiebt. Denn tragisch ist die Geschichte allemal: eine Mutter aus dem schwedischen Alternativmilieu, die sich von dominanten Männern demütigen und kontrollieren lässt, die ständig Geldnöte hat, oft umziehen muss und dem Sohn damit jegliche Stabilität entzieht. Andrev besitzt dabei die kindliche Gabe, selbst in den beklemmtesten Momenten noch das Kuriose, das Staunenswerte, das Schöne aufzuspüren. Und Walden weiß dieses kindliche Wesen in eine ganz wunderbar plastische Sprache zu übersetzen.

An seltenen Stellen schaltet er sich mit der Stimme des erwachsenen Andrev in die Erzählung des Kindes ein und schreibt mit zärtlichem Blick über Streiche des Kleinen, über die erste Verliebtheit, über Sexualität. Waldens Sprache ist manchmal derb, die meiste Zeit aber voll sinnlicher, poetischer Stillfiguren: »sein Blick funkelt wie ein Lachs-rücken in dichtem Tang« heißt es einmal oder »unter den Straßenlaternen hängen bereits Röcke aus Regen«. Kein Wunder, dass dieser großartige Roman mit dem August-Preis, Schwedens renommiertestem Literaturpreis, ausgezeichnet wurde und monatelang auf Platz eins der schwedischen Bestsellerliste stand. Es ist ein Debüt, das lange im Kopf nachhallt.

Andrev Walden: Scheißkerle, Roman; a. d. Schwed. v. Justus Carl; Luchterhand, München 2026; 416 S., 25,- €, als E-Book 18,99 €

Finger weg vom Schlund des Walhais

Sarah Diehl hat ein hypnotisches Buch übers Tauchen geschrieben. Auch ihr Leben an Land ist ein anderes, seitdem sie die Tiefe kennt

VON MAJA BECKERS

Wenn beim Schwimmen im Meer schon mal mulmig wird bei dem Gedanken, was da unten alles lauern könnte, und wer sich dann denkt, niemals würde ich mich trauen, da auch noch hinabzutau-chen, den kann Sarah Diehl beruhigen: Oben an der Wasseroberfläche findet es auch die Taucherin am unheimlichsten.

Diese *twilight zone*, die Blackbox, die sich unter einem auflutet, das Nichtwegkönnen, weder nach oben noch nach unten, das ist unheimlich. Ist man aber einmal unten, macht diese andere Welt allmählich Sinn und versetzt eher in friedliches Staunen. »Kühles Wasser strömt durch mein Haar und verleiht mir eine Klarheit, die ich an Land kaum erlangen kann«, schreibt Diehl in ihrem Buch *Ins tiefe Blau. Was ich unter Wasser lernte*. Dieser Glücksfall von einem Sachbuch ist eine geradezu hypnotische Mischung aus Tauchberichten, persönlichem Memoir, naturwissenschaftlicher Erkundung und philosophischer Reflexion.

Sarah Diehl lebt in Berlin und hat bereits zwei sehr erfolgreiche Sachbücher und einen Roman geschrieben. Der Bestseller *Die Uhr, die nicht tickt* richtete sich gegen die Erwartung, Frauen wollten oder sollten alle Mütter werden. In *Die Freiheit, allein zu sein* rief sie vor allem Frauen dazu auf, dem Alleinsein zwischen Arbeit und Familie genug Platz in ihrem Leben einzuräumen. Zum Tauchen kam Diehl durch einen eher intellektuellen Impuls: die Faszination für die absolute Andersartigkeit der Unterwasserwelt und die Frage, wie ein Besuch dort unten wohl ihren Blick auf das Leben hier oben verändern würde.

Schon das verrät, dass es hier um mehr geht als um beeindruckende Unterwasser-Erfahrungen. Auch wenn die wirklich spektakulär sind. Diehl taucht durch Schiffswracks und trifft ein Oktopuskind, »kaum so groß wie mein Handteller«, das erst Tinte in ihre Richtung versprüht und sich dann um ihren Finger wickelt. Einmal ist sie mit einer Gruppe unterwegs im Süd-Arktoll auf den Malediven, bekannt dafür, dass hier Walhaie in flache Gewässer kommen, um sich aufzuwärmen, bevor sie wieder in 300 Meter Tiefe abtauchen. Mitten in der Nacht klopft der Skipper an die Tür ihrer Kabine: Ein Walhai, zehn Meter lang, schwimmt direkt unter ihrem

Boot. »Noch einmal wurde uns eingeschärft, mindestens drei Meter Abstand zu halten«, schreibt Diehl. »Wir hielten uns daran, aber das Tier nicht.« Es folgen filmbreife Szenen, an deren Ende sich Diehl an die Schiffstleiter klammert, während der Walhai direkt vor ihr sein riesiges Maul öffnet und sie seinen Sog spürt, mit dem er Wasser und Krill einsaugt. Angst hat sie keine: »Selbst wenn ein Bein oder Arm in seinem Schlund gelandet wäre, hätte ich es einfach wieder herausgezogen, sobald der Sog nachließ«, schreibt Diehl. »Walhaie haben keine Zähne und keinerlei Intelligenz, sich an einem Menschen zu verschlucken.«

Diehl kann das, was unter Wasser passiert, bildstark und dramaturgisch perfekt erzählen. Auch und gerade dann, wenn nichts passiert – eine der vielleicht einschneidendsten Erfahrungen. Denn tief unten im Meer ist vor allem Weite, und manche Tiere haben über lange Zeit »nichts anderes als die Sinnlichkeit, die in der Dunkelheit aus einem aus- und wieder zurückstrahlt«, schreibt Diehl. »Näher kann man dem Universum, dem Nirwana, nicht kommen.« Das veränderte auch ihr Leben an Land: »Seit ich tauche, kenne ich keine Langeweile mehr«, stellt Diehl fest. Ihre Sinne seien durch die Erfahrungen unter Wasser so geschärft, dass sie überall – ob im Shoppingcenter, im Wald, zu Hause – »mit Spüren, Hören, Sehen, dem Atmen oder intellektuellen Impuls: die Faszination für die absolute Andersartigkeit der Unterwasserwelt und die Frage, wie ein Besuch dort unten wohl ihren Blick auf das Leben hier oben verändern würde.«

Wer schon einmal getaucht ist, wird seine Freude daran haben, wie sehr es Diehl gelingt, Worte für kaum fassbare Empfindungen zu finden. Wer damit lebendig, wird nach der Lektüre wahrscheinlich den Tauchkurs endlich buchen. Aber eine wunderbare Erfahrung und interessant ist das Buch auch gerade für solche, die nie vorhaben zu tauchen. Wenn Diehl sich darüber wundert, warum man diesen Planeten eigentlich Erde nennt, »denn hier ist nur Wasser«, oder feststellt: »Wir leben an Land auf dem Grund eines Ozeans aus Gas – wir nennen ihn Atmosphäre«, dann verschiebt sie ganz beiläufig auch die Perspektiven der überzeugtesten Landratten.

Sarah Diehl: Ins tiefe Blau. Was ich unter Wasser lernte; Gutkind, Berlin 2026; 256 S., 25,- €, als E-Book 18,99 €

ZEITleo

Weltretter-Mission

Mitmachaktion für Kinder der 1. - 6. Klasse

Kommt mit auf Weltretter-Mission!

Macht die Welt mit guten Taten ein Stück besser, und gewinnt tolle Preise. Jetzt mitmachen:

www.weltretter-mission.de

Sonderpreis der Beisheim Stiftung Mission Wir: Zusammen unschlagbar!

Wir suchen eure Projekte für Zusammenhalt, Freundschaft und ein starkes Miteinander

So wird man in vier Schritten zum Weltretter

- Problem finden
- Freunde schnappen
- Lösung entwickeln
- Projekt einreichen

Premium-Partner:

Beisheim Stiftung

Partner:

LEGO

Ernsting's family

Wasa

Eric Mayer, KiKA-Moderator und ZEIT LEO Weltretter-Pate, hilft euch!

ER SCHREIBT WIE IN TRANCE



Das Geschlechterverhältnis – es könnte ja auch harmonisch sein

»Was brauchen wir zum Leben, was macht uns glücklich?«

Die Bestseller-Autorin Juli Zeh hat einen Kriminalroman geschrieben, auch zur politischen Großwetterlage. Ist sie jetzt Marxistin geworden?

Havelland, Anfang September. Steigt man aus dem Auto und sagt: »Schön hier«, erwidert Juli Zeh: »Eigentlich ist es ziemlich hässlich.« Die Schriftstellerin setzt sich auf eine Holzboxe an ihrer Terrassentür und raucht. Zehs neues Buch ist mal kein Dorfroman: »Pony Show« handelt von einem Gerichtsprozess in Hamburg

DIE ZEIT: Frau Zeh, es ist inzwischen schon ein eigenes Genre, das westdeutsche Journalisten Sie auf dem brandenburgischen Dorf besuchen. **Juli Zeh:** ... und meistens wollen sie nur darüber sprechen, wie ich es aushalte, dass meine Nachbarn da drüben AfD wählen. **ZEIT:** Reden wir erst mal über Ihr neues Buch. *Pony Show* ist ein Kriminalroman, es geht um Geschlechterfragen und das Altern. Darin steht der Satz: »Ab fünfzig, sagt Betty, verwandeln wir uns langsam, aber sicher in menschlichen Restmüll. Vor allem wir Frauen.« Sie sind jetzt 52. Erleben Sie das so? **Zeh:** Das ist natürlich überspitzt. Aber es ist wirklich so, dass sich der Blick auf Frauen im Alter stärker verändert als der auf Männer. Entweder man passt sich an, oder man muss sich sagen lassen, dass man auf einem Midlife-Crisis-Pfad ist. **ZEIT:** Woran merken Sie das? **Zeh:** Neulich sagte jemand zu mir: »Du gibst dir aber Mühe, jung zu bleiben« – weil ich so was trage (*zeigt an sich herunter, Jeans, ein buntes T-Shirt mit Katzen darauf*) und keinen Hosenträger. Die frühe Technophase in den Neunzigern habe ich ausgelassen, aber vor zwei Jahren habe ich angefangen, auf Raves zu gehen. All das hat einen Hauch von Unangenehmheit. Und der kommt von außen, nicht von innen. **ZEIT:** Im Roman entwickelt Betty, Mitte 50 und Chefin eines renommierten Literaturverlags, eine Obsession für ihren fast 30 Jahre jüngeren Angestellten. Dann verschwindet er, und sie wird des Mordes angeklagt. Ältere Männer in Machtpositionen und jüngere Frauen, die von ihnen abhängig sind – das ist der Stoff, aus dem die McToo-Bewegung gemacht ist. Was verändert es, wenn der ältere Chef eine Frau ist? **Zeh:** Frauen sind historisch gesehen überhaupt zum ersten Mal in der Position, dass so etwas passieren kann. Man muss ja erst mal CEO sein, um von da aus Machtmissbrauch begehen zu können. Abgesehen davon gibt es in dieser Konstellation einen grundsätzlichen Unterschied in der Machtverteilung. Zwar ist die strukturelle

Situation zwischen Chefin und Angestelltem erst mal die gleiche wie im umgekehrten Fall. Aber privat beobachte ich, dass heterosexuelle Beziehungen oft davon abhängig sind, dass der Mann irgendwie eine überlegene Position einnehmen kann. **ZEIT:** Noch immer? **Zeh:** Ich erlebe mit Schrecken bei beruflich sehr erfolgreichen Freundinnen, dass ihre Stimme höher wird und sie etwas Mädchenhaftes bekommen, wenn sie mit ihrem Mann reden – damit er sich stärker fühlen kann. Auch Betty ordnet sich emotional ihrem jüngeren Angestellten unter. Obwohl sie seine Chefin ist. Das ergibt ein kompliziertes Geflecht, das ich literarisch sehr spannend fand. **ZEIT:** Es gibt Gegenbeispiele, oder? **Zeh:** Wenn mein Mann beim Small Talk sagt: »Ich bin Hausmann«, entsteht immer dieses peinliche Schweigen. Als würde er sagen, dass er eine schwere Krankheit hat. Als Hausmann wird dir gespiegelt, dass du ein Versager bist. Unter diesen Voraussetzungen ist es für die Einzelnen sehr schwer, die überkommenen Muster aufzubrechen. Abgesehen davon reden wir über Geschlechterfragen immer noch im Kampfmodus: Jungs gegen Mädchen, Mädchen gegen Jungs. Es wird getan, als wäre das Patriarchat ein Privilegienbündel für das männliche Geschlecht. **ZEIT:** Es ist auch ein Käfig. **Zeh:** Männer sterben früher, sind selbstmordanfällig, werden in Kriegen verheizt, haben weniger echte Freundschaften. Sie müssten sich selbst eigentlich auch als Opfer der Verhältnisse sehen. **ZEIT:** Also ist es jetzt an den Männern? **Zeh:** Auf jeden Fall. Aber wir Frauen müssten vielleicht auch langsam mal aus der Welt raus. Wir waren jahrzehntelang wütend auf die Männer. Aus gutem Grund. Aber wenn Männer andauernd unter Beschuss stehen, ist es für sie auch sehr schwer, weich zu werden und sich zu öffnen. **ZEIT:** Frauen stehen ja ebenso ständig unter Beschuss, siehe antifeministische Shitstorms, Belästigung, Femizide. Die Frau muss wieder sanfter werden, wirklich? **Zeh:** Es ist natürlich ein Dilemma: Jetzt sollen wir die Mutti sein, die den Buben erklärt, dass sie auch mal weinen dürfen. Aber irgendwo muss es ja anfangen. Der Antagonismus kann nur ein Durchgangsstadium sein. **ZEIT:** Betty denkt im Roman, dass sie als erfolg-

reiche Frau über 50 nicht mehr als weiblich und begehrenswert wahrgenommen wird. Sie leidet darunter, aber man kennt auch eine andere Erzählung: dass die sogenannte Unsichtbarkeit ab einem gewissen Alter eine Erleichterung ist. **Zeh:** Das habe ich zum ersten Mal mit Ende 20 von der polnischen Schriftstellerin Olga Tokarczuk gehört, die ich verehere. Sie hat gesagt, das Gute am Älterwerden ist, dass man als Frau wieder allein reisen kann. **ZEIT:** Können Sie das inzwischen nachvollziehen? **Zeh:** Abstrakt schon, am eigenen Leib nicht so sehr. Ich hatte nie wirklich Angst vor Männern. Vielleicht deshalb, weil ich immer eher als unweiblich wahrgenommen wurde und deshalb nicht ins Beuteschema passte. **ZEIT:** Sie haben mit 25 Jahren Ihr Debüt veröffentlicht, sitzen seitdem in Talkshows, haben das Bundesverdienstkreuz verliehen bekommen. Hat Betty recht damit, dass Weiblichkeit und Erfolg nicht zusammenpassen? **Zeh:** Auf jeden Fall. Und es geht noch viel früher los. Sie sagt auch, und das ist eine autobiografische Spiegelung: Schon als Kind sind Klugheit und Weiblichkeit ein Widerspruch. Entweder die Lehrer lieben einen oder die Jungs in der Klasse. **ZEIT:** Apropos Frauen und Macht: Vor einigen Monaten haben Sie der ZEIT gesagt, Sie wären die Richtige für das Amt der Bundespräsidentin, auch wenn Sie es jetzt noch nicht machen würden. Wie waren die Reaktionen? **Zeh:** Ich wurde ausschließlich von männlichen Journalisten darauf angesprochen. Und der Gestus war immer: Haha, du hast du dich aber weit aus dem Fenster gelehnt. Dabei habe ich nur gesagt, ich glaube, geeignet zu sein. **ZEIT:** Sie haben *Pony Show* aus männlicher Perspektive geschrieben: Der Erzähler ist Mark, Strafverteidiger von Betty, und er ist, wenn man das so sagen darf, ein ziemlicher Idiot. **Zeh:** Sie hätten mal die Fassung davor sehen sollen, da war er so ein Lappen. **ZEIT:** Er verkallt sich in seine Mandantin, verbarrikadiert sich zu Hause im Arbeitszimmer und wirkt in seiner Familie – in der seine Frau »autonatisch« mehr im Haushalt macht – eher wie ein drittes Kind. Warum diese Erzählperspektive? **Zeh:** Ich weiß es nicht, ich fange einfach an zu schreiben und wollte die Geschichte aus Männeraugen erzählen. Mark ist irgendwie ein Prototyp, ein Trottel, aber kein Arschloch. Er ist nicht böse, toxisch oder übergriffig.

ZEIT: Übergriffig wird er ja irgendwann schon. **Zeh:** Aber er ist nicht der Typ schleimiger Chef, der keine Gelegenheit auslässt, jemandem auf den Arsch zu gucken oder »Schätzchen« zu sagen. Er verkörpert in seiner Orientierungslosigkeit etwas sehr Zeitgenössisches: zu glauben, man lebe nicht mehr im klassischen Mann-Frau-Modell, und überfordert zu sein, wenn man merkt, dass man es doch tut. Aber ich mag ihn. **ZEIT:** Mögen Sie all Ihre Figuren? **Zeh:** Ja, ich kann keine Figuren schreiben, die ich ablehne. Ich lese auch nicht gerne Literatur, in der Figuren als Karikaturen des Menschlichen daherkommen. **ZEIT:** Etwas Karikatives haben im Roman die feministischen Aktivistinnen, die vor Gericht randalieren, lauter unzusammenhängende Buzzwords nutzen und finden, hier gehe es gar nicht um eine Straftat, sondern um die Tatsache, dass die Angeklagte sich einen jüngeren Liebhaber gesucht hat. Sie selbst arbeiten als ehrenamtliche Richterinnen am Verfassungsgericht des Landes Brandenburg. Erleben Sie solche Proteste tatsächlich?



Juli Zeh, 52, wohnt im brandenburgischen Barnewitz

Programm der Rechtspopulisten rassistisch ist. Aber das ist nur ein Teil des Spektrums. Der gemeinsame Nenner ist das Angebot, zu chauvinistischen Männlichkeitsidealen zurückzukehren. Geisteshistorisch ist diese Pendelbewegung naheliegend. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gab es die Auflösung toxischer Geschlechtermodelle, jetzt kommt die Reaktion. **ZEIT:** Zumindest ist es offensichtlich, dass das Wahlverhalten zwischen Männern und Frauen auseinanderdriftet. Junge Männer wählen stärker rechts, ob AfD oder Trump. Haben Sie eine positive Zukunftsvision für die Geschlechterfrage? **Zeh:** Ich glaube, wir müssen die Geschlechterfrage einbetten in die große Frage nach einer zukünftigen Gesellschaft. Das entfesselte kapitalistische Wirtschaftsmodell ist längst in die Stressphase geraten. Aber niemand denkt wirklich darüber nach, was eine Alternative sein könnte. Was brauchen wir zum Leben, was macht uns glücklich? Wie dezentral kann man Gesellschaften organisieren, brauchen wir tatsächlich Nationen? Was können andere Modelle von Erwerb, Konsum, Bedürfnisdeckung sein? Mein Eindruck ist, dass ein friedliches und gerechtes Miteinander von Männern und Frauen nur im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Ordnung entstehen kann. **ZEIT:** Also ein marxistisches Argument: Wenn wir den Hauptwiderspruch zwischen Arbeit und Kapital aus dem Weg räumen, löst sich auch das Patriarchat auf? **Zeh:** Das Patriarchat löst sich ja bereits auf, nur sind wir in einer Orientierungslosigkeit gelandet. Für mich ist der Kommunismus nicht das Gegenmodell, er überzeugt mich in seinem planwirtschaftlichen Ansatz nicht. Aber wir müssen an die Systemfrage ran und nicht nur Catcalling unter Strafe stellen. **ZEIT:** Sind Sie inzwischen lieber öffentliche Intellektuelle als Schriftstellerin? **Zeh:** Überhaupt nicht. Ich bin eher ein introvertierter Mensch und fühle mich am Schreibtisch total wohl. Aber nicht in den öffentlichen Diskurs einzusteigen, wenn man eine große Reichweite und eine starke Meinung hat, wäre faul oder feige. Wahrscheinlich sogar beides.

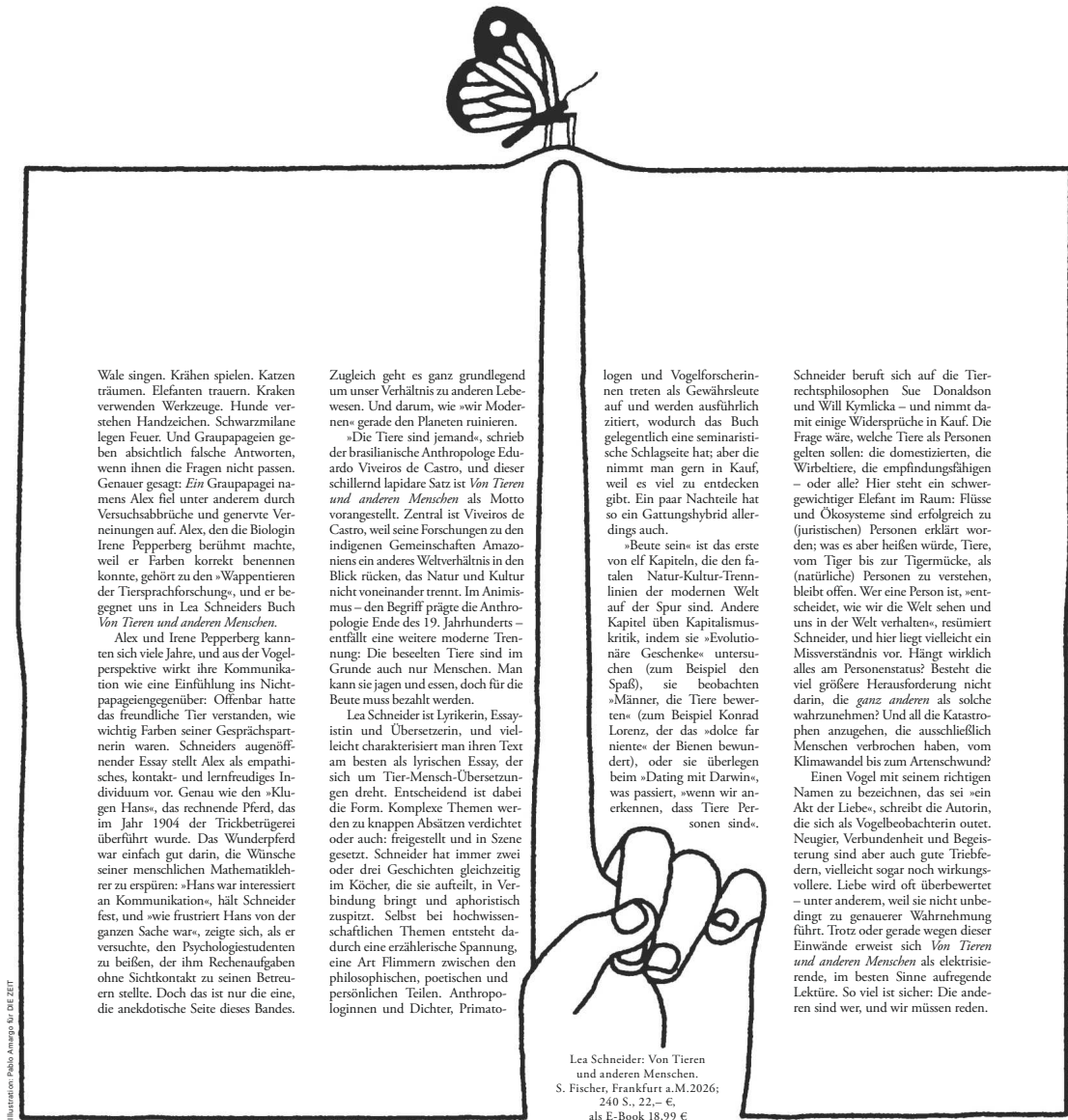
Das Gespräch führte Jolinde Hüchterm

Juli Zeh: *Pony Show*, Roman; Luchterhand, München 2026; 512 S., 25,- €, als E-Book 23,99 €

Wir müssen zwitschern!

Mitreißend erzählt Lea Schneider, warum der Papagei absichtlich falsche Antworten gegeben und das Wunderpferd den Psychologiestudenten gebissen hat. Was können wir sonst noch von Tieren lernen?

VON JUTTA PERSON



Lea Schneider: *Von Tieren und anderen Menschen*. S. Fischer, Frankfurt a.M. 2026; 240 S., 22,- €, als E-Book 18,99 €

Wale singen. Krähen spielen. Katzen träumen. Elefanten trauern. Kraken verwenden Werkzeuge. Hunde verstehen Handzeichen. Schwarzmilane legen Feuer. Und Graupapageien geben absichtlich falsche Antworten, wenn ihnen die Fragen nicht passen. Genauer gesagt: *Ein* Graupapagei namens Alex fiel unter anderem durch Versuchsabbrüche und genervte Verneinungen auf. Alex, den die Biologin Irene Pepperberg berühmt machte, weil er Farben korrekt benennen konnte, gehört zu den »Wappentieren der Tierpsychologie«, und er begegnet uns in Lea Schneiders Buch *Von Tieren und anderen Menschen*.

Alex und Irene Pepperberg konnten sich viele Jahre, und aus der Vogelperspektive wirkt ihre Kommunikation wie eine Einfühlung ins Nichtpapageiegegenre: Offenbar hatte das freundliche Tier verstanden, wie wichtig Farben seiner Gesprächspartnerin waren. Schneiders augenöffnender Essay stellt Alex als empathisches, kontaktfreudiges Individuum vor. Genau wie den »Klugen Hans«, das rechnende Pferd, das im Jahr 1904 der Trickbetrügerei überführt wurde. Das Wunderpferd war einfach gut darin, die Wünsche seiner menschlichen Mathematiklehrer zu erspüren: »Hans war interessiert an Kommunikation«, hält Schneider fest, und »wie frustriert Hans von der ganzen Sache war«, zeigte sich, als er versuchte, den Psychologiestudenten zu beißen, der ihm Rechenaufgaben ohne Sichtkontakt zu seinen Betreuern stellte. Doch das ist nur die eine, die anekdotische Seite dieses Bandes.

Zugleich geht es ganz grundlegend um unser Verhältnis zu anderen Lebewesen. Und darum, wie »wir Modernen« gerade den Planeten ruinieren. »Die Tiere sind jemand«, schrieb der brasilianische Anthropologe Eduardo Viveiros de Castro, und dieser schillernd lapidare Satz ist *Von Tieren und anderen Menschen* als Motto vorangestellt. Zentral ist Viveiros de Castro, weil seine Forschungen zu den indigenen Gemeinschaften Amazoniens ein anderes Weltverhältnis in den Blick rücken, das Natur und Kultur nicht voneinander trennt. Im Animismus – den Begriff prägte die Anthropologie Ende des 19. Jahrhunderts – entfällt eine weitere moderne Trennung: Die besessenen Tiere sind im Grunde auch nur Menschen. Man kann sie jagen und essen, doch für die Beute muss bezahlt werden. Lea Schneider ist Lyrikerin, Essayistin und Übersetzerin, und leicht charakterisiert man ihren Text am besten als lyrischen Essay, der sich um Tier-Mensch-Übersetzungen dreht. Entscheidend ist dabei die Form. Komplexe Themen werden zu knappen Absätzen verdichtet oder auch: freigestellt und in Szene gesetzt. Schneider hat immer zwei oder drei Geschichten gleichzeitig im Köcher, die sie aufteilt, in Verbindung bringt und aphoristisch zuspitzt. Selbst bei hochwissenschaftlichen Themen entsteht dadurch eine erzählerische Spannung, eine Art Flimmern zwischen den philosophischen, poetischen und persönlichen Teilen. Anthropologinnen und Dichter, Primato-

logen und Vogelforscherinnen treten als Gewährleute auf und werden ausführlich zitiert, wodurch das Buch gelegentlich eine seminaristische Schlagseite hat; aber die nimmt man gern in Kauf, weil es viel zu entdecken gibt. Ein paar Nachteile hat so ein Gattungshybrid allerdings auch.

»Beute sein« ist das erste von elf Kapiteln, die den fatalen Natur-Kultur-Trennlinien der modernen Welt auf der Spur sind. Andere Kapitel üben Kapitalismuskritik, indem sie »Evolutionäre Geschenke« untersuchen (zum Beispiel den Spaß), sie beobachten »Männer, die Tiere bewerten« (zum Beispiel Konrad Lorenz, der das »dolce far niente« der Bienen bewundert), oder sie überlegen beim »Dating mit Darwin«, was passiert, »wenn wir anerkennen, dass Tiere Personen sind«.

Schneider beruft sich auf die Tierrechtsphilosophen Sue Donaldson und Will Kymlicka – und nimmt damit einige Widersprüche in Kauf. Die Frage wäre, welche Tiere als Personen gelten sollen: die domestizierten, die Wirbeltiere, die empfindungsfähigen – oder alle? Hier steht ein schwergewichtiger Elefant im Raum: Flüsse und Ökosysteme sind erfolgreich zu (juristischen) Personen erklärt worden; was es aber heißen würde, Tiere, vom Tiger bis zur Tigermücke, als (natürliche) Personen zu verstehen, bleibt offen. Wer eine Person ist, entscheidet, wie wir die Welt sehen und uns in der Welt verhalten«, resümiert Schneider, und hier liegt vielleicht ein Missverständnis vor. Hängt wirklich alles am Personenstatus? Besteht die viel größere Herausforderung nicht darin, die ganz anderen als solche wahrzunehmen? Und all die Katastrophen anzugehen, die ausschließlich Menschen verbrochen haben, vom Klimawandel bis zum Artensterben? Einen Vogel mit seinem richtigen Namen zu bezeichnen, das sei »ein Akt der Liebe«, schreibt die Autorin, die sich als Vogelbeobachterin outet. Neugier, Verbundenheit und Begeisterung sind aber auch gute Triebfedern, vielleicht sogar noch wirkungsvollere. Liebe wird oft überbewertet – unter anderem, weil sie nicht unbedingt zu genauer Wahrnehmung führt. Trotz oder gerade wegen dieser Einwände erweist sich *Von Tieren und anderen Menschen* als elektrisierende, im besten Sinne aufregende Lektüre. So viel ist sicher: Die anderen sind wer, und wir müssen reden.

Illustration: Jutta Person. Foto: Jutta Person. Illustration: Jutta Person.

ANZEIGE

«Ein wahnsinnig intelligentes und zutiefst berührendes Buch.»
Jana Fuchs, Frankfurter Rundschau

CHRISTIANE HOFFMANN
DIE TRÄUME, DIE WIR HATTEN
Meine Freundin, Russland, die Ukraine und ich
C.H.Beck

«Mary Austin hat ... die Tür zur Schatzkammer geöffnet.»
Hannes Roß, Stern

Freddie Mercury: Ein Leben in Songs
C.H.Beck

Das künstlerische Vermächtnis von Freddie Mercury
C.H.Beck

C.H.BECK
www.chbeck.de
Der C.H.Beck Newsletter: Die Welt im Buch
chbeck.de/nz

MILADY HAT GENUG

Die dänische Performance-Künstlerin und Schriftstellerin Madame Nielsen führt den deutschen Kulturbetrieb vor
VON IJOMA MANGOLD

Wenn jemand sagt, er sei eigentlich eine total unkomplizierte Person, kann man davon ausgehen, dass das Gegenteil der Fall ist. Wirklich unkomplizierte Menschen haben gar keinen Anlass zu dieser Art der Selbsterklärung. Früher gehörte Kompliziertheit zur *job description* des Künstlers. Wer sich nicht wie eine Diva aufführte, lief Gefahr, verkannt zu werden. Doch seit durch McToo auch im Kulturbetrieb ein stärkeres Bewusstsein für Machtmissbrauch eingesetzt hat, haben Genies keinen Anspruch auf Sonderbehandlung mehr. Kunsträume sind *safe spaces*, in denen mit Rücksicht auf Vulnerabilitäten gewaltfrei kommuniziert wird.

Man tritt Madame Nielsen nicht zu nahe, wenn man sie eine charismatische Diva nennt. Die dänische Schriftstellerin, Sängerin und Performance-Künstlerin, 1963 in Jütland als Claus Beck-Nielsen geboren, war Teil der Performance-Gruppe The Wooster Group in New York. Sie ist eine raumfüllende Persönlichkeit. Wer das Glück hatte, ihr zu begegnen, weiß, wie leicht man ihrem Charme erliegt. Sie ist aber auch das, was man im Englischen einen *contrarian* nennt: ein nonkonformistisches Temperament mit einem feinen Ohr für falsche Töne. Bekannt wurde Madame Nielsen in Deutschland 2018 mit ihrem virtuos orchestrierten Amourfou-Roman *Der endlose Sommer*.

Ihr jüngster Roman *Das Zeitgeisterhaus* erzählt, ihr stark autofiktionale Art, von einer Performer-Kinderin waut dem hohen, fremden Norden, die in einem »alterwürdigen Gesamtkunsthaus«, das große Ähnlichkeit mit den Münchner Kammer-

spielen besitzt, für eine Bühnenshow engagiert ist, die sie selbst geschrieben hat und deren Hauptfigur sie verkörpert.

Die Aufführung ist künstlerisch ein großer Erfolg, aber im laufenden Betrieb kommt es zu einem Kulturclash wegen einer Kleinigkeit, die »Milady«, wie sie sich gern nennen lässt, als typisch deutsch empfindet: Ihrer Bitte nämlich, nicht nur, wie vorgesehen, ihre Unterwäsche, sondern auch ein weiteres Oberteil, das von der Schminke des Auftritts in Mitleidsenschaft gezogen worden ist, in die Wäsche zu geben, begegnet der verantwortliche Bühnenmitarbeiter mit dem Satz, da müsse er erst seine Vorgesetzte fragen. Das triggert Milady, sie sieht hier ein sehr deutsches Obrigkeitsdenken am Werk und reißt im Affekt den Arm zum Hitlergruß hoch.

Wir können die weiteren Wendungen und Verwicklungen hier nicht nachzeichnen, aber in diesem vielschichtig konstruierten Roman läuft es am Ende darauf hinaus, dass die Intendantin und ihr Geschäftsführer Milady canceln und vor die Tür setzen: Ein Theater müsse ein *safe space* sein, in dem alle Mitarbeiter vor Machtgesten jedweder Art geschützt seien. Ein Hitlergruß gehe gar nicht, dieser sei in Deutschland verboten, und dass dieser spezielle Hitlergruß keineswegs affirmativ gemeint war, sondern im Gegenteil den nationalsozialistischen Unterdrückungsgeist karikieren wollte, führt nicht zu mildernden Umständen.

Madame Nielsen beschreibt einen deutschen Kulturbetrieb, der nichts mehr fürchtet als Macht-

Madame Nielsen: Das Zeitgeisterhaus.
Eine deutsche Geschichte; Roman; Alexander,
Berlin 2026; 136 S., 22,- €, als E-Book 18,99 €



Schon schön: der Klatschmohn

Herzinfarkt vorm Botticelli: Bernd Stiegler erzählt, wie uns die Kunst überwältigt. Und manchmal sogar krank macht
VON HANNO RAUTERBERG

So oft wurde in jüngster Zeit die Freiheit der Kunst beschworen, weil sie bedroht sei von links wie von rechts, dass fast vergessen scheint, was für fesselnde, umschlingende, ja rabiat umwerfende Kräfte sie mitunter entwickelt. Leonardo da Vinci sprach vom »Kerker der Liebe«, in den man beim Anblick eines Gemäldes geraten könne. Wir werden zu Gefangenen der Kunst, ihre Freiheit macht unfrei. Mehr noch: Sie macht uns krank.

Nun gut, Museen sind keine Lazarette. Und wer sich dort umschaut, erblickt eher verdrossene und müde und nur höchst selten schmerzverzerrte Gesichter. Ergreifenheit war gestern. Sollte man meinen.

Bernd Stiegler hingegen weiß es besser, sein neues Buch dokumentiert die erstaunlichen Befunde: Fälle von Ohnmacht und Schwindel, von heißen Tränen, mittleren Schweißausbrüchen, schwerem Herzzasen, von Menschen, die sich im Angesicht der Kunst nicht mehr zu helfen wissen und akut erkranken. Stendhal-Syndrom heißt der Fachbegriff, der vor gut 40 Jahren eingeführt wurde, um das Unwohlsein und die heftigen Affekte zahlreicher Touristen zu beschreiben, die arglos nach Florenz reisen – um dann zu erleben, wie es sie buchstäblich von den Beinen reißt. Herzinfarkt vor Botticellis *Venus*. Krampfartige Anfälle vor Caravaggios *Bacchus*. Angstattacken im Angesicht von Brunelleschis *Kruzifix*. Was hat es damit auf sich?

Stiegler gräbt sich tief hinein in die Krankengeschichten der Kunst, um die starken Gefühle und ihre Auslöser besser zu verstehen. Herausgekommen ist eine höchst ungewöhnliche Geschichte der Befragung. Ein Buch, das von den Imaginationskräften des Menschen erzählt, von seiner Fähigkeit, sich tote Dinge als lebendig und eigensinnig vorzustellen. Als ein Gegenüber, das manchmal sogar bluter oder Tränen vergießt, obwohl es nur aus Holz, Farben, Leinwand besteht.

Vor allem im Mittelalter hielt man viel auf wundertätige Bilder, die nicht nur Heilige darstellten, sondern auch selbst als heilig wahrgenommen wurden, als *vera icon*. Also küsste und herzte man die Kunst, unterhielt sich mit den Bildern, und manche Nonne schreckte nicht

davor zurück, das geliebte Kruzifix, also den Herrn, ganz unkeusch mit ins Bett zu nehmen.

Stets ging es darum, sich im Angesicht der Kunst als besonders empfänglich zu zeigen. Es gab Schluckbildchen, um die christliche Botschaft wahrhaft zu verinnerlichen, man kaufte und aß sie, gleichsam als ästhetisches Nahrungsergänzungsmittel. Doch die erhoffte wunderartige Wirkung, davon waren viele überzeugt, würde sich ohne einen entschiedenen Willen zur Einführung nicht ereignen. Es galt, die auf den Gemälden dargestellten Qualen, die Folter, die Gewalt gleichsam am eigenen Leibe zu spüren. Nur im Leiden war Heil. Und das Heil war Leiden.

Auf den Spuren dieser Kunstkrankheit und vieler ihrer Spielformen springt Stiegler munter durch die Jahrhunderte: schildert, wie Fjodor Dostojewski einst in Dresden der *Sixtinischen Madonna* von Raffael verfiel. Beschreibt die geistverwirrenden Effekte der Op-Art. Diskutiert, ob und wie die Schockfotos der Gegenwart sich ins Gemüt der Zeitgenossen bohren. Doch will Stiegler keineswegs selbst vom Glauben an die ästhetische Allgewalt ergreifen werden, er warnt sogar davor. Bei den »visuellen Wirkungstreffern«, egal wie heftig sie ausfallen, handle sich stets um autosuggestive Effekte. Nicht die Gemälde machen krank, es sind die Menschen selbst.

Erst im Angesicht der Kunst, so scheint es, können sie sich zugestehen, anders zu sein als üblich: dürfen sich schwach und therapiebedürftig zeigen. So als könnte sich nur hier, in der Begegnung mit Gemälden und Skulpturen, eine Wandlung vollziehen, um ein anderes, besseres Ich hervorzubringen, ungepanzert und offenen Herzens. Spätestens in der Romantik kehrte der mittelalterliche Kult um die eigene Verletzlichkeit mit voller Wucht zurück, als eine entristlichte Form der Begeisterung für Schmerz und Leid. Viele wollten sich damals als empfindsam erfahren, als Menschen mit tiefem Gefühl. Also las man Romane, in denen immerzu Tränen flossen, und traf sich im Museum, um vor den Werken allein oder in kleinen Gruppen inständig zu weilen, durchdrungen von der eigenen Ergreifenheit.

Bernd Stiegler: Kunstkrank. Eine Geschichte besonderer Bildbegegnungen;
Wagenbach, Berlin 2026; 288 S., 28,- €

asymmetrien. Dass Milady den Mitarbeitern des Theaters sagte, sie könnten sie gerne betrieblich duzen, sie werde sie gleichwohl siezen, wird ihr nicht als schrullige Formverliebtheit ausgelegt, sondern als weiterer Beweis ihrer andere erniedrigenden Abgehobenheit zur Last gelegt. Einem Mitarbeiter, der vorher ganz im Bann von Milady stand, geht bei der peinlichen Befragung durch die Intendanz auf, dass die Faszination, die er ursprünglich für Miladys Charisma empfand, in Wahrheit eine Art der Verführung war und im Rückblick also als grenzüberschreitende Übergriffigkeit zu werten sei.

Das Zeitgeisterhaus trägt seinen Titel zu Recht, denn es erzählt davon, wie der Zeitgeist alle verhexen kann. Und indem Madame Nielsen nicht nur die Perspektive von Milady, sondern auch die aller anderen Mitarbeiter zu Wort kommen lässt, entsteht ein fein abgestuftes Bild des Kulturbetriebs, in dem es keine Bösen gibt, sondern nur sehr viele neurotische Sensibilitäten.

Und vielleicht hat ja das »Gesamtkunsthaus«, wie Nielsen mit ihrer ambivalenten Verehrung für die deutsche Kunsttradition stets schreibt, sich einfach in Madame Nielsen getäuscht, die eben in keine Schublade passen will: Zwar ist sie in ihrer Gender-Fluidität der feuchte Traum des woken Stadttheaters, andererseits verstößt sie mit ihrer Diva-Attitüde gegen die Idee des Theaters als Raum ohne Machtasymmetrien. Sie ist zwar definitiv nicht heteronormativ, verachtet aber zugleich den Wokismus. Offensichtlich war das mehr, als sich der deutsche Theaterbetrieb zumuten wollte.

IN SCHÖNHEIT STERBEN



Foto: Max Meischweil für DIE ZEIT

Die Extremismus-Forscherin Julia Ebner, 35, forscht am Violent Extremism Lab der Universität Oxford und ist Autorin mehrerer Bücher

Nicht dass jemand zu hart zuschlägt

Unter rechtsradikalen Männern bewegt sich Julia Ebner meistens mit falschem Namen. Zum Beispiel in dem Kickboxstudio bei London, wo früher der Frauenhasser Andrew Tate trainiert hat. BENEDIKT HERBER hat mit ihr ein Probetraining absolviert

Ich habe mir einen dunklen Fightclub-Keller ausgemalt. Sandsäcke, die an Stahlrohren hängen. Und Ringseile, in deren Fasern das Blut von tausend Kämpfen klebt. Doch als wir an diesem Sommertag in Luton aus dem Taxi steigen, stehen wir vor einem unpräzisierten Flachbau: einer ehemaligen Pfingstkirche, in die eine Turnhalle eingezogen ist. Im Eingangsbereich stapeln sich Klappstühle wie Sperrmüll, die Wände sind pissgelb gestrichen – und die Umkleide, ja, wo ist denn die Umkleide! »Wohl nicht vorhanden«, sagt Julia Ebner, zuckt mit den Schultern und verschwindet auf die Damen Toilette, um sich umzuziehen.

Das ist es also, das berühmte Kickboxstudio. Jenes Studio, über das mir Julia Ebner vorab schrieb, Andrew Tate habe hier in seiner Jugend trainiert, der ehemalige Kickbox-Champion und heutige Held der Monosphere-Bewegung. Auf der ganzen Welt himmeln ihn junge Männer wegen seiner frauenfeindlichen Äußerungen an, kürzlich wurde er verhaftet, unter anderem wegen Menschenhandels. Hier in Luton ist Tate aufgewachsen. Aber nicht nur er, wie mir Ebner erzählte, der rechte Aktivist Tommy Robinson ist hier geboren, der islamistische Hassprediger Anjem Choudary pflegte hier wichtige Kontakte seines Terrornetzwerks. Seit dem Niedergang der britischen Hute- und Autoindusrie befindet sich die Stadt in Londons Norden in der Krise, Drogenbanden treiben hier ihr Unwesen. Was wäre besser geeignet, sich Julia Ebners neuem Buch anzunähern, als ein Probetraining in Andrew Tates ehemaligem Kickboxstudio?

Von *Fitness zu Faschismus* heißt es und fragt, welche Rolle Fitness, Kampfsport und Männlichkeitsmythen bei der Radikalisierung junger Männer spielen. Die Frage hat wenige Tage vor unserem Treffen an Dringlichkeit gewonnen, als eine Gruppe Grünepolitiker in Deutschland ein Manifest veröffentlichte. Darin forderten sie ein positives Männerbild, in dem auch die Hantelbank ihren Platz habe, eben um das Fitnessstudio nicht Rechtsextremen und Frauenhassern wie Andrew Tate zu überlassen.

Ähnlich sieht es Ebner. Die 35-jährige gebürtige Wienerin leht in Oxford und hat bereits mehrere Bücher über Extremismus veröffentlicht. Zugleich ist sie passionierte Kickboxerin – eine seltene Kombination. Trotz seines plakativen Titels warnt ihr Buch deshalb nicht nur vor Kampfsportaffinen Milieus. Ebner beschreibt den Sport auch als mögliche Präventionsstrategie.

Als Ebner und ich umgezogen sind, hat das Aufwärmen bereits begonnen. In der provisorischen Sport-halle liegen Matten auf dem Laminatboden verstreut, rund ein Dutzend Jugendliche machen Dehnübungen, vielen läuft der Schweiß bereits über die Stirn. Fast alle ethnischen Gruppen sind vertreten, bis auf zwei Ausnahmen sind alle Teilnehmer männlich. Wir entschuldigen uns für unsere Verspätung und huschen dazu. Amir, der Trainer, Mitte 50, leicht untersetzt, mit kumpelhaftem Lächeln, nickt.

Ebner, das merke ich schnell, ist eine routinierte Kickboxerin. Sie trägt jetzt ein armloses Top und Schienbeinschoner, ihr Rücken ist kerzengerade, ihre Technik scheint makellos. Kickboxen ist kein Aufeinander-Eindreschen, es ist eine koordinative Übung für Kopf und Körper. Ständig wechselt man zwischen Faustschlag und Kicks, zwischen Angriff und Verteidigung. Ich versuche ihr einen Haken zu verpassen, doch vergesse meine Deckung, und schon setzt Ebner zum potenziell vernichtenden Schlag an – nur angedeutet zwar, doch stünden wir uns jetzt im Ring gegenüber, dann wäre das wohl mein K.o.

Das liebe sie am Kampfsport, sagt sie: dass er den Geist, die Intuition schärfe. Dass er Lehre, auf Stresssituationen nicht mit stumpfer Aggression zu reagieren, sondern vorausschauend. Der Kampfsport als Übung der Selbstbeherrschung, das sei die Lehre gewesen, als sie vor zehn Jahren in einem chinesischen Shaolin-Tempel Kung-Fu lernte – der Initialmoment ihrer Kampfsport-Leidenschaft.

Stress, Prekarität und Statuskonkurrenz – das seien die Haupttreiber von männlicher Gewalt, schreibt Ebner. Globale Krisen würden den Aufstieg jahrhundertalter »Männlichkeitsmythen« weltweit begünstigen, wodurch der Niedergang zivilisatorischer Errungenschaften drohe. Eine zunächst wenig originelle Diagnose. Schon früher warfen Kritiker der Autorin hin und wieder vor, ihre Bücher böten wenig Neues, weil sie zu breit angelegt seien. Auch diesmal holt Julia Ebner weit aus und bezieht fast jede toxische Männergruppe in ihre Analyse mit ein, von Trumps ICE-Truppen, Neonazi-Kampfbünden und MMA-Kämpfern über Londoner Drogenclans bis zu Lookmaxxern, Incels und Tech-Bros.

Und dennoch will man das Buch nicht zur Seite legen. Das liegt vor allem an ihren Undercover-Forschungen, von denen sie lebhaft erzählt – für *160 Fines zu Faschismus* hat sie Nazi-Kampfsportfestivals besucht oder fundamen-

talistische Chatgruppen infiltriert; für eine Forscherin, die eigentlich aus der Theorie kommt, ein ungewöhnliches und nicht risikofreies Vorgehen.

Woher dieser doch eher journalistische Hang zum Investigativen?, frage ich sie zwischen zwei Trainings-einheiten. Ebner, deren melodisches Wienerisch in einem gewissen Kontrast zur Wissenschaftlichkeit ihrer Sprache steht (»reziproke Radikalisierung«, »Identitätsfusion«), erklärt das unter anderem mit einer Erfahrung aus dem Jahr 2017: Damals arbeitete sie für eine Organisation, die sich gegen islamistische Radikalisierung richtete, und hatte einen kritischen Artikel über den islamfeindlichen Aktivistin Tommy Robinson verfasst (der aus Luton). Mit einem Kamerateam lauer-te Robinson ihr daraufhin an ihrem Arbeitsplatz auf. Ebner verlor nicht nur ihren Job, weil manche Geldgeber der Organisation offenbar Sympathien für Robinson hatten: Eine Flut von Hassnachrichten und Morddrohungen zwang sie dazu, ihre Wohnung zu kündigen. Die Wochen danach, erzählt Ebner, reiste sie durch Japan, um Abstand zu gewinnen. Doch immer nachts, wenn in Europa Tag war, trudelten weitere Drohmails bei ihr ein.

Sie lag da also, schlaflos in ihrem Hostel-Stockbett am anderen Ende der Welt, und scrollte durch Nachrichten von Menschen – die meisten offensichtlich Männer –, die sie bis auf den Tod hassten. Was genau ging in ihnen vor? Ebner wurde bald klar, dass es sich hier um keinen spontanen Hass handeln konnte, dass diese Männer sich abgesprochen haben mussten. Viele der Mails klangen gleich. Und sie begann, stundenlang in den Chatgruppen zu recherchieren, in denen diese Kampagne gegen sie orchestriert wurde. Irgendwann antwortete sie auf manche der Hassmails, in möglichst freundlichem Ton, erklärte, dass sie islamistische Anschläge verurteile, dass aber auch Rechtsextreme die gesellschaftliche Spaltung vorantreiben würden. Sie war überrascht, dass sie plötzlich freundliche Antworten erhielt. Ihre Hoffnung auf Dialog teilte er zwar nicht, schrieb einer singemäßig, aber es sei eine »großartige und lobenswerte Leistung«, es zu versuchen. Trotz aller Differenzen wurde aus Hass ein wertschätzendes Gespräch.

»Meine Coping-Strategie war immer, verstehen zu wollen«, sagt Ebner. Zu begreifen, warum Menschen denken, wie sie denken, welche psychologischen Mechanismen in ihnen wirken. Diese Bereitschaft zur

Empathie, selbst gegenüber den problematischsten Figuren, ist eine Stärke ihres Buches. Was nicht heißt, die Deckung fallen zu lassen. Für unsere Kickbox-Session hat sie sich unter falschem Namen angemeldet: Sie wolle vermeiden, dass jemand besonders hart zuschlägt.

Dennoch gesellt sich während des Gesprächs Coach Amir zu uns. Er hat mitbekommen, dass wir uns auf Deutsch unterhalten. Er sei in Deutschland aufgewachsen, sagt er in fast akzentfreiem Deutsch. Dann beginnt er zu erzählen: Dass Andrew Tate sein Ziehsohn gewesen sei, noch heute unterstütze Tate seine Arbeit hier im Studio finanziell. Dass er in seiner bosnischen Heimat früher als Nahkampftainer für das Militär gearbeitet habe. Dass er selbst im Bosnienkrieg gekämpft habe: Tausende Tote habe er gesehen, den Geruch von verbranntem Fleisch vergesse man nie. Im Krieg, sagt Amir, komme die wahre Natur des Menschen zum Vorschein, und die sei eben böse. Überall drohe der Hinterhalt, es überlebe nur der, der hellwach sei, das sei wie beim Kickboxen. Dann erzählt er noch etwas von Flüchtlingen, die Deutschland zusetzen würden, und dass Männer ihre Frauen schützen müssten, er blickt mich dabei verschwörerisch an, so von Mann zu Mann. Und ich sehe rüber zu Ebner, die nur milde lächelt.

Der Mensch als des Menschen Wolf also. Und der Alphamann als Beschützer des Rudels. Es ist dieser pseudobiologische Determinismus, den Ebner an der Atmosphäre entdeckt. Wie bei vielen Mythen steckt sogar ein Fünkchen Wahrheit darin: Evolutionär habe sich in Zeiten des Mangels Gewalt bei Männern als Vorteil erwiesen. Doch sind wir »keine Sklaven unserer Zellen«, zielt Ebner den britisch-amerikanischen Soziologen Richard Reeves. Selbst wenn es bei Männern angeboren sein sollte, auf Stress mit Aggression zu reagieren, lasse sich dieser Impuls auf konstruktive Weise kanalisieren. Genau das sei es, was wir unter Zivilisation verstehen.

Nachdem ich mich von Julia Ebner verabschiedet habe und im Zug zurück nach London sitze, muss ich an eine Szene aus ihrem Buch denken. Im Shaolin-Tempel lernt ein kleiner Junge gerade, sich von der Umklammerung des Angreifers zu lösen. Er solle »das Zarte« nutzen, um »das Hart« zu überwinden, weist ihn der Großmeister an. Als sich der Junge weich macht, gelingt es ihm, freizukommen. »Wir brauchen keine Muskeln«, sagt der Großmeister später zu Ebner: »Selbst ein Zwölfjähriger, den ich trainiere, könnte diese Leute besiegen.«

Julia Ebner: Von Fitness zu Faschismus. Gefahren extremer Männlichkeit;
a. d. Engl. v. Daniel Beskos, Matthias Strobel u. Eva Regul;
Suhrkamp, Berlin 2026; 296 S., 22,- €, als E-Book 18,99 €

Diese Beichte nimmt nicht mal der Pfarrer ab

Michael Köhlmeier schreibt über seine Kindheit im Vorarlberg der Nachkriegszeit. Sie begann hart, aber rüstete ihn fürs Glück

VON KATHARINA TEUTSCH

Über sich selbst zu schreiben, schreibt Michael Köhlmeier, sei ein heikles Unternehmen. Die Eitlen machten sich besser, als sie seien, die sehr Eitlen machten sich schlechter. Es sei im zweiten Fall dem Leser überlassen, den zerknirschten Autor in einem Akt der semantischen Vervollständigung zu adeln – man könnte auch sagen: ihn aus der Gasse seiner Selbstverkleinerung auflösen und wohlwollend aufzurichten. Das träfe, wenn man nach Anwendungen dieser Faustregel sucht, auf Peter Handke zu. Der macht, etwa in seinen Journalen, gar keinen Hehl daraus, was für ein Ekel er ist. Aber lieben wir ihn nicht gerade deshalb?

Michael Köhlmeier, 77, ist ein mit allen Wassern gewaschener Erzähler, und er begibt weder den Fehler der Eitlen noch den der Super-eitlen. In den Neunzigerjahren wurde er über seine westösterreichische Heimat hinaus ein literarischer Star mit Nacherzählungen antiker Sagen. Mit Lesemarathons im Rundfunk entwickelte er sich zu einem alpenländischen Barde, der die Leute mit klassischer Literatur – später kamen Märchen, das *Nibelungenlied* und die Bibel hinzu – bei der Stange halten konnte. Köhlmeier schrieb aber auch jede Menge zeitgenössische Romane, in denen sein eigenes Leben immer wieder eine Rolle spielte. So direkt wie jetzt hat er uns noch nie angesprochen.

Mein privates Glück heißt Köhlmeiers neues Buch, und der Titel weckt völlig falsche Erwartungen. Jeder Literaturinteressierte in Österreich weiß ja, dass Michael Köhlmeier seit den frühen Achtzigerjahren mit der Autorin Monika Helfer verheiratet war. Das Leben der beiden war so eng mit der Literatur verwoben und gleichzeitig von großen Schicksalsschlägen wie dem frühen Tod der gemeinsamen Tochter geprägt, dass man diese literarisch-familiäre Symbiose nur bewundern konnte. Anfang August ist auch Monika Helfer überraschend gestorben. Und nun erzählt dieser – freilich vorher entstandene – Roman also vom »privaten Glück« des Autors?

Aus der autobiografischen Eitelkeitsverdachtsfalle hat sich Köhlmeier herausgewunden, indem er in seinem neuen Roman das kindlich neutrale Erzählprinzip anwendet, das Monika Helfer erst mit über siebzig in ihren Bestsellern *Die Bagege*, *Vati* und *Löwenherz* etabliert hat. Indem Köhlmeier nun ebenfalls die noch ungerichtete Wahrnehmung des Kindes wählt, das er selbst einmal war, vermeidet er Urteil und Gericht in seinen Kindheitserinnerungen.

Mein privates Glück handelt von Köhlmeiers Aufwachen in der Vorarlberger Nachkriegszeit. Und dieses beginnt nicht gerade glücklich, sondern mit einer Trennung von den Eltern. Michaels Mutter liegt im Koma. Sie hat während seiner Geburt eine Art Schlaganfall erlitten, wird fortan halbseitig gelähmt sein und deshalb auf einen Gehapparat angewiesen sein. Zunächst ist sie aber im Krankenhaus. Der Vater, so sehr mit dem Bau des neuen Hauses in Hohenems und mit dem Versorgen der maladen Frau beschäftigt, schickt seine beiden Kinder – Michael und die ältere Schwester Walli – zu Verwandten nach Deutschland. Bei Onkel

Otto und Tante Helga fühlt sich der Knirps erstaunlich wohl. Zumal Onkel Otto die Kinderspielzeugabteilung eines Kaufhauses leitet. »Er war gutmütig und griesgrämig zugleich«, heißt es im Roman. »Das ist fast ein Rezept, wenn es darum geht, Kindern zu gefallen.« Und etwas später: »Ich war gern allein mit Onkel Otto. Am Tisch oder auf den Wegen. Wir hätten gut zusammengepasst – als Vater und Sohn.«

Doch wird die schöne Kombination bald aufgelöst. Der echte Vater holt seine Kinder zusammen mit seiner aus dem Krankenhaus entlassenen Frau nach Hause ins frisch gebaute Eigenheim. Wer denkt, dass hier nun die lieblose zweite Kindheit des Michael Köhlmeier beginnt, wird erneut auf eine falsche Spur gesetzt. Denn Michael lernt seine Eltern ganz einfach ein zweites Mal kennen. Und die Familie in Coburg samt Oma, Tanten, Onkel und Cousins bleibt ihm in aller Herzlichkeit in den Ferien erhalten.

In Vorarlberg regiert die Mutter, die sich für die Heiligsprechung der Mystikerin Edith Stein einsetzt und auch sonst viel über Geistliches nachdenkt, sie leidet unter ihrer körperlichen Einschränkung und einem cholerischen Temperament. Der Vater, der in den ersten Kriegsjahren in Paris von einem Ernst-Jüngerhaften General in die Kunst des Lesens eingewiesen wurde, mauert sich vom geistesbewsenden Träumer zum geistesgegenwärtigen Bücherweisen. In Innsbruck arbeitet er als Journalist und lebt mit einer anderen Frau ein Doppelleben. Der örtliche Pfarrer weigert sich sogar, ihm die Beichte abzunehmen. Katholische Moralakodex und die eher protestantische Liebe zum Wortgefecht, das sind die beiden Planken der väterlichen Persönlichkeit. Wie auch Monika Helfer wächst Köhlmeier in einem Umfeld auf, in dem Bücher die Rettung aus der selbst verschuldeten Imperfektion versprechen.

Köhlmeier widmet der Pariser Bildungs-episode des Vaters ein ganzes Kapitel. Vieles hat dieser dem Sohn wohl erzählt. Anderes muss Köhlmeier genial erfunden haben. So sind die Dialoge zwischen dem intellektuellen Mentor und dem deutschen Soldaten von kunstvoller Extravaganz: »Eigentlich«, sagte der Offizier und spreizte die Hände und die Finger von sich, als wollte er sich von allem, wirklich allem, distanzieren, »eigentlich bin ich ein purer Geistmensch, ein Theoretiker des Untergangs und somit an demselben weniger unschuldig als der Soldat. Denn ich halte den Untergang nicht nur für möglich, sondern versuche sogar, ihn zu beweisen.« Und zitierte gern zum Abschluss seiner Reden wie ein cerurum censeo Prospero: letzte Worte aus Shakespeares *Sturm*: *And my ending in despair.*»

Über die Wirkung dieser Worte heißt es im Buch weiter: »Der Bursche glaubte ihm kein Wort – und im nächsten Augenblick jedes.« Nicht nur glaubt man diesem Stück Kindheitsprosa aus dem Kopf Michael Köhlmeiers fast jedes Wort. Auch bekommt man den Eindruck einer Person, die zwar nicht unbeschadet, aber doch zum privaten Glück gefestigt aus den Umständen ihres Aufwachsens hervorgeht. Das wirkt nicht eitel, sondern souverän.

Michael Köhlmeier: Mein privates Glück.
Roman; Hanser, München 2026;
320 S., 26,– €, als E-Book 19,99 €

ANZEIGE

BookBeat

Frankfurt liest Du hörst

Jetzt 60 Tage gratis testen

Nur für Neukund*innen. Inkl. 40 Hörstunden. Abo wird nach der Probezeit automatisch verlängert. Jederzeit kündbar.

Der Traum vom digitalen Sozialismus

Peggy Mädlar erzählt, wie Computer einst die DDR fit machen sollten – und was dabei mit der Liebe geschah

VON JENS BISKY

Viel zu rasch hatte das Grau der alltäglichen Vollzüge von ihrem Leben Besitz ergriffen. Die Arbeit brachte Frustrationen, der kleine Sohn Verpflichtungen – vor allem für sie. Nicht allzu lang nach ihrer Hochzeit lebten Georg und Helga routinierter und unbefriedigend nebeneinander hin. Da hörte sie im Betrieb von einem Grundstück in einem Dorf hinter Bernau. Vielleicht war das ein Ausweg, ein »Ort zum Beieinanderliegen und Einander-wieder-Nahkommen«. Also griffen sie zu, ließen sich auf das Abenteuer des Datschenbaus ein, begannen dort noch einmal von vorn, während sowjetische Panzer in Prag die Hoffnung auf ein freieres, selbstbestimmtes Leben niederwalzten. Auch deshalb kam eine Zuflucht zwischen Kiefern und Buchen gerade recht. Das Wochenendgrundstück rettete die Ehe nicht, aber es blieb bei Georg über die Jahrzehnte hinweg. Im Dorf traf er Mona, die dort mit Freunden ein eigentlich nicht mehr bewohnbares Bauernhaus übernahm. Der Kybernetiker Georg und die Künstlerin Mona mochten einander und wurden kein Paar, doch Freunde fürs Leben, wahrscheinlich, weil sie so verschieden waren und auf den ersten und zweiten Blick zueinander nicht passten.

Die beiden stehen im Mittelpunkt eines Ensembles von unvergesslichen Figuren, deren Lebensläufe Peggy Mädlar, 50, in ihrem Roman *Selbstregulierung des Herzens* Revue passieren lässt. Womit sie auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises gelandet ist. Der Titel ist dem Aufsatz eines russischen Kybernetikers entnommen, der beschrieb, wie die Muskelpumpen des Herzens funktionieren. Mit der »bürgerlichen Wissenschaft« der Kybernetik, der Lehre vom Steuern, Regeln, Kommunizieren dynamischer Systeme, waren in der DDR vor allem zu Beginn der Sechzigerjahre Hoffnungen auf eine bessere Planung und Steuerung der Wirtschaft verbunden. Der Philosoph Georg Klaus, in dessen Büchern man bis heute mit Gewinn liest, versuchte, Einsichten der Kybernetik marxistisch-leninistisch zu deuten. Selbstregulierung – das konnte unter DDR-Bedingungen heißen, den Betrieben mehr Eigenverantwortung zuzugestehen, die zentrale Planung auch dank elektronischer Rechenmaschinen mit mehr und besseren Daten zu versorgen, Rückkopplung und Lernen zu ermöglichen. Selbstverwaltung zu erproben. Das widersprach freilich dem Kontrollbedürfnis und dem Herrschaftsanspruch der Partei, der, es mochte sich auch noch so vieles ändern, in diesem Sozialismus bekanntlich nie zur Disposition stand.

Georg und seine Freunde diskutieren diese Fragen im Roman, er erklärt Künstlern, worum es gehen könnte, was auf dem Spiel steht. Und doch hat man nie den Eindruck, ein verhintertes Sachbuch

über Steuerung in der Planwirtschaft zu lesen. Sie alle deuten ihre Welt mit Begriffen und Formeln der Kybernetik, diese Sicht wird zum literarischen Verfahren. Es rückt Vergangenes näher, als Psychologisierung es vermöchte; wir begegnen Mona und Georg, dem Skeptiker Roland, dem wider alle Wahrscheinlichkeit die Flucht in den Westen gelingt, und seiner klug widersprechenden Geliebten Marlies, der Puppenspielerin Elke und vielen mehr. Ihnen allen stecken Krieg und Nachkrieg noch in den Knochen, sie sind geprägt von den Erfahrungen der Eltern, den Bombennächten, Verreibungen, der Not. Was sie eint, sagt ein Satz Helgas am besten: »Das kann doch nicht alles sein.« Sie wollen voran, besser, unbeschwerter leben. Einmal meint Marlies zu ihr, die Liebe verleite nur dazu, die eigenen Ansprüche »immer weiter herunterzulegen«.

Ist das notwendig so? Wie bringt man Leuten erwünschtes Verhalten bei? Wie passt man sich selbst ans System an, und wann geschieht dies unmerklich? Wie viel Rückkopplung braucht die Liebe? Kann Selbstregulierung bei dauerndem Misstrauen gelingen? Wie soll ein System unter Abschottung lernen? Wie viel Rückzug muss sein, ohne in Resignation umzuschlagen? Fragen wie diese haben sich 1989 nicht erledigt. »Der Traum von der Selbstregulierung nennt sich inzwischen Neoliberalismus«, glaubt Georg.

Nach schlechter Gewohnheit werden Romane, die in der DDR spielen, regelmäßig daraufhin geprüft, ob sie das Leben in der Diktatur erklären. Die Frage wäre historischen Studien angemessener, nicht aber literarischen Werken, zumal meist unklar bleibt, wo Darstellen und Erklären enden und das verdammte Verklären beginnt. *Selbstregulierung des Herzens* öffnet neue Blicke etwa auf die Arbeitswelt in der DDR, die informellen Hierarchien und Beschaffungswege dort, auf Anpassung, Enträuschung, Kränkungen. Der Alltag mit Arbeit, Liebe, Ehrgeiz, Feiern kommt in diesem Roman zu seinem Recht, aber das Historische und Politische sind immer dabei. Nicht weit vom Dorf liegt die fürs Politbüro erschaffene Waldsiedlung Wandlitz, auch Goebbels hatte ein Haus in der Nähe, Sacheldrath und Wachtrüme gibt es in der Umgebung. Peggy Mädlar macht aus ihren vielen Funden und Beobachtungen nie eine große Nummer, verzichtet auf grelle Effekte. Ihr beiläufiger Erzählton entfaltet einen großen Sog. Fast übersieht man dabei, wie schwer es ist, solche Unaufgeregtheit literarisch zu bewerkstelligen und durchzuhalten. Sie entspricht dem Wissen darum, wie instabil Normalitäten, wie gefährdet Herzen und Gesellschaften, wie wahrscheinlich Zusammenbrüche sind.

Peggy Mädlar: Selbstregulierung des Herzens.
Roman; Galiani, Berlin 2026;
304 S., 23,– €, als E-Book 19,99 €

5. Oktober 2026

Nebel

49

IM HERZEN VON OROPPO

Hier treten Migranten und Künstler, Opfer einer Diktatur und deren Folterer, Kleinkriminelle und Alkoholiker auf. In ihrem gefeierten Debütroman erzählt Safae el Khannoussi hinreißend wild über unseren Kontinent. KATHARINA TEUTSCH hat sie in Amsterdam getroffen

Foto: Jodie Kuperman

Safae el Khannoussi, 32, wurde im marokkanischen Tanger geboren und lebt in Amsterdam

In den Niederlanden hat vergangenes Jahr eine Debütantin einen der großen nationalen Literaturpreise, den Libris Literatur Prijs, gewonnen, seitdem nimmt die Begeisterung für Safae el Khannoussi nicht ab. Sie ist so etwas wie eine Frischzellenkur für die niederländische Literaturwelt und selbst überrascht vom Erfolg ihres Romans *Oroppa*, der im kleinen Plum-Verlag in Amsterdam erschienen ist, sich dort unglaublich hundertausendmal verkauft hat und bereits in ein Dutzend Sprachen übersetzt wurde. Sie ist so überrascht jedenfalls, wie eine Debütantin es nur sein kann.

Safae el Khannoussi hat über Jahre Geschichten von Migranten aus dem Maghreb gesammelt und schließlich zusammengeführt in einem erzählfreudigen Stil, der Beziehungen zu Autoren wie Roberto Bolaño oder Danilo Kiš unterhält. Es sind, wie oft auch bei ihnen, Geschichten über Menschen, die ins große Mühlrad der Geschichte geraten sind und deren Leben von dort aus Gestalt annimmt oder aus den Fugen gerät. *Oroppa* erzählt eine europäische Realität von jenen Rändern her, die sich um die Mitte nicht scheren. Deswegen entsteht kein Dualismus von »ihr da drinnen« und »wir da draußen«. In diesem Roman redet der Rand.

El Khannoussi Helden und Heldinnen sind Menschen, die in ihren Ländern zu Opfern oder Tätern repressiver Systeme geworden waren und irgendwann, glücklich oder unglücklich, integriert oder nicht integriert, in Europa gestrandet sind. Dort kämpfen sie mit ihren Dämonen. Meist an eher düsteren Orten: in Splunkeln, an Straßenimbissen oder in kleinen Sozialwohnungen. Oft von Alkohol umnebelt und verblödet, immer auch von einer Flamme künstlerischer Energie am Leben gehalten. Sie führen kein schönes Leben, aber eben doch eines, das erzählenswert ist.

Safae el Khannoussi kam 1998 als Vierzehnjährige zusammen mit ihren Eltern, die Gastarbeiter waren, aus dem marokkanischen Tanger nach Amsterdam. Mit den Heimatgeschichten der Elterngeneration ist sie bestens vertraut – auch mit bestimmten kollektiven Erinnerungen an die »bleierne Zeit« zwischen 1956 bis 1999, in der die politische Unterdrückung unter König Hassan II. unzählige Marokkaner und Marokkanerinnen traumatisiert hat.

Nun sitzt mir die Autorin dieses einzigartigen Buches kurz vor seinem Erscheinen auf Deutsch im Séparée eines Amsterdamer Geschäftshauses gegenüber. Zwischen uns ein runder Konferenztisch, an dem sonst vermutlich Buchverträge unterschrieben werden. Vor uns liegt jeweils ein Exemplar der niederländischen und der deutschen Ausgabe von *Oroppa*. Wie ein Kind, das ein kostbares Geschenk in den Händen hält, streicht el Khannoussi über den deutschen Leinwandband, fährt mit dem Finger über seine bunten Farben, hebt und senkt ihre große dunkle Brille dabei, schiebt sie von der Nasenspitze auf die Nasenwurzel und von dort dann weiter auf die Stirn.

Safae el Khannoussi lässt in ihrer ansteckenden Freundlichkeit keinen Zweifel daran, dass sie ihre Dinge kennt. Die Dinge des Lebens und

die Dinge des Schreibens. Um beides geht es in ihrem Roman. *Oroppa* ist das im arabischen Dialekt Darija gebrauchte Wort für Europa. Die nordafrikanische Diaspora verbindet mit diesem Wort, wie el Khannoussi mir erklärt, allerdings vollkommen andere Dinge, als die Europäer mit dem Wort »Europa« verbinden. Die kolonialen Beziehungen zwischen beiden Kontinenten spielen dabei eine wichtige Rolle, aber auch die vielen Facetten der Gewalt, die das Leben der nordafrikanischen Bevölkerung über Jahrzehnte geprägt hat. In der kolonialen Zeit wie in der nachkolonialen.

Der Roman wirft kurze, intensive Schlaglichter auf das Leben diverser Romanfiguren, die alle in Zusammenhang mit der politischen Unterdrückung im Marokko der Siebziger- und Achtzigerjahre stehen. In Amsterdam, Paris, Casablanca oder in Tunis führen sie meist ein bescheidenes Leben, das von Traumatisierungen und enttäuschten politischen Hoffnungen gezeichnet ist. In Europa finden sich in den Neunzigerjahren plötzlich Täter und Opfer als Glückssuchende und Hoffende wieder. In *Oroppa* trifft ein ehemaliger Gefängniswärter – nur ein kleines Rädchen im System der politischen Folter – auf eine ehemalige Gefangene. Ihre Begegnung ist kurz, aber sie löst ein Erzählen aus, das uns in zwei ganz und gar verbunkerte Leben führt.

Der Roman setzt anders ein. Nämlich mit dem Verschwinden einer marokkanisch-jüdischen Künstlerin, die im Gefängnis einst als linke Dissidentin gefoltert worden ist – und die in ebendiesem Gefängnis ein Kind bekommen hat. Ihr Folterknecht wurde verdächtigt, der Vater des Jungen zu sein. Der Roman belässt es bei Andeutungen. Ohnehin ist das Leben dieser Figuren nur eine Verkerrung von Missverständnissen und Zufällen. Jedenfalls wird es nichts mit der erhofften Karriere des kleinen Gefängniswärters Youssef Slaoui: Er wird noch ein paarmal versetzt und muss Marokko schließlich verlassen, als der politische Wind sich dreht.

Wie die gefolterte Künstlerin Salomé Abergel landet auch Slaoui in Amsterdam. Dort ist sein Leben von Gewalt und Alkoholmissbrauch durchzogen. Am Ende leidet er an einem unheilbaren Blasenkrebs und stirbt einsam und allein. Der Roman folgt den beiden Gegenspielern länger als den meisten anderen Figuren des Romans. Die Passagen, die Youssef in seiner Amsterdamer Mietskaserne beschreiben, vergisst man nicht so schnell wieder. Die Opfer des Terrors, die im marokkanischen Fernsehen regelmäßig auftreten, scheinen den auf tragische Weise Gescheiterten zu verhöhnern: »Waren die Marokkaner wirklich so unbedacht und so kindisch geworden, dass sie sich wie eine Feder von jedem Lüftchen mitreißen ließen«, fragt er sich empört. »Abschau, der noch immer arbeitslos war und von Diebstahl und Schmuggel lebte, bis auf die Feigenfresser, die noch immer in ihren Lehmhütten mit dem Vieh hausten. Sie hatten den Zeugenstand noch gar nicht betreten, da rissen sie sich schon die Kleider vom Leib, um ihre Narben herzuzeigen;

ohne Scham schilderten sie lang und breit die erlittenen Peinigungen, und das ganze Jammern und Wehklagen erfüllte Slaoui, der damit doch bloß seine Brötchen und Kippen verdient hatte, mit einem solchen Ekel über die menschliche Schwäche, dass er die aufgestaute Wut noch tagelang in den alten Muskeln spürte.«

Eine andere Figur, der wir länger folgen, ist Salomés Sohn, der als Besitzer einer Absturzkneipe im Pariser Stadteil Belleville ebenfalls ein Leben auf der Nachtseite führt. El Khannoussi zeichnet das Bild eines sensiblen Mannes, dem die Liebe der Frau verweigert wurde, die ihn geboren hat und die inzwischen eine echte Nummer auf dem Kunstmarkt in Oroppa geworden ist. Im Gefängnis hat Salomé ihr künstlerisches Talent entdeckt und damit begonnen, ihre Mitgefängnisse zu porträtieren. Der Einzige, dem sie ein Porträt immer verweigert hat, ist ihr Sohn.

Seine Bar namens »Le Souterrain« ist Treffpunkt einer Gruppe von Menschen, die Safae el Khannoussi als »Verlierer der Geschichte« bezeichnet. Es sind politische Schwadroniere, Träumer, Agitatoren, aber auch Dichter und Denker. Zusammen bilden sie eine Parallelgesellschaft, el Khannoussi nennt sie Bewohner des »21. Arrondissements«. Eines Pariser Bezirks, den es gar nicht gibt, da die dortige Zählung mit zwanzig endet. Im »21.« nun öffnet die Autorin ihren Roman für eine Halb- und Untertwelt (»Souterrain« eben), in der diejenigen Menschen Aufnahme gefunden haben, für die wir uns selten interessieren.

Einen Teil ihres Studiums (politische Philosophie) hat el Khannoussi in Kairo verbracht, wo ihr nur wenige Jahre nach dem Arabischen Frühling eine desillusionierte arabische Jugend begegnete. Einen anderen Teil ihres Studiums hat sie in Paris verbracht, wo sie Bekanntschaft mit der unfeinen Gesellschaft des »21. Arrondissements« machte.

Sie habe viel in Kneipen wie dem »Souterrain« herumgesessen, erzählt el Khannoussi vergnügt an diesem Nachmittag in Amsterdam. So ist sie selbst in ihren Roman mit eingeflossen in Gestalt einer Schriftstellerin, die, über dem »Souterrain« wohnend, Tagebuchaufzeichnungen verfasst. In der Kellerkneipe geht es teilweise zu wie in Bolaños Dissidenten-Roman *Die wilden Detektive*. Man folgt ihr gerne an diesen Ort voller verkrachter Existenzen, die immer zwischen Genie und Wahn sinn herumauneln, auch wenn die ein oder andere Romanfigur wieder aus dem Fokus gerät. »So ist es doch auch im Leben, oder?«, sag Safae el Khannoussi. Nicht als Frage, sondern als Feststellung.

»Schriftsteller«, sagt sie dann, »erzählen die Geschichte der Verlierer.« Anders als die Geschichtsbücher, die in der Regel nicht an die Ereignisse erinnern, die untergehen im Strom der Ereignisse. El Khannoussi beschreibt, wie ihre Figuren zum Spielball der Politik werden und wie ein Leben danebengehen kann. Täter und Opfer: Dieser Roman macht niemandem den Prozess. Er erzählt nur. Von den Rändern Europas und aus dem Herzen von Oroppa.

Safae el Khannoussi: Oroppa. Roman; a. d. Niederl. v. Stefanie Ochel; Hanser, München 2026; 352 S., 26,– €, als E-Book 19,99 €

ANZEIGE

Eine monumentale Familiensaga als Weltgeschichte im Brennglas

Emmanuel Carrère Kolchose

Finalist Prix Goncourt 2025

Ausgezeichnet u. a. mit dem Prix Médicis 2025

und dem Prix Grand Continent für seine europäische Bedeutung

MATTHES SEITZ BERLIN



Dieser wunderschön bunte Albtraum

Er kann lachen, husten, beten und ist doch ein wildes Tier: Christine Wunnickes hinreißende Ode an den Papagei

VON IRIS RADISCH

Normalerweise geht man davon aus, dass man gut durchs Leben kommt, ohne sich genauere Kenntnisse über Papageien verschafft zu haben. Aber nach der Lektüre des *Papageien*-Buchs der diesjährigen Georg-Büchner-Preisträgerin Christine Wunnicke wird man einsehen, dass das ein Irrtum ist. Man hätte in wesentliche Aspekte des Lebens nie Einblick erhalten.

Und wer macht schon Bekanntschaft mit einem echten Papagei? Man kennt die exotischen Vögel, die ihre Tage in unserer Weltgegend angekettet auf einer Holzstange oder eingesperrt hinter Gittern verbringen, allenfalls aus der Literatur. Zum Beispiel aus Gustave Flauberts Erzählung *Ein schlichtes Herz*, in der das Dienstmädchen Félicité ein spätes Glück in ihrer Liebe zu einem Papagei findet, der nicht nur die Muttergottes grüßen, sondern auch das Geräusch der Säge des benachbarten Tischlers täuschend echt nachmachen kann. Als das Tier stirbt, lässt die verliebte Besitzerin es ausstopfen und verehrt den Vogel wie den Heiligen Geist. Als sie selbst stirbt – Flaubert erzählt das mit zärtlicher Ironie –, wird sie im Himmel von einem riesigen Papagei erwartet.

Eine derartige Anbetung des seltsamen Tieres mag übertrieben sein. Doch die Autorin Christine Wunnicke weiß auch allherd Kurioses über das sprechende Tier zu berichten, das Anlass bietet, in staunendes Nachdenken über die Wunder der Natur zu verfallen. Als Romanautorin verfügt Wunnicke schon von Hause aus über einen besonderen Sinn für das Groteske und Außergewöhnliche und ist deswegen bestens für einen literarisch-naturkundlichen Essay über die exzentrischste aller Vogelarten ausgerüstet.

Aufgrund ihrer Farbenpracht könnte man die faszinierenden Vögel beinahe für fliegende Gemälde halten – wahrscheinlich gehören Papageien zu den buntesten Lebewesen der Erde. Doch Christine Wunnicke räumt mit vielen lieb gewendeten Mythen über die äußerst dekorativen Tiere auf. Denn wie so oft schließt der Mensch am liebsten von sich selbst auf alles andere. Lange Zeit dachte man deshalb, der farbenprächige Schmuck der Vögel diene der Steigerung ihrer sexuellen Attraktivität.

Doch ist diese These alles andere als bewiesen. In Wahrheit weiß man nicht einmal, was Papageien sehen, wenn sie andere Papageien sehen. Überhaupt ist die These umstritten, tierische Farbenpracht erhöhe die sexuelle Anziehungskraft der Männchen. Man hat bisher auch noch kein Huhn befragt können, wie beeindruckt es von der Farbenpracht eines Hahnenkamms wirklich ist.

Doch mag es an der Schönheit und erhabenen Nutzlosigkeit der weit gereisten Tiere liegen, dass ihr Image anders als das der meisten heimischen Haustiere (der blöden Kuh, des bösen Schweins oder der dummen Ziege) äußerst positiv ist. Der Papagei ist der Dandy unter den Haustieren, er gilt als eleganter Einzelgänger und edler Nonkonformist. Aber das täuscht – wie so vieles, was über die kostbaren Hausgenossen in Umlauf ist. Mit über 400 lebenden Arten und Unterarten sind die Papageien eine der größten Ordnungen der Vögel. Die Hälfte dieser Arten ist gefährdet, ein Viertel vom Aussterben bedroht. Viele sind bereits unwiederbringlich verloren und werden nie wieder neu entzogen.

Das artgerechte Leben der Papageien spielt sich natürlich nicht hinter Gittern oder an Ketten ab. Sie sind von Natur aus keineswegs individualistische Einzelgänger. Im Gegenteil, am liebsten leben die äußerst sozialen Vögel in riesigen Schwärmen im Amazonasgebiet, in Afrika, Australien und Neuseeland und in Zentral- und Südamerika. Auch nachdem man die schönen Vögel seit Jahrtausenden eingesperrt und als Haustiere deklariert hat, haben sie sich an ihr Singeläsen keineswegs gewöhnt. Christine Wunnicke warnt all jene, die nach der Lektüre ihres inspirierenden Buches womöglich damit liebäugeln, sich so ein sprechendes Tier in der Wohnung zu halten: »Selbst wenn sie in soundsovielter Generation in Gefangenschaft geboren, ihre Farben von sich selbst auf alles andere, die Veden, die Bibel, den Koran rezitieren, die *Königin der Nacht* fehlerfrei pfeifen, wenn sie das Geräusch der Klospülung



Christine Wunnicke: Papageien. Ein Portrait; Matthes & Seitz Naturkunden, Berlin 2026; 160 S., 22,- €

nachahmen, Küsschen geben, schmusen und tanzen und steppen, einem ins Hemd kriechen, bellen und lachen und husten und fluchen – sie sind keine Haustiere und werden niemals welche werden.«

Dennoch war der Mensch von Anfang an verzaubert von den ungewöhnlichen Vögeln, deren Intelligenz sich mit der von Delfinen und Menschenaffen vergleichen lässt. Seit mehr als zwei Jahrtausenden gehört das kostbare Tier zur Luxusklasse der Haustiere, auch wenn das Leben im goldenen Käfig der Psyche der sensiblen Tiere stark zusetzt. Manche Arten vermehren sich in Gefangenschaft nicht, bei anderen sind seelische Störungen an der Tagesordnung, die von unerklärlichen Ticks bis zu ernsthaften Selbstverletzungen reichen.

Ähnlich wie die Menschen der Moderne, die die Käfighaltung im Büro und die zunehmende Einsamkeit in den Großstädten mit dem massiven Einsatz sozialer Medien zu bekämpfen suchen, profitieren auch Papageien von Zoom-Calls mit ihren Artgenossen, wie eine Studie in den Vereinigten Staaten unlängst festgestellt hat. Einmal mit der Zoom-Technik vertraut, riefen sich die Papageien unablässig selbstständig an, zeigten sich ihr Spielzeug, führten sich gegenseitig Kunststücke vor und unterhielten sich in ihrer eigenen und in der erlernten Menschensprache.

Natürlich ist das Sprechen von verständlichen Sätzen in menschlicher Sprache das besonders Faszinierende dieses Weltwunders namens Papagei. Aber gerade in diesem Punkt wartet eine spezielle Überraschung: Christine Wunnicke korrigiert auch die weitverbreitete Ansicht, Papageien plapperten wie Automaten nur mechanisch nach, was man ihnen vorplappert, und hätten keinerlei Vorstellung von der Bedeutung ihres Gebräusches. Womöglich, so vermutet sie, war dieser Irrglaube besonders halbar, weil ein sprechendes Tier für den Menschen ein nützliches Heilmittel darstellt, mit der er anders als durch die Herabsetzung des Tieres zum sprechenden Automaten nicht fertigwurde. »Ein Papagei, der unsere Sprache spricht und uns dabei anschaut, mit seinem starraugigen, urzeitlichen Vogelgesicht«, schreibt die Autorin, »stellt unsere

Einzigartigkeit infrage und ist im Grunde ein Albtraum. Wir müssen sein Sprechen zu einem mechanischen Nachmachen degradieren, um es ertragen zu können.« Damit merkt Wunnicke indirekt einen der besonders sympathischen Aspekte der Reihe *Naturkunden* an, in der unter der Obhut der Herausgeberin Judith Schalansky seit 14 Jahren Tiere, Pflanzen, Landschaften, Himmelskörper und vieles mehr in ihrem unverwechselbaren Eigensinn und in einer auch buchgestalterisch ungewöhnlich schönen Weise porträtiert werden.

Doch wäre es übertrieben, die sprechenden Vögel als Fast-Menschen zu betrachten. Die Autorin betont, dass den Papageien das Sprechen nicht in die Wiege gelegt wurde. Ihr Stimmorgan ist auch keineswegs darauf vorbereitet, die Tiere müssen Laute, die Menschen mit weichen Lippen, flacher Zunge und Stimmbändern hervorbringen, in völlig andere Artikulationsbewegungen übersetzen, für die ihnen nur ein steinharter Schnabel und eine walzenförmige Zunge zur Verfügung stehen. In freier Wildbahn würden sie selbstverständlich keine Ave-Marias beten. Doch obwohl Papageien in Freiheit niemals etwas erzählen, beschreiben oder vergleichen würden, sind sie in Gefangenschaft lernwillig. Zumindest Graupapageien beschreiben, zählen und vergleichen, berichtet Christine Wunnicke. Es gibt echte Wunderkinder unter ihnen, die nach entsprechender Schulung rund 150 Wörter semantisch korrekt anwenden und verstehen sowie bis sechs zählen können. In einem besonders spektakulären Fall von Papageien-Intelligenz habe ein Vogel sogar Auskunft über den Mörder seiner Halterin geben können, den er bei seiner Tat beobachtet hatte. Leider wurde seine Aussage vor Gericht nicht anerkannt.

Wozu aber wohl am Ende aller Zeiten das gesammelte Sprachwissen der Papageien noch taugen mag? Christine Wunnicke gefällt die Vorstellung der amerikanischen Dokulifikation-Serie *Life After People*: »Lange nach unserem Aussterben ziehen die Nachfahren unserer Hauspapageien über den Himmel, und die unschönen Fragmente, die sich in ihre Rufe mischen, sind ein paar übrig gebliebene menschliche Wörter.«

Pumpen fürs Klima

In Franziska Gänslers Roman »Orca« bereiten sich drei Mädchen auf den kommenden Aufstand vor. Ein Buch zum Wegzischen

VON MARIE SERAH EBCINOGLU

Stellen Sie sich vor, die Erde droht unbewohnbar zu werden: Sturmfluten reißen Straßen und Hausfassaden in Deutschland mit, eine Jahrhunderthitze führt zu Dürre, die Erde brennt, der Zusammenbruch der Grundversorgung steht bevor – und niemand macht was. Gut, sonderlich fantasievoll muss man angesichts des vergangenen Sommers für dieses apokalyptische Szenario gar nicht sein, aber noch lässt es sich hierzulande gut wegignorieren.

In Franziska Gänslers drittem Roman *Orca* geht das nicht mehr. Jedenfalls können es die beiden Hauptfiguren Cora und Olympia nicht: zwei Teenager, deren gemeinsame Geschichte während eines ereignislosen pandemischen Sommers in der Zukunft beginnt. Gleich zu Beginn erfahren wir, dass diese Geschichte nicht gut enden wird: »Als Olympia festgenommen wird, bin ich bei der Arbeit«, beginnt Cora zu erzählen. Was also ist passiert?

Zunächst ist Cora eine einsame 17-Jährige mit großen akademischen Zielen, als sie zufällig auf Olympia trifft. Die beiden

kennen sich noch aus der Plattenbauesiedlung, in der sie aufgewachsen sind. Eigentlich wollte Cora ihren angebrochenen Sommer mit einer Art Wohlstandsimikry verbringen, um in der sozialen Hierarchie ihrer Schule aufzusteigen. Doch bevor ihr das gelingt, verschleibt Olympia ihre Prioritäten. In diesem ersten Teil des Romans lassen sich die beiden durch leere heiße Tage treiben, wie es nur Schulkinder während der Ferien tun. Im Übermut ihrer neuen Freundschaft entwickeln sie einen Leichtsinn, der schon die beiden Jungs in Wolfgang Herrendorfs *Tischlei* auszeichnet. Es braut sich ein Abenteuer zusammen, das am Ende eskalieren und Olympia ins Gefängnis bringen wird.

Davor steht ein unerlaubter Aufenthalt in einer Stadtvilla, der aus dem einen Roman gleich mehrere macht: eine Coming-of-Age-Geschichte, einen Thriller, eine Climate-Fiction. Gänslers Stil ist dabei so von der Handlung getrieben, dass nichts den Film stört, der beim Lesen vor dem inneren Auge abläuft. Sie trifft haargenau

den Ton der Jugendlichen und ihrer verschiedenen Milieus und erzählt zugleich unter steigender Spannung auf zwei Zeitebenen. Die Handlung wechselt dabei zwischen der Gegenwart des Romans, in der Cora die Schule aufgebrochen hat, an einer Supermarkt-Fleischtheke arbeitet und jahrelang nichts von Olympia hört, bis sie verhaftet wird; und von der Vergangenheit, die sich im Dunstkreis der Villa abspielt und schließlich zum Kontaktabbruch zwischen Olympia und Cora führen wird.

Diese Villa, das »Elson-Haus«, stellt sich als Zufluchtsort für Klimaaktivisten heraus, die dort eine Selbstversorger-Kommune errichten, Proteste planen und darum ringen, wie erfolgreicher Widerstand aussehen kann. Immerzu schwelt im Text vage die drohende Katastrophe, ohne je die Lektüre zu beschweren, vielmehr entsteht ein faszinierender Sog. Auch die Mädchen, die das Elson-Haus mehr oder weniger zu ihren neuen Lebensmittelpunkt gemacht haben, werden immer getriebener und überlegen, wie sie angesichts

der Katastrophe ihr Leben gestalten. Cora will ihren Abschluss machen. Olympia dagegen wendet sich zunehmend von Cora ab und ihrer neuen Freundin Ariel zu, die von Coras Zukunftsplanung nichts hält und darüber sagt: »Mit deinem fucking Abi kannst du dir bald den Arsch abwischen.« Vor allem aber wollen die drei fit werden. Diszipliniert heben sie Gewichte im Keller des Elson-Hauses, bis sich unter ihren Kleidern die Muskeln abzeichnen und ihre Hemdkragen sich spannen. »Sleek Hair«, aufwendige Nail-Art und Muskelmasse: Sie sähen aus wie »Bambi auf Anabolika«, wie es eine Figur im Roman sagt. Zu diesem weiblichen Aufwachen, das zurzeit in der Popkultur Konjunktur hat, kommen schon bald radikale Ideen hinzu. Die Mädchen glauben nicht nur an ihre eigene Stärke, sondern auch an ihre Handlungsmacht. Doch bevor sie zur Tat schreiten, wird, wie so oft in der Linken, auch ein Elson-Haus erst mal diskutiert.

Vom Thema Klima will ja angeblich kaum noch jemand etwas hören, schon gar

nicht lesen. *Orca* ist jedoch ein Buch, das man kaum weglassen kann. Eines, das alle lesen sollten, die auf der Suche nach einer gescheiterten Lektüre zum Wegzischen sind – und das auf Lehrpläne gehört. Denn es gelingt Franziska Gänslers ganz leicht, große soziale Fragen in eine packende Geschichte über zwei Teenies einzuflechten. Zu Recht steht sie damit auf der Shortlist für den Deutschen Buchpreis.

Erst nach und nach offenbart die Lektüre dieses Romans, wie feinsinnig Gänslers eine ganze Lebenswelt eingefangen hat – und wie sich daraus die Frage ergibt, was in Zukunft noch davon übrig sein könnte. Denn natürlich geht es um den Klimawandel, aber ebenso um Einsamkeit, darum, was die Pandemie mit Jugendlichen gemacht hat, um Gewalt und Ideologie, um Armut und Reichtum, um Selbstwirksamkeit, um Selbstzucht, um Social-Media-Hypes und die Vorbereitung auf den Weltuntergang. Und von all dem erzählt Franziska Gänslers, ohne den Text je darunter ächzen zu lassen.

Eigentlich hat er den Roman aus Eifersucht geschrieben. Als Ilja Leonard Pfeijffer vor einigen Jahren abends nach Hause kam, fand er seine Frau mit einem anderen Mann im Bett. Sie las Platons *Symposium* und war gerade bei der Schlusszene angelangt, in der Alkibiades – so etwas wie der Bad Boy des antiken Athen – die Party sprengt, um seinen Schwarm Sokrates zu umwerben. Sie war von der Figur fasziniert, er neidisch. Am nächsten Morgen machte sich Pfeijffer an die Arbeit.

Dass *Alkibiades* nun ins Deutsche übersetzt wurde, ist Grund genug, den niederländischen Schriftsteller in seiner Wahlheimat Genua zu besuchen. Direkt gegenüber der berühmten Kathedrale San Lorenzo hat er sich eingerichtet, mit Fresken an den Decken und flämischen Meistern an den Wänden. Dazwischen: antike Mahagoni-Tische, Biedermeierkommoden und natürlich Pfeijffer selbst, der sich mit seinen schulterlangen weißen Haaren bestens in das barocke Ensemble fügt. Der graue Anzug ist vornehm matt, die Krawattennadel frisch poliert, die Halbschuhe sind aus braunem, grünem, rotem, blauem und gelbem Leder genäht. Pfeijffer, 58 Jahre alt, macht den Eindruck eines Mannes, der viel gelesen und vielleicht noch viel mehr erlebt hat.

Wie kommt man zu so einem herrschaftlichen Leben im Palazzo? Lange sei seine Vermögensstrategie der tägliche Kauf eines Rubbellos gewesen, erzählt Pfeijffer bei Espresso und Focaccia. Erst als das auch nach Jahren nicht funktioniert hatte, habe er, der bis dahin vor allem Lyrik verfasste, beschlossen, einfach einen Bestseller zu schreiben.

Das klappte. Pfeijffers Gesellschaftsroman *Grand Hotel Europa* führte nach seinem Erscheinen 2018 in den Niederlanden ein halbes Jahr die Bestsellerliste an, mittlerweile hat sich das Buch über 800.000-mal verkauft und wurde in mehr als 20 Sprachen übersetzt.

Nun würde man einem historischen Roman über einen antiken Staatsmann nicht unbedingt dieselben Erfolgsaussichten einräumen. Das Leben des Alkibiades hat aber definitiv das Zeug zum Bestseller – zumal sich die griechische Antike aufgrund von Christopher Nolans Verfilmung der *Olympe* ja gerade größter Beliebtheit erfreut. Kommt die deutsche Übersetzung von *Alkibiades* mit Absicht absichtlich zeitgleich heraus? Pfeijffer, der in London über den altgriechischen Dichter Pindar promoviert hat, antwortet in einem wunderbar lakonischen Englisch: »Nein, ich hätte ja auch nicht ahnen können, dass sich Nolan an meinen Erfolg dranhängen würde.« Man hört diesem Mann gern zu, was sich gut trifft, weil er gern spricht. Nur ab und an unterbricht er sich selbst, um an einer regenwurmdünen Zigarette zu ziehen, die er nebenbei dreht.

Und Pfeijffer hat schon recht: Auch ohne Nolans Hilfe dürfte *Alkibiades* ein größeres Publikum interessieren. Nicht nur galt der Ziehsohn des Perikles und Zeitgenosse von Sokrates und Platon als schönster Mann Griechenlands. Er ging als Sieger aus einem olympischen Streikwagenrennen hervor, dominierte als begabter Redner die Diskussionen der athenischen Volksversammlungen und gewann als General zahlreiche Schlachten im Peloponnesischen Krieg.

Trotz – oder vielleicht gerade aufgrund – dieser Erfolge fiel Alkibiades bei den Athenern in Ungnade und musste ausgerechnet beim Erzfeind Sparta Zuflucht suchen. Als dort seine Affäre mit der spartanischen Königin Timaea aufflog, lief er zu den Persern über. Den gescheiterten Versuch einer Annäherung an seine Heimatstadt und ein erfolgreiches Attentat auf ihn später stand fest: Alkibiades hat das vielleicht interessanteste Leben des Altertums geführt.

Ist man als Schriftsteller versucht, diese Biografie noch weiter auszuschnitten? Pfeijffer winkt ab: »Nein, bei so einem Leben muss man nichts hinzu-

denken – das erzählt sich so automatisch wie eine Netflix-Serie.« Wer sich jedoch eine spannungsgeladene Heldengeschichte erwartet, dürfte schnell enttäuscht sein. Denn obwohl *Alkibiades* im Klappen- und war gerade bei der Schlusszene angelangt, in der Alkibiades – so etwas wie der Bad Boy des antiken Athen – die Party sprengt, um seinen Schwarm Sokrates zu umwerben. Sie war von der Figur fasziniert, er neidisch. Am nächsten Morgen machte sich Pfeijffer an die Arbeit.

Die knapp 900 Seiten sind minutiös recherchiert: Keine Schlacht wird in diesem Roman geschlagen,

Erzähler Alkibiades schreibt sein eigenes Leben auf, um sich gegen den Vorwurf eines Verrats an Athen zu verwahren. Andererseits scheint Pfeijffer weniger darauf aus, den Leser in die Vergangenheit zu versetzen, als die Antike in die Gegenwart zu überführen.

Parallelen zwischen den beiden Epochen gibt es zugegebenermaßen auch reichlich. Athen wird damals vom autoritären Sparta, Europa heute vom autoritä-

Unfrieden zu mobilisieren, dass inzwischen tatsächlich fürchtlich viel Unfrieden entstanden ist. Schnell wird absehbar: Kein Staat kann sich in einem derartigen Zustand selbst erhalten, geschweige denn einen Krieg gewinnen. Am Ende des Romans wird in Athen »kraft einer demokratischen Abstimmung per Handzeichen die Demokratie abgeschafft« – ein Vorgang, der mit jedem weiteren Prozentpunkt für die AfD oder jedem Koketterien Trumps mit einer dritten Amtszeit auch für die Gegenwart vorstellbar scheint.

Trotzdem will Pfeijffer sein Buch nicht als pessimistisch verstanden wissen. Was die westlichen Demokratien aktuell durchmachen, stelle bei allen Parallelen zum Niedergang Athens keine unauffällige Entwicklung dar. Entscheidend sei, dass man sie als mündiger Bürger wirklich durchschaue. Deshalb habe er sich mit *Alkibiades* zum ersten Mal an einem historischen Roman versucht: »Der einzige gute Grund, in die Vergangenheit zurückzublicken, ist, etwas daraus für die Zukunft zu lernen. Sonst lebt man nur seine Nostalgie aus, und von der haben wir insbesondere in Europa sowieso schon genug.«

Um diesem pädagogischen Anspruch gerecht zu werden, setzt Pfeijffer – weniger auf epische Schlachtszenen, sondern mehr auf ausführliche Gespräche zwischen Alkibiades und dem Who's who der antiken griechischen Geisteswelt. Von Perikles bis Protagoras: Wieder und wieder werden die politische Theorie und die Demokratiekritik des Altertums ausführlich diskutiert.

Etwa wenn Alkibiades und Sokrates über das Verhältnis von Politikern zur Wahrheit philosophieren – und zu dem Schluss kommen, dass es auf dem Gebiet der Wahrheit keinen größeren Fachmann gibt als den lügenden Politiker. *Alkibiades* ist weniger homerisches Epos als platonischer Dialog.

Was diese Gespräche – und den gesamten Roman – so fesselnd macht, ist der ambivalente Held. Denn einerseits mag Alkibiades ein ruchloser Demagoge gewesen sein, der Athen mit seinem gescheiterten Versuch Sizilien zu erobern, in den Abgrund gerissen hat. Andererseits hielt er sich selbst – und viele Zeitgenossen taten das auch – für jemanden, der mit antidemokratischen Mitteln für die Wohl der Demokratie arbeite.

Es braucht also nicht viel Fantasie, um in Alkibiades ein Spiegelbild der großen Populisten unserer Gegenwart zu erkennen. Doch kostet es Überwindung, anzuerkennen, was diese Figur uns aufzeigt: dass die Feinde und die Verteidiger der Demokratie mit ähnlichen Mitteln – der rhetorischen Umformung von Wirklichkeit, der kalkulierten Konstruktion eines Personenkults und massenmobilisierenden Großprojekten – arbeiten.

Womit sich die Frage stellt: Brauchen die heutigen Demokratien mehr Figuren wie Alkibiades, die Feuer in die Feuer und Populisten mit Populismus bekämpfen? Pfeijffer überlegt und zieht an seiner Regenwurmgigarette, dann weicht er lachend aus: »Ich glaube, wir brauchen vor allem mehr Menschen, die mein Buch über Alkibiades lesen.« Noch mal: Ist Alkibiades ein Held oder ein Feind der Demokratie? Dazu vom Autor ein entschiedenes Jein: »Gerade die Tatsache, dass man das nicht sagen kann, macht die Figur erst interessant.«

Pfeijffer acht kurz ab, dann fügt er hinzu, dass er persönlich Alkibiades für einen Helden halte – und zwar aus einem für ihn leicht beschämenden Grund. »Wenn man sich lange genug mit Alkibiades beschäftigt, schafft er es auch Tausende Jahre nach seinem Tod, einen zu verführen und auf seine Seite zu ziehen. So groß ist die Strahlkraft dieses Mannes.« Nur seine Ironie, fügt Pfeijffer hinzu, die solle das besser nicht erfahren. Er wolle sie schließlich nicht eifersüchtig machen.



Foto: Federico Chantrel für DIE ZEIT

Nicht Lotto, das Schreiben machte ihn reich: Der niederländische Schriftsteller Ilja Leonard Pfeijffer, 58

ohne dass die Truppenstärken und Materialverhältnisse beider Heere exakt aufgelistet wären; keine Intrige gesponnen, ohne dass ihre Machtbalance und ihre Akteure genau beschrieben würden. Sogar bei der Schilderung von Seereisen, erklärt Pfeijffer, habe er nichts dem Zufall überlassen und tagelang die Geschwindigkeit antiker Boote und Galeeren nachgerechnet – nur um am Ende korrigieren zu können, dass eine der Überfahrten seines Helden tatsächlich neun statt der überlieferten acht Tage gedauert haben muss.

Doch so aufwendig die historischen Kulissen in *Alkibiades* konstruiert sind, so belläufig werden die Ereignisse geschildert, die sich darin abspielen. Es fehlt an literarischer Binnendramaturgie; in Kämpfen wird kein Blut, bei Abschieden keine Tränen vergossen. Was einerseits daran liegen mag, dass der Roman wie eine Verteidigungsschrift konstruiert ist. Der Ich-

ren Russland bedroht; im Hintergrund lauerte und lauert mit Persien und China jeweils eine asiatische Großmacht; der Peloponnesische Krieg stellte den Attischen Seebund vor eine ähnliche Zerreißprobe wie der Ukrainekrieg die Nato. »Obwohl nie Frieden herrschte, betrachtete man den Ausbruch des Kriegs als wichtiges Ereignis«, heißt es an einer Stelle in *Alkibiades*, und damit ist sowohl das 5. Jahrhundert vor Christus als auch das 21. Jahrhundert nach Christus gut beschrieben.

Die faszinierendste Ähnlichkeit zwischen den beiden Zeitaltern ist jedoch die jeweilige Verfallserscheinung einer unter Druck gesetzten Demokratie. Die Niederlage im Peloponnesischen Krieg läutete das Ende der attischen Demokratie ein, in *Alkibiades* kann man ihre Dämmerstunden nachverfolgen. Pfeijffer beschreibt ein politisches Klima, in dem Populisten »so viel Energie darein gesteckt haben,

Ilja Leonard Pfeijffer: Alkibiades.

Roman; a. d. Niederl. v. Gregor Seferens; Piper, München 2026; 912 S., 32,- €, als E-Book 24,99 €

Franziska Gänslers: Orca.

Roman; Kein & Aber, Zürich 2026; 368 S., 25,- €, als E-Book 18,99 €

WENN SIE MICH FRAGEN ...

Bücher, die man gerade jetzt unbedingt lesen sollte – wann immer sie auch erschienen sind.
Hier fischen Schriftstellerinnen und Schriftsteller ihre Lieblingslektüren für Sie aus dem Regal



Fatma Aydemir, 40,
Schriftstellerin und Publizistin

FATMA AYDEMIR empfiehlt
Otessa Moshfegh und
Mely Kiyak

Schreiben ist eine einsame Tätigkeit. Für mich als Drinnie ist das ein Segen, als Autorin eher ein Fluch. Ich bin gerne für mich, vielleicht zu gerne, so muss ich mich manchmal regelrecht dazu zwingen, unter Menschen zu gehen, mich dem Draußen auszusetzen. Denn was hätte ich schon einer Welt zu erzählen, der ich tagtäglich den Rücken kehre?

Mit Ausbruch der Pandemie im Jahr 2020 dann wurde die Introspektion quasi zur Pflicht – und verlor damit sofort ihren Charme. Meine Rettung? Otessa Moshfegh! Ihr dritter Roman *Mein Jahr der Ruhe und Entspannung* lag bereits seit einer Weile auf meinem Bücherstapel. Ein großer Hype war damals um das Buch der US-Amerikanerin entstanden, was auch mich oft dazu verleitet, ein Werk viel kritischer zu bürsten, als ich es mit einem Geheimtipp täte.

Bereit, ihn zu verurteilen, schlug ich den Roman also auf – und wurde regelrecht reingesogen. Wie im Rausch las ich ihn in wenigen Tagen weg, doch der Bann des Buchs trug mich noch durch viele Monate der Isolation. Dabei ist der Plot überschaubar: Eine junge, schöne, reiche New Yorkerin will Winterschlaf halten, um der Sinnlosigkeit ihres Lebens zu entfliehen. Zu diesem Zweck lässt sie sich von einer dubiosen Psychiaterin allerhand Psychopharmaka verschreiben und versetzt sich in einen künstlichen Dämmer- und Schlafzustand, an dessen Ende ein neuer Mensch erwachen soll.

Die Lakonie, mit der Moshfegh von diesem grotesken Unterfangen erzählt, nimmt selbst narkotische Züge an. Fast gelangweilt wirkt der Ton, in welchem sie zutiefst tragische, teils verstörende Ereignisse aus dem Leben der namenlosen Protagonistin schildert. Vor allem aber sind es die ungebrochene Arroganz und Verachtung der Ich-Erzählerin gegenüber der sie umgebenden Welt, die mir immer wieder ein panisches Lachen entlockt und meine eigene Sehnsucht nach Rückzug auf schräge Art stimuliert haben.

Nicht nur hat dieses Buch mich mit seinem Galgenhumor durch den Lockdown gebracht. Über die Jahre wurde es zu einer Allegorie, auf das einsame Schreiben und die verführerische Kraft der radikalen Abkehr von allem.

Niemand schreibt so klug, so scharfzünftig, so witzig über das politische Deutschland wie Mely Kiyak. Ihre Kolumnen verfolgte ich bereits seit Jahren, nahm sie mir zum Vorbild für meine eigenen Zeitungstexte: bissig sein, ohne zu verbittern. Von der Lebensfreude und Eleganz, die Kiyaks Nörgeln nämlich stets innewohnen, können die männlichen Vollzeitskolumnisten des Landes ja bloß träumen.

Und dann erschien plötzlich dieses Buch von ihr mit dem, zumindest für meine damaligen Ohren, sehr unsexy klingenden Titel *Frausein*. Wie bitte? Waren wir nicht gerade mitten in einem Kulturkampf, in dem prominente Feministinnen wie J. K. Rowling Transfrauen das »Frausein« vehement absprechen, gar jungen Transmenschen den Zugang zu medizinischer Versorgung erschweren wollten, weil sie meinten, das Copyright auf Gender zu besitzen?

All meinen inneren Widerständen zum Trotz nahm ich das Buch dann doch zur Hand. Was für ein Glück, dass ich das tat. Denn was ich darin entdeckte, war alles andere als eine Streitschrift. Eine schwer erkrankte Autorin blickt auf ihr Aufwachen, ihre Beziehungen, ihre Emanzipationen zurück, und ihr Frausein wird dabei zu einer Art Linse, durch die sie sich selbst und ihr Leben anschaut. Die Erkrankung betrifft ihr Augenlicht, das zeitweise komplett aussetzt. Ihre Beobachtungen und Erinnerungen dagegen verweigern sich jedem Schwarz-Weiß-Schema.

Die Nuancen der Bilder und Szenen, die Kiyak in diesem autofiktionalen Roman schafft, sind fein gezeichnet und so vielschichtig wie die Wirklichkeit, die sie zu fassen versucht. Und dann ist da der ganze Komplex um Körperlichkeit, um Sex, um das Zur-Fraugemacht-Werden, dem sich das Buch so ungewollten und unpollemisch widmet, dass es völlig unausweichlich ist für jeglichen Kulturkampf. Und darin liegt womöglich die Macht dieses schmalen Büchleins: Es will niemanden belehren oder bekehren. Es will einfach sein. Für mich ist Kiyak seitdem nicht mehr Martenstein in witzig, sondern Annie Ernaux auf Deutsch.

Otessa Moshfegh: *Mein Jahr der Entspannung*. Roman; a.d. Engl. v. Anke Caroline Burger; Liebeskind, München 2018; 320 S., 22,- €, als E-Book 11,99 €

Mely Kiyak: *Frausein*. Hanser, München 2020; 128 S., 22,- €, als E-Book 12,99 €



Thea Dorn, 56, Schriftstellerin
und Fernsehmoderatorin

THEA DORN empfiehlt
Hannah Arendt und
Jill Lepore

Amerika nicht zu verstehen, ist derzeit sehr einfach. Ebenfalls einfach: die USA für immer schon verkommen zu halten. Am aller einfachsten: das baldige Ende der ältesten bestehenden Demokratie der Welt zu erwarten.

Deutlich komplizierter wird es, will man verstehen, um was für ein politisches Projekt es sich bei den Vereinigten Staaten von Amerika eigentlich handelt. Zum Glück gibt es zwei Denkerinnen, die das Komplizierte verständlicher machen. Wer die amerikanische Demokratie – und Demokratie überhaupt – mit frischem Blick sehen will, muss Hannah Arendt und Jill Lepore lesen.

Die deutsche Philosophin, die als Jüdin und unabhängiger Geist vor dem Naziterror in ihrer Heimat floh, kam 1941 im US-amerikanischen Exil an. Und selbstverständlich fand sie in dem Land, das ihr zur zweiten Heimat werden sollte, beileibe nicht alles »great«. Dennoch waren (und bleiben) die USA für sie das Land der Freiheit.

1963 veröffentlichte Arendt ihre große philosophisch-ideengeschichtliche Studie *On Revolution*, die 1965 unter dem Titel *Über die Revolution* auf Deutsch erschien. Dort macht sie klar, worin für sie der Zauber des ursprünglichen amerikanischen Freiheitsideals liegt: nicht etwa, wie man meinen könnte, darin, sich voll klimatisierte Komfortzonen zu schaffen, in denen sich vor übergroßen Bildschirmen übergroße Portionen Junkfood vertilgen lassen – sondern im Streben nach Unabhängigkeit, nach Autonomie, danach, die Belange des Gemeinwesens gemeinschaftlich und selbstständig, das heißt ohne Kuratel oder auch nur Anleitung von oben zu regeln.

Dass diese Auffassung von Freiheit und Demokratie mitnichten selbstverständlich ist, zeigt Arendt, indem sie der Amerikanischen Revolution die Französische gegenüberstellt. Folgt man Arendt, ist es den französischen Revolutionären vorrangig darum gegangen, die verelendeten Volksmassen vom »Joch der Notwendigkeit«, sprich: aus ihrem materiellen Elend, zu befreien. Für die nordamerikanischen Revolutionäre hingegen habe die »soziale Frage« keine entscheidende Rolle gespielt. Sie hätten ausschließlich dafür gekämpft, Bürger vom »Joch der Tyrannei« zu befreien. Und die Philosophin lässt wenig Zweifel daran, welche der beiden Revolutionen sie für die gelungenere hält.

Jeder, der überzeugt ist, dass Demokratie ohne starken Sozialstaat niemals wahre Demokratie sein kann, wird bei der Lektüre von *Über die Revolution* schlucken müssen; ebenso jeder, der glaubt, Demokratien gehorchten dem Prinzip »Wirtschaft gut, alles gut«. Ein zwingendes Gedankenabenteuer ist *Über die Revolution* jedoch für alle, die schon einmal der Verdacht beschlichen hat, es könne ein Missverständnis sein, Demokratie gleichzusetzen mit der beständigen Anhebung des allgemeinen Lebensstandards. Denn, wie Arendt äußerst überzeugend zeigt: Letzteres Projekt braucht zwar einen effizienten Verwaltungsstaat, aber nicht unbedingt Demokratie. In diesem Sinne ist *Über die Revolution* Pflichtlektüre für alle, die erfahren wollen, worin ein genuin demokratisches Pathos (auch heute noch) bestehen könnte.

Einen Aspekt blendet Arendt bei ihrer Auseinandersetzung mit den USA allerdings weitestgehend aus: das Unrecht, auf dem

dieses große Autonomieprojekt von Anfang an gegründet war – die koloniale Landnahme, die Vertreibung, Unterdrückung und Vernichtung der indigenen nordamerikanischen Bevölkerung; die Sklaverei, die bis zum Bürgerkrieg als Institution in den Südstaaten bestehen blieb; die Rassentrennungs- und anderen diskriminierenden Gesetze, deren Abschaffung erst die Bürgerrechtsbewegung der 1950er- und 1960er-Jahre erkämpfte.

Der Antikenverchterin Hannah Arendt, deren heimlicher Goldstandard für Demokratie stets die attische gewesen sein dürfte – die weder Sklaverei noch Kolonialismus für Unrecht hielt –, sei dieser blinde Fleck nachgesehen. Wer sich ein umfassendes Bild von der amerikanischen Demokratie machen will, darf dieses Unrecht keinesfalls ausblenden. Jedoch sollte er die Geschichte der USA im Gegenzug nicht darauf verkürzen, eine einzige lange Geschichte von Verbrechen zu sein.

Deshalb sei in Ergänzung zu Arendts philosophischer Ideengeschichte jedem, der sich für die Widersprüche und Abgründe des amerikanischen Projekts interessiert, eine bestehende faire und ideologiefreie Geschichte der USA ans Herz gelegt – *These Truths: A History of the United States* von Jill Lepore, 2018 in den USA erschienen, 2019 auch auf Deutsch: *Diese Wahrheiten. Eine Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika*.

Weder verherrlicht die Harvard-Historikerin ihr Land, noch verteuelt sie es. Als leidenschaftlich genaue Chronistin erzählt sie von der Grausamkeit, die die Entdecker und Eroberer der »Neuen Welt« an den Tag legten, ebenso wie vom Idealismus der Gründerväter; von Ignoranz und Hellsicht; von Unterdrückung und Emanzipation.

Für das Verständnis der gegenwärtigen USA ist besonders aufschlussreich, dass Lepore ganz nebenbei auch die Geschichte des US-amerikanischen Populismus rekonstruiert. Wer erfahren, dass diese deutlich weiter zurückreicht als bis zur Tea-Party-Bewegung und deutlich mehr Ambivalenzen kennt, als es das öde Maga-Gezöhr nahelegt.

Eins der Glanzstücke in diesem monumentalen Werk (die deutsche Ausgabe hat 1.198 Seiten): Lepore nimmt uns mit zum »Affenzirkus«, bei dem 1925 der Bundesstaat Tennessee gegen einen Biologielehrer klagte, weil dieser in seinem Unterricht Darwin behandelte, obwohl die Mehrheit der Eltern – wie die der Gesamtbevölkerung Tennessees – die Evolutionstheorie für eine Irrlehre hielt.

Im Kern ging es um Fragen, die uns heute nur allzu vertraut sind: Darf in einer Demokratie das Volk als Souverän entscheiden, dass es bestimmte wissenschaftliche Erkenntnisse lieber nicht hören und diese auch von seinen Kindern fernhalten will? Und was bedeutet es für das Ideal der Volkssouveränität, wenn das Volk immer weniger dem mündigen Souverän gleicht, von dem die amerikanischen Revolutionäre einst träumten, sondern zur medial manipulierten, emotional aufgepuschten Masse wird? Auch diese Sorge gab es in den USA lange vor Facebook, X und Co.

Diese Wahrheiten liest sich spannender als die meisten Thriller und ist auf eigenwillige Weise tröstlich, denn man begreift: Die USA waren schon immer ein Land, in dem nichts »normal« ist.

Hannah Arendt: *Über die Revolution. Wie Revolutionen unsere politische Zukunft beeinflussen*; Piper Taschenbuch, München 2020; 544 S., 16,- €, als E-Book 13,99 €

Jill Lepore: *Diese Wahrheiten. Eine Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika*; a. d. Engl. v. Werner Roller; C. H. Beck, München 2026; 1.198 S., 29,90 €, als E-Book 25,99 €



Daniel Kehlmann, 51, deutsch-
österreichischer Schriftsteller

DANIEL KEHLMANN empfiehlt
Ludwig Börne und
Judith Butler

Ein Klassiker, den leider fast niemand mehr liest: Ludwig Börnes *Briefe aus Paris*. Ein Feuerwerk an Witz, Intelligenz und scharfsinniger politischer Analyse. Ein Buch, das half, Deutschland die Demokratie zu bringen, und vielleicht auch helfen könnte, sie Deutschland heute zu erhalten.

Und ein neues Werk: Judith Butlers *Parting Ways. Jewishness and the Critique of Zionism* aus dem Jahr 2012. Butler ist in Deutschland so verrufen, dass man in manchen Kreisen kaum noch ihren Namen zu erwähnen wagt, aber *Parting Ways* ist eine ruhige, klare und gedanklich profunde Auseinandersetzung mit dem Zionismus und der Palästina-Frage, die einem hilft, seine Gedanken zu ordnen und sich nicht im Gestrüpp des immer wütender werdenden zeigenössischen Diskurses zu verirren. Wer Butler Antisemitismus vorwirft, hat ganz eindeutig dieses Buch nie zur Kenntnis genommen. Ludwig Börne hätte es vermutlich gefallen.

Ludwig Börne: *Briefe aus Paris*. Antiquarisch oder als E-Book frei beim Projekt Gutenberg erhältlich

Judith Butler: *Am Scheideweg*. Judentum und die Kritik am Zionismus; a.d. Engl. v. Reiner Anselm; Campus, Frankfurt a. M. 2013; 278 S., 35,- €, als E-Book 34,99 €



GEBORGENHEIT

Wie iranische Familien in einem von der Judenverfolgung ganz besonders gezeichneten deutschen Ort ihr Exil gefunden haben, erzählt Shida Bazayr in ihrem großen Roman »Die Lücken«. Die Norwegerin Vigdis Hjorth wohnt hingegen behaglich im Haus eines Mannes, der heute obdachlos ist. Und der Held in Karl Ove Knausgård's neuestem Roman? Lebt schon fast in den Sternen. Nur Herrn Lehmann, Sven Regeners alten Recken, den zieht es wie gehabt in die Hauptstadtkneipe

Das Klettern hatte er sich schnell noch selbst beigebracht

Im Flugzeug zum Mount Everest: Uwe Nettelbecks Montageroman über den englischen Abenteurer Maurice Wilson

VON PHILIPP FELSCH

Zu den größten Errungenschaften des englischen Alpinismus gehört seine Lakonie. »*Because it's there*« – »Weil es ihn gibt«, antwortete George Mallory, Pfarrersohn, Cambridge-Absolvent und Lehrer an einer berühmten Public School, 1923 auf die Frage, warum er Geld und Leben dafür riskiere, den Mount Everest zu besteigen. Von seinem dritten Versuch kehrte der Meister des Unterstatement im folgenden Jahr nicht zurück. Erst eine Generation später erreichte Edmund Hillary nach der Rückkehr: »*Well, we knocked the bastard off*«.

Mit landsüblichem Pathos verausgabten sich die Deutschen unterdessen an ihrem »Schicksalsberg«, dem Nanga Parbat, die Franzosen am Gasherbrum und die Amerikaner am K2, dem Matterhorn des Karakorum. Nach dem »Scramble for Africa« wurde die Welt in Zentralasien spätenkolonial noch einmal aufgeteilt, wobei es diesmal, mit einem Wort von Werner Herzog, um die »Eroberung des Nutzlosen« ging.

Wie seinem Altersgenossen Herzog, der Klaus Kinski als obsessiven Kauschklubbaron ein Schiff über einen Berg ziehen ließ, geht es auch Uwe Nettelbeck in seinem Himalaya-Roman *Maurice Wilson*, mit dem der neu gegründete Republik Verlag in diesem Herbst seine Nettelbeck-Werkausgabe startet, um die Fitzcarraldos: die Größenwahnsinnigen, Verrückten und episch am Mount Everest Gescheiterten. Hillary, der Erstbesteiger, und Reinhold Messner, dem 1980 der Alleingang ohne künstlichen Sauerstoff gelang, bekommen in seinem Buch nur ein paar Seiten.

Stattdessen lesen wir von Woodrow Wilson Sayre, dem Enkel des amerikanischen Präsidenten, der 1962 – ohne Genehmigung der chinesischen Regierung, ohne Sherpas und ohne Sauerstoff – in der Nordwand des Everest in 7.500 Meter Höhe von den Kommunisten gebaute Terrassen und Steinwälle wie ein Weinberg oder sogar eine Stadt zu erkennen meinte, bevor er mit seinen Begleitern den chaotischen Rückzug antret. Seine nächste Expedition werde die Entdeckung des Central Park sein – »mit Sauerstoffmasken«. Zu Nettelbecks Prota-

gonisten gehören auch der kanadische Aussteiger Earl L. Denman, der 1947 ohne Daunenschlafack oder nennenswerte alpinistische Erfahrung bis auf 6.700 Meter kam, und natürlich Mallory, der schönste Untergeher des Himalaya.

Nettelbecks eigentlicher Held ist aber Maurice Wilson, ein traumatisierter Stellungskriegsveteran, Ernährungsapostel und Drifter. Seine Geschichte zieht sich wie ein roter Faden durch das verschlungene Gewebe dieses Buches. Nachdem er in der Zeitung von Mallorys Verschwinden gelesen hatte, kaufte er eine einmotorige Propellermaschine, nahm Flugstunden, brachte sich in den Midlands nebenbei auch ein paar Klettertechniken bei und flog 1933 los, um auf den schneebedeckten Hängen des Everest zu landen und von dort aus zu Fuß zum Gipfel aufzusteigen. »*I'll fly to India alone or die in the attempts*« – sich werde allein nach Indien fliegen oder dabei sterben: Die erste Bruchlandung überlebte Wilson kurz nach dem Start in Yorkshire. Am Everest kam er ein Jahr später, ohne Flugzeug, im Kostüm eines buddhistischen Priesters an.

Zum ersten Mal erschien *Maurice Wilson* 1999 in der Zeitschrift *Die Republik*, die Nettelbeck zusammen mit seiner Frau Petra seit 1976 im Selbstverlag herausgab. Seine Position als Feuilleton-Redakteur der ZEIT hatte er gekündigt, danach die Krautrockband Faust produziert. Um seine intellektuelle Souveränität zu behaupten, kehrte er den Institutionen des Kulturbetriebs Mitte der Siebzigerjahre den Rücken, zog aus der Stadt in die tiefste westdeutsche Provinz und beutete – dem Verleger des März-Verlages Jörg Schröder vergleichbar – fortan nur noch sich selbst oder besser: die Produktionsgemeinschaft seiner symbiotischen Ehe aus.

Die Souveränität, die Nettelbeck verteidigte, war nicht die Souveränität eines selbstherrlichen Autors. Wie man in Philipp Golls unverzichtbarem Nettelbeck-Kompendium *Western Dissidence* (Specter Books, 2025) nachlesen kann, bestand sie gerade darin, die Konventionen von Autorschaft zu unterlaufen. »Zerschlag das bürgerliche Copyright!« lautete die Parole der zeitgenössischen

Raubdruckbewegung. Bei Roland Barthes und Michel Foucault hatte man gelesen, dass die im 19. Jahrhundert errichteten Institutionen der Autorschaft nicht weniger als eine Disziplinierung der Sprache selbst darstellten.

Als Musikkritiker der ZEIT feierte Nettelbeck die Stenungstechnik der Beatles als Verwendung von »Materialien, die vorliegen und an denen jedermann auf seine Weise sein Vergnügen haben kann«. Nettelbecks eigenes, weithin gefürchtetes Vergnügen bestand darin, dem deutschen Kulturbetrieb seine Verkommenheit vorzuhalten, indem er Zeugnisse seiner Hirnlosigkeit, seines Opportunismus und seiner Gemeinplätze zu Textcollagen montierte. Eine deutschsprachige Schule der Dekonstruktion und eine radikale, auch an Karl Kraus geschulte Philologie, die mit den Fehlern und Schludrigkeiten der Kollegen erbarmungslos ins Gericht ging.

In seinem wohl meistgelesenen Text *Der Dolomitenkrieg* montierte Nettelbeck Fundstücke aus Tagebüchern, Feldpostbriefen und Presseartikeln von der italienisch-österreichischen Front im Ersten Weltkrieg zu einem hypnotischen Sound, der zwischen Innen- und Außenperspektive, zwischen Immersion und Kritik so virtuos balancierte wie sonst vielleicht nur *Dispatches*, Michael Herrs stilbildendes Buch über den Vietnamkrieg.

An das Genie dieses frühen Cut-ups kommt *Maurice Wilson* allerdings nicht heran. Zumindest stellenweise wirkt das Buch, als hätte Nettelbeck hier einfach seinen Everest-Zettelkasten ausgekippt. In chronologischer Ordnung arbeitet sich der Autor durch die einschlägige Literatur, von den Pionieren im späten 19. Jahrhundert bis zu *In eisige Höhen*, Jon Krakauers 1997 erschienener Anatomie der Hybris kommerzieller Himalaya-Expeditionen. Dabei ist auch der Mehrwert der Montagen nicht immer offensichtlich. In eine Handvoll Fragmente zerlegt und mit Montaigne, Melville und einer gruppensoziologischen Fallstudie aus den Sechzigerjahren verschnitten, wird aus Krakauers dramatischem Plot etwa ein Memento mori, das mit ironischen Obertönen vom Fatum der Sterblichen erzählt.

Uwe Nettelbeck: Maurice Wilson.
Zwei Erzählungen; Band II; Verlag Die Republik,
Hamburg 2026; 312 S., 33,- €

Ohne den Eff-Zeh wäre er doch gar nicht hier

Als der Schriftsteller Navid Kermani nach Köln zog, wollte er gar nicht unbedingt bleiben und tat es dann doch. In seinem neuen Buch erklärt er der Stadt seine komplizierte Liebe

VON YASMINE M'BAREK

Es ist ein lauer Juliabend in Köln, noch steht die Sonne orange über der Eigelsteinortburg. Auf einer der wenigen Bänke davor sehe ich ihn schon, als ich mich mit dem E-Scooter nähere. Navid Kermani ist einer, der sich beim Warten umsieht, statt auf sein Handy zu starren. Dies hier, erklärt er zur Begrüßung, sei Kölns schönster Platz. Und von hier aus wollen wir planen, das Viertel gehen, um über seine Beziehung zur Stadt zu sprechen und das Buch, das er ihr gewidmet hat. Es heißt *Köln. E Jeßbl* und versammelt eine Reihe zärtlicher und sehr ehrlicher Texte, zum Beispiel über das religiöse Vermächtnis der Stadt, über ihre Weltoffenheit, den Rhein und über ihre Probleme, beispielsweise in der Kulturförderung und im Management der Innenstadt. Ich bin aber ist dieses Buch eine Liebeserklärung. Ich bin selbst Kölnerin, also interessiere ich mich für Kermanis Verhältnis zu unserer Stadt.

Man kennt Navid Kermani zuallererst als erfolgreichen Schriftsteller, als großen und stets auf Grundsätzliche zielenden deutschen Intellektuellen, als Brückenbauer im interreligiösen Dialog, sogar als Kandidaten für das Amt des Bundespräsidenten und nicht zuletzt als die Welt bereisenden Reporter, immer wieder auch für die ZEIT. Aber als Kölner? Warum wendet er sich nun dem Lokalen zu? Kaum sind wir losgezogen, winken Kermani die ersten Passanten zu. Darunter alle möglichen Menschen, die rund um die Eigelstein in der Kölner Innenstadt wohnen: Alte, Studenten, Bildungsbürger, Sozialhilfsempfänger. Zum Beispiel jetzt hier in der Weidengasse: So wie die noch berühmte Keupstraße im Stadtteil Mülheim wurde diese früher auch »Klein-Istanbul« genannt. Nur heute blüht hier das Leben der Gastarbeiter-Diaspora. Die Gasse habe sich sehr verändert über die Jahre, sagt Kermani, als wir an einem Restaurant vorbeigehen, wo Lammspieße über dem Feuer braten. In den Siebziger habe hier der erste türkische Supermarkt eröffnet, bis heute gebe es viele Restaurants. Kermani hatte in der Weidengasse über viele Jahre sein Büro. Das habe er während der Coronapandemie aufgegeben, was ein Fehler gewesen sei,

heute vermisse er es. »Wasserpfeife oder Stammkneipe?« Wir setzen uns auf die Terrasse der Rebell Lounge, einer Shishabar, in der Kermani gelegentlich eine Pfeife raucht, und entscheiden uns für den Tabakgeschmack Doppelapfel, dazu einen Pfefferminztee mit Honig.

Auf der Weidengasse brummen die SUVs vorbei, vielleicht ein Zeichen dafür, wie stark die Mieten in den Altbauwohnungen inzwischen gestiegen sind. Und während wir den Blick über die Kulisse der fortschreitenden Gentrifizierung schweifen lassen, kommen wir zur von Friedrich Merz im vergangenen Herbst losgetretenen Stadtbilddebatte. Da habe sich, meint Kermani, schon einiges verändert, man müsse ja nur das Elend im Bahnhofsviertel und in anderen Teilen der Innenstadt anschauen: »Bestimmte Stadtbilder sind wirklich erschreckend.«

Es sei ja auch nicht per se falsch, was Merz über das Stadtbild gesagt habe, nur führe es in die Irre, wenn man es monokausal mit Migration begründe. Die zunehmende Verarmung und Obdachlosigkeit erfasse Einzelne genauso wie Zugewogene. »Das Wildpinkeln ist ja eine ziemlich dumme Angelegenheit oder auch der Safttourismus grunzen, grölen, Frauen anmachen.« Glücklicherweise reicht es hier in der Weidengasse statt nach Urin eher nach Lahmacun. In diesen Dingen aber sei Köln eine Stadt wie andere auch, sagt Kermani, der offenbar keine naiven lokalpatriotischen Gefühle hegt. Inzwischen sei es vor allem seine Mutter, der zuliebe er noch hier wohne. Auf ewig müsse er nicht in Köln bleiben, schon gar nicht in der Innenstadt. Aber wohin denn sonst? Auf's Land, ins Meer, ins Ausland: In Deutschland wisse er keine Stadt, in der er lieber leben wollte als in Köln. Er sei eben gerne an einem Ort, den er gut kenne und dessen Veränderungen er im Schneckentempo beobachten könne. Und außerdem fühle ihn seine Arbeit als Schriftsteller und Reporter oft genug in Weitegegenden, wo er der fremde Beobachter sei.



Der Schriftsteller Navid Kermani, 58. In diesem Frühjahr erschien sein Roman »Sommer 24«

Warum ist er denn überhaupt von Siegen aus, wo Kermani 1967 geboren wurde, hier gelandet? Wegen des Fußballs, antwortet er prompt: »Klingt blöd, aber wenn ich nicht FC-Fan gewesen wäre, dann wäre ich wahrscheinlich nie hierhergezogen.« Selbst wenn das einige sportliche Enttäuschungen nach sich gezogen habe. Und da kann ich ihm als FC-Fan nur zustimmen.

Natürlich habe ihn auch das intellektuelle Milieu der Stadt angezogen, fügt Kermani hinzu, und dann beginnt er, vom Köln der Achtzigerjahre, als noch die Schriftsteller Heinrich Böll und Lew Kopelew in der Stadt wohnten, zu erzählen. Hier gerät er ins Schwärmen: Köln sei einmal ein »Dreh- und Angelpunkt« gewesen, eine, nein, die Kulturstadt Westeuropas. Noch immer gebe es Kultur in Köln, aber »weniger sichtbar«. Was das angehe werde die Stadt gerade abgehängt, von Berlin, Hamburg, München und sogar von spürbar kleineren Städten wie Frankfurt oder Leipzig. Schade sei das, sagt der Schriftsteller. »Denn die Begleitung für Kultur ist in Köln nach wie vor riesig.« Bloß habe die Kommune zu wenig Geld dafür. Ganz im Gegensatz zum Karneval. Dieser werde tatsächlich immer mehr zu einer Attraktion für auswärtige Pilger, die sich in einem alljährlichen Ritual halb tausenden und dann wieder abziehen. Das habe das Image der Stadt wahnsinnig verändert, und zwar nicht zum Guten, sagt Kermani und relativiert kurz darauf, so wie es für einen guten Kölner typisch ist: Er spricht nun von der »enormen Ruhe«, die ihm die vielen Bekannten und Freunde in der Stadt gäben.

Es sei ein Privileg, hier zu wohnen. »Aber wie das so ist bei alten Städten: Die haben bessere und schlechtere Zeiten gesehen.« Es mache aber schon etwas aus, dass die Mülleimer bei ihm im Viertel inzwischen wieder öfter geleert werden. Und ein bisschen kommt mir Navid Kermani plötzlich wie ein

Scheidungskind vor, das zwar dankbar ist, ein Sohn dieser Stadt geworden zu sein, sich aber doch insgeheim fragt, ob er nicht irgendetwas hätte anders machen können.

Dann ist der Tabak in der Shisha fast aufgebraucht und Kermani von der Stadtbilddebatte beim Rechtsstaat gelandet. Auch wenn die AfD nun Landtagswahlen gewinnt: Solange der Rechtsstaat funktioniert, bleibe er ihm ein einigermaßen ruhiger. Letztlich sei es bei einem Sieg der Nationalisten auch an anderen Bundesländern und erst recht im Bund aber nur eine Frage der Zeit, dass der Rechtsstaat in Deutschland geschleift werde, und spätestens dann werde es wirklich kritisch. Was ein wenig nach der Milde klingt, die er im Buch auch Konrad Adenauer gegenüber walten lässt. Er und seine Freunde hätten den früheren CDU-Bundeskanzler nie gemocht, er galt ihnen als Reaktionär, der Nazis rehabilitiert hatte. Inzwischen frage er sich: Was kann einer wie Adenauer einem beibringen? Kermani bittet um »ein bisschen mehr Demut vor seiner Lebensleistung.«

Dann ist der Tabak aufgebraucht und der Tee sagt der Schriftsteller. »Denn die Begleitung für Kultur ist in Köln nach wie vor riesig.« Bloß habe die Kommune zu wenig Geld dafür. Ganz im Gegensatz zum Karneval. Dieser werde tatsächlich immer mehr zu einer Attraktion für auswärtige Pilger, die sich in einem alljährlichen Ritual halb tausenden und dann wieder abziehen. Das habe das Image der Stadt wahnsinnig verändert, und zwar nicht zum Guten, sagt Kermani und relativiert kurz darauf, so wie es für einen guten Kölner typisch ist: Er spricht nun von der »enormen Ruhe«, die ihm die vielen Bekannten und Freunde in der Stadt gäben.

Dann brechen wir auf, und Kermani will mich noch ein Stück zu einem E-Scooter begleiten. So wird er, der für seine Reportagen regelmäßig die ganze Welt bereist, schließlich doch noch zum Gastgeber in seiner Stadt, mit der ihn schon seit einem halben Jahrhundert eine tiefe, aber herausfordernde Beziehung verbindet.

Als habe er Plagiatvorwürfe vermeiden wollen, weist Nettelbeck in einem konventionellen Literaturverzeichnis seine Quellen aus. Nur bei wenigen, unter »Diverses« geführten Passagen darf sich der Leser, wie im *Dolomitenkrieg*, der beunruhigenden Desorientierung aussetzen, die von Texten ohne Autor ausgeht – bevor er mithilfe von KI auch die entlegeneren Autoren identifiziert.

Apropos KI: Die Liquidierung des Autosubjekts, von der die Raubdrucker der Siebzigerjahre nur träumen konnten, wird heute Wirklichkeit. Die Antiquariatsbestände, die sie aufkaufen, um ihre Sprachmodelle zu füttern, sind für die Digitalkonzerne ja auch nichts anderes als »Materialien, die vorliegen und an denen jedermann auf seine Weise sein Vergnügen haben kann«. Wie so viele Ideen, die die 68er umtrieben, kehrt auch die Idee, Literatur zu zerschipseln, neu zusammenzusetzen und ihrer Aura zu berauben, heute auf unvorhergesehene Weise wieder.

Allerdings gibt es einen gewichtigen Unterschied: Man werfe eine KI ein paar beliebige Textbrocken zu, und sie wird, entsprechend instruiert, einen Zusammenhang, eine kleine These, einen dünnen Plot auspacken. Dagegen beruht die Ethik der Montage, die Nettelbeck vertrat, auf den ästhetischen Prinzipien von Schnitt, Ellipse und Unterbrechung. Gegen den Slop, den uns die Sprachmodelle heute vorsetzen, werden sich menschliche Autorsubjekte womöglich bald wieder als Sinnunterbrecher profilieren müssen.

Eine wohlthuende Unterbrechung unserer Lesegehnheiten stellt auch *Maurice Wilson* dar. Im Zeitalter der Autofiktion, in dem kaum eine literarische Äußerung dem Zwang zur persönlichen Beglaubigung entkommt, erinnert uns der Roman daran, dass die Aufblähung des Autor-Ich kein Naturgesetz darstellt. »Ein Zeichen einer starken Persönlichkeit ist die Liebe zum Unpersönlichen«, schrieb Susan Sontag. Eine Bemerkung, die ganz bestimmt auf Uwe Nettelbeck zu münzen ist.

Philipp Felsch, 54, ist Professor für Kulturgeschichte in Berlin. 2024 erschien von ihm »Der Philosoph«



Shida Bazyar, 38, steht mit »Die Lücken« auf der Shortlist des Deutschen Buchpreises

DAHEIM IN HEIMESBACH

Shida Bazyars »Die Lücken« ist der Roman der Stunde: Er erzählt vom deutschen Exil iranischer Familien, die ausgerechnet dort Schutz fanden, wo der Nationalsozialismus besonders mörderischer gewütet hat. Ein Spaziergang in ihrem Heimatort Hermeskeil

VON ADAM SOBOCZYNSKI

Den Kulturschock muss gewaltig gewesen sein. Die Eltern der Schriftstellerin Shida Bazyar flohen 1987 aus Teheran und zogen in den Hunsrück, das dünn besiedelte Mittelgebirge im tiefen Westen der Republik, das die meisten, wenn überhaupt, nur aus der großen Film-Trilogie *Heimat* von Edgar Reitz kennen. In Hermeskeil, wo ihre Tochter ein Jahr später zur Welt kam, wird bis heute ein gemütlicher moselfränkischer Dialekt gesprochen, in den man sich als Besucher doch sehr hineinfinden muss, um mehr als ein Geräusch zu vernehmen. Mit *Die Lücken* hat Shida Bazyar gerade einen großen Roman über dieses im Nachkriegsdeutschland zur Kleinstadt herangewachsene Dorf vorgelegt. Er handelt von den einstigen Nazis und Mitläufern im Ort und von den jüdischen Opfern, aber auch von denjenigen, die – wie ihre Eltern – dort Jahrzehnte später und Neid auf migrantische Schüler: »Wie angenehm es sein musste, wenn man die eigenen Ahnen ohne Zweifel freisprechen konnte.« Migranten irritieren im Roman zuverlässig die Herkunft der Eingeborenen, die verdrängte oder sehr bewusst verleugnete Familiengeschichte. In diesem Ort, heißt es an einer prägnanten Stelle des Romans, klappt »eine Lücke in der Luft«, als hätte man »der Luft etwas entrisen, und deswegen fällt das Atmen vielleicht so schwer, wenn man im Ort spazieren gehen möchte«.

Bazyar erzählt in kurzen Kapiteln, mit gewagten Zeitspringen, nur nach und nach erschließen sich das Gesamtbild, die Bezüge der Figuren zueinander, die Pointen der Handlung. Die Spannung, die der Roman erzeugt, ist analytischer Natur, was keineswegs abwertend gemeint ist. Man folgt dem Geschehen eben nicht linear, der Ort setzt sich im Prozess des Lesens als Mosaik zusammen, und das funktioniert, sobald man sich ein wenig in Hermesbach orientiert hat, ganz wunderbar. Etwas hochgestochen gesagt, dominiert in *Die Lücken* die Raumdimension zu Lasten der Zeitdimension, was einen Verfremdungseffekt erzeugt. Shida Bazyar steht damit in der Tradition Bertolt Brechts: Sie zielt nicht in erster Linie auf eine Einführung in die Figuren, sondern auf Erkenntnisgewinn. Der Roman rekonstruiert, wie wir wurden, was wir heute sind. Und er zählt völlig zu Recht zu den am meisten beachteten und gefeierten Romanen dieses Herbstes. Gleich nach Erscheinen Anfang September war er auf der Bestsellerliste.

Als ich Shida Bazyar treffe, um über ihren Roman zu sprechen, verabschiedet sich der Sommer mit heftigen Regenfällen. Hermeskeil ist eine sehr typische deutsche Kleinstadt, wie sie sich auch im Osten der Republik finden könnte: nicht unbühnbar, aber doch viel Leerstand im Ortskern. Immerhin gibt es noch ein paar Geschäfte für die besonders preisbewusste Kundschaft: die Norma-Filiale, Tedi mit seinem Haushaltswaren-Krimskram (auch Regenschirme), den NKD-Laden für Klamotten (»Niedrig Kalkuliert Discount«). Man ist hier umgeben von einer herrlich gewellten Gefügelandschaft, die eine mächtige Armee aus Windrädern ziert.

Wir spazieren durch die Straßen. Shida Bazyar zeigt Gebäude, die in ihrem Roman eine Rolle spielen. Das Rathaus, das in der Nazizeit zum Ort des Unrechts geworden war. Das blau angestrichene Orthopädiehaus Bonert, in dem die jüdische Familie Heimann wohnte, die man so lange bedroht und deren Scheiben man so lange einschlug, bis man die Volksschule auf ihrem Ackerland bauen konnte. 21 Juden aus dem Ort zählt Shida Bazyar in ihrem Roman auf, die in Auschwitz, Chelmno, Hadamar, in Łódź, Theresienstadt und in Treblinka ermordet wurden, darunter drei Mitglieder der Familie Heimann. Und hier ist das unscheinbare Gebäude, das eine das Gasthaus Eiden von der Lahr beherbergte, in dem die erste NSDAP-Ortsversammlung stattfand. Wir sehen uns auch die wuchtige, im pseudotraditionalistischen Stil erbaute Jugendherberge und das sogenannte Staatsjugendheim der HJ an, heute in der Nachbarschaft von Ahnets Kebaphaus gelegen.

Shida Bazyar hat für ihren Roman akribisch recherchiert, aber sie hatte außerdem eine wichtige Quelle, die sie auch im Roman erwähnt, die Studie *Juden im Gaumstendorf* von Heinz Ganz-Ohlig (Paulinus-Verlag, Trier 2018). Es ist nicht untypisch, dass die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit im Ort recht spät einsetzte. Seit einem guten Jahr ist vor dem Rathaus eine Schautafel mit einer Stadtkarte angebracht, auf der die wichtigsten Spuren jüdischen Lebens verzeichnet sind. Man kann mit seinem Handy einen QR-Code scannen und eine Audioführung durch den Ort machen. An dem Projekt war Shida Bazyar selbst beteiligt, sie erzählt es mit beiläufiger Selbstverständlichkeit. Wenn in Talkshows immer beschwörend von der

Zivilgesellschaft die Rede ist, dann kann man in so kleinen, engagierten Orten wie Hermeskeil sehr konkret erleben, dass sie eben nicht nur ein wohlfeiles Schlagwort ist.

Zum Abendessen geht es in das Ristorante Pizzeria Amico Mio, das im Hallenbad der Stadt untergebracht ist. Shida Bazyar ist eine sehr aufmerksame, sehr konzentrierte Gesprächspartnerin. Sie plaudert nicht drauflos, sie legt Wert auf bedachtige Präzision, vor allem dann, wenn sie über ihre Familie spricht. 2016 ist ihr Debütroman *Nacht ist es leise in Teheran* erschienen. Im März dieses Jahres stand die englische Übersetzung auf der Shortlist des renommierten britischen International Booker Prize. Sie erzählt darin von der Fluchtgeschichte einer iranischen Familie, und wer will, kann *Die Lücken* auch als eine thematische Fortsetzung dieses Romans begreifen.

Wie sehr war den eigenen Eltern bewusst, dass sie in ein Land, in einen Ort mit einer mörderischen Vergangenheit gezogen waren? »Für meinen Vater als Kommunisten- und später KPD-Mitglied war das ein Problem, aber ich war hier nicht geboren worden, wenn man nicht vorher Menschen verfolgt und ermordet hätte.«

Shida Bazyars Roman ist ein im besten Sinne waghalsiges Projekt, es verknüpft den Holocaust mit der späteren Einwanderung in die Bundesrepublik. Er veranschaulicht, wie fragil und kompliziert Heimat ist, aber er zeigt auch, dass man aus der Geschichte Lehren ziehen kann. Und *Die Lücken* sind, wie man immer so schön sagt, tatsächlich der Roman der Stunde. Denn ob diese Lehren nachhaltig sind, steht politisch mehr denn je infrage.

Navid Kermani: Köln. E Jeßbl;
C. H. Beck, München 2026; 175 S.,
23,- €, als E-Book 19,99 €

Shida Bazyar: Die Lücken.
Roman; Kiepenheuer & Witsch, Köln 2026;
512 S., 25,- €, als E-Book 19,99 €

Immer nach Hause

Die südkoreanische Nobelpreisträgerin Han Kang erzählt von ihrem größten Glück. Es hat 50 Quadratmeter

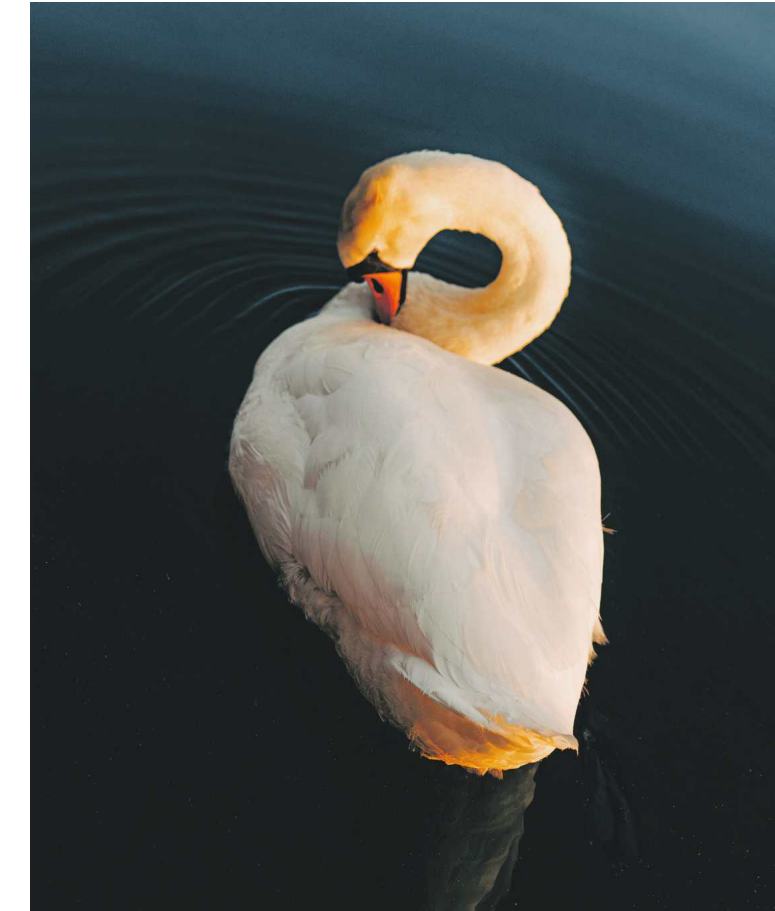
VON VOLKER WEIDERMANN

Wie wird das sein, am Ende des Lebens, wenn alle Geschichten geschrieben, alle Fehler gemacht, alle Gedanken gedacht worden sind? Han Kang, die Nobelpreisträgerin aus Südkorea, hat ans Ende ihres neuen, schmalen, goldgelben Buches mit dem Titel *Der Goldene Faden* ein kleines Kapitel gestellt, es ist nur acht Seiten lang, drei Seiten davon sind weiß, auf einer sind koreanische Schriftzeichen, auf einer ist ein Schwarz-Weiß-Foto abgebildet, wir sehen eine Glastür, ein Fenster, einen winzigen kleinen Patio dahinter, davor ein Tisch, ein Laptop darauf, eine Brille, ein paar Bücher, auf die Wand gegenüber fällt ein sanfter Sonnenstrahl. »Wenn mein Leben gelebt ist« heißt das letzte Kapitel. Nur wenige Zeilen lang. Einige lauten so: »Ich habe das Leben fest umarmt. (Durch mein Schreiben.)« Und: »Ich bin Menschen begegnet. Sehr innig. Sehr intensiv. (Durch mein Schreiben.)«

Han Kang ist eine Frau, die vor allem in ihrem Schreiben lebt. Ich hatte schon mehrmals die Gelegenheit, mit ihr über ihre Bücher zu sprechen. Am Anfang ist da immer eine große Scheu. Sie spricht eigentlich nicht gern über ihr Schreiben. Sie hat doch alles, was sie weiß, in ihre Bücher gelegt. Wozu noch sprechen? Aber je länger die Gespräche dauerten und je öfter wir uns trafen, desto vertrauter und schöner wurden die Gespräche. Diesmal ist es nur ein Videogespräch, sie ist in einem hellen Zimmer in London, wo sie jetzt für eine Weile lebt, weil ihr Sohn dort studiert, und sie begleitet ihn ein bisschen. Sie genießt es, sagt sie, im Sommer in London zu sein, es ist vergleichsweise kühl, und sie ist gern in der Nähe ihres Sohnes. Und sie wird nicht erkannt auf den Straßen. Wird sie in Seoul oft erkannt und angesprochen? Sie ist die erste Literatur-Nobelpreisträgerin ihres Landes, ihre Auszeichnung war eine sehr große Sache in Korea. »Nicht mehr so sehr«, sagt sie. »Ich war die Sensation der letzten Saison«, ergänzt sie und lacht ihr leises Lachen. Und man glaubt ihr sofort, dass es ihr überhaupt nichts ausmacht, dass dieser kurze, große Ruhm sich wieder verliert.

Ihr neues Buch enthält ihre Nobelpreisrede und einige Gedichte und Gedanken, kleine Essays und ein Gartentagebuch. Dieses ist, neben der Nobelpreisrede, der Kern des Buches. Sie hat, das erzählt sie jetzt hier von London aus mit einem fröhlichen Lächeln, vor einer Weile in Seoul ein Haus gekauft, ein sehr kleines Haus, 33 Quadratmeter auf einem Grundstück von 50 Quadratmetern. Sie mochte es sofort. Es ist ihr erstes eigenes Haus, sie war 48 Jahre alt, als sie es kaufte. Jetzt ist sie 55. Vorher hat sie viele Jahre unter schrecklichen Schlafstörungen gelitten. Seitdem sie in das Haus gezogen ist, schläft sie gut. Sie wusste nicht, warum. Eines Tages kam ihre Mutter zu Besuch und sagte: »Das Haus ist ja genauso wie das Haus deiner Kindheit, wo wir lebten, als du ganz klein warst.« Han Kang konnte sich bewusst gar nicht mehr daran erinnern. Aber in dem Moment wurde ihr klar, dass sie unbewusst eine Erinnerung an das Haus ihrer Kindheit gekauft hatte. Und dass wahrscheinlich deswegen die Alträume und die Schlafstörungen dort nun endlich aufhörten. Es war ein Nachhausekommen, alle Heimat war nun in einem neuen Haus.

Han Kangs Werk wurzelt unter anderem tief in der Welt der Romantik. Vom Roman-



»So ein kleines Grundstück habe ich noch nie gesehen«, sagte der Gärtner und ließ sich nicht entmutigen

tiker Novalis, der die blaue Blume als Sehnsuchtsziel beschrieben hatte, stammt auch das Wissen um die Richtung allen romantischen Lebens und Schreibens: »Wohin gehen wir? Immer nach Hause.« Han Kang lacht, als ich diese Novalis-Erinnerung zitiere. Ja, die kenne sie natürlich, aber bei ihrem Hauskauf und ihrer symbolischen Heimkehr habe sie ehrlich gesagt nicht an Novalis gedacht.

Ihr größtes Glück, das sie mit dem Hauskauf miterwarb, ist der winzige Garten, der zum Haus gehört. Immer schon hatte sie von einem eigenen Garten geträumt, wusste

recht genau, welche Bäume und Pflanzen sie haben wollte, nur wusste sie nicht, wie man das machen. Sie bestellte einen Gärtner; der kam, sah das winzige Stückchen Erde hinter einer hohen, alles Licht abschirmenden Mauer, sagte: »So ein kleines Grundstück habe ich noch nie gesehen«, und lächelte. Ließ sich aber nicht entmutigen. Han Kang hatte sich eine erstaunlich lange Liste mit Trampfpflanzen ausgedacht, die sie in ihrem Garten blühen und wachsen sehen wollte. Der Gärtner brachte etwas Realitätssinn in die Blümenträume.

Han Kang: *Der Goldene Faden*. A. d. Korean. v. Ki-Hyang Lee; Claassen, Berlin 2026; 176 S., 25,- €, als E-Book 18,99 €

regelmäßig neu ausrichten muss. Mitunter alle fünfzehn Minuten. Und das ist schon eine ziemlich schöne Vorstellung, die Dichterin im Sommer in Seoul, alle fünfzehn Minuten ihren Schreibtisch verlassend, um der Sonne zu folgen, ihre Strahlen einzusammeln und auf die zarten Pflänzchen auszurichten. Eine Sonnensammlerin ist sie geworden.

Und das ist in vielerlei Hinsicht eine Neuausrichtung ihres Lebens und Schreibens. Das Zimmer, das sie zuvor bewohnte, ging Richtung Norden raus, nie schien die Sonne hinein. »Ich bin ein Mensch der Nordseite geworden«, schreibt sie in einem älteren Text. Und dann ist da der Schnee, eine in Schnee versinkende Welt, da sind traurige Menschen, die langsam von Schnee bedeckt werden, der Sohn der Protagonistin aus ihrem Roman *Griechischstunden* hat für seine Mutter den ihm passend erscheinenden Namen ausgesucht: »Traurigkeit des Schnees, der im Überfluss fällt«.

»Ich gehe jetzt Richtung Frühling«, sagt sie nun. Im Leben und im Schreiben. Ein Mensch der Nordens ist sie auch nicht mehr. Die Mauer, hinter der die Sonne scheint, weist in Richtung Süden. Es kommt jetzt nur darauf an, die Spiegel richtig auszurichten.

Zwei Fragen, das hat Han Kang in ihrer Nobelpreisrede gesagt, beschreiben den Kern ihres Denkens: »Warum ist die Welt so gewalttätig und schmerzvoll? Wie kann die Welt gleichzeitig so schön sein?« Als sie acht Jahre alt war, schrieb sie ihr erstes Gedicht. »Was ist Liebe? Ein goldener Faden, der Herz mit Herz verbindet«, heißt es darin. Und als sie zwölf Jahre alt war, entdeckte sie im Bücherregal ihrer Eltern ein Buch mit Fotos, die das schreckliche Massaker von Gwangju dokumentierten, über das sie später unter anderem den Roman *Menschenwerk* schrieb. Zwischen Liebe und Massaker, Unschuld und Brutalität hat sie den Bogen ihres Werkes aufgespannt. Das macht die Dramatik und die Spannung und die Intensität von Han Kangs Schreiben aus.

Sie erzählt, dass sie sich beim Schreiben jedes Romans ganz und gar verliere. Dass sie vollkommen in der Romanwelt aufgehe und danach immer große Schwierigkeiten habe, sich wieder in der sogenannten realen Welt zu verankern. »Dazwischen schreibe ich dann immer Tagebücher, viele, viele Seiten. Und schreibend komme ich dann langsam immer wieder in der Wirklichkeit an.« Wie viele Bände sind das inzwischen? »Ungefähr vierzig«, sagt sie und dass sie sich dabei tagebuchschreibend meist wieder dem nächsten Romanstoff annähert.

Und dann erzählt sie noch einmal von ihren Pflanzen hinter der Mauer und dass ihr Ahorn, den sie besonders mag, jetzt schon so groß sei, dass er keiner Spiegel mehr bedarf. Er ist über die Mauer hinausgewachsen. Er kann nun das ihm zum Leben nötige Licht selbst sammeln. Wie die Bücher, wenn sie geschrieben sind und nicht mehr fortgeschrieben werden müssen. Die letzte Zeile in dem kurzen Text mit dem Titel »Wenn mein Leben gelebt ist« heißt: »Sonnenlicht. Lange habe ich es in mich aufgesogen.«

Dann klingt es fast nach Lorient

Bei Max Czollek reist ein junger Jude durch Deutschland, stets auf der Suche nach dem nächsten Horror. Kann das gutgehen?

VON DAVID HUGENDICK

Wer ein zertifizierter Untergangsprophet ist und wer bloß ein jammernder Aufschneider, lässt sich ohne historischen Abstand kaum unterscheiden. Sogar die Hauptfigur dieses Buchs weiß zuweilen selbst nicht, zu welcher Kategorie sie gehören mag, und grundsätzliche Bedenken, an sich, an der Welt, trägt dieser Mann bereits im Namen, was er lautend erwähnt: »wie Mendelssohn, aber mit Zweifel« – so oft, bis es im ohnehin recht knappen Roman des Berliner Essayisten, Lyrikers und Theaterautors Max Czollek, 39, bald klingt wie Lorient: »Mein Name ist Lohse, ich kaufe hier ein«.

Weil dieser Zweifelsohn allerdings eine starke Katastrophenahnung hat im Deutschland der Gegenwart, begibt er, ein junger Jude, sich auf Reisen, entweder als Therapie oder zur Bestätigung seiner düsteren Erwartungen. Zweifelsohn lebt zwar unter Deutschen. Trauen sollte man ihnen und den Oberflächen aber nicht, trotz

Erinnerungskultur und demokratischer Bekenntnisse, und »vielleicht war es ja wirklich seine besondere Gabe, dass er die Risse im Mauerwerk sehen konnte«.

Zweifelsohn spürt es deutlich: Die heutigen Fassaden des Landes wirken wie aus »dünnerem Eis«, unter den Gehwegplatten wogt »ein uralter Ozean«, in dem er meint, »die Schatten ahmender Tiere zu erkennen« – es sind Tiere, die »bloß auf den richtigen Moment lauerten, ihre tiefen dunklen Augen zu öffnen, die langen Tentakel auszustrecken und ihn hinabzuziehen in ihre beunruhigende Tiefe«.

Er fährt nach Wien, wo ihm die dunklen Volkswagen der Gestapo einfallen; er reist nach München, wo er ans KZ Dachau denkt, an die Nazis, die Pflanzen nach anthroposophischen Grundsätzen züchteten, auch ein bisschen an Freddie Mercury und Rainer Werner Fassbinder, aber dann doch schnell wieder an Hitler. Er fährt nach Nürnberg,

dem Ort des »auf ewig verlorenen Nazivision Song Contest«; in Weimar, zwischen Ettersberg (also Buchenwald), DDR-Vergangenheit, Goethe und Schiller, denkt er: »Land der Dichter und Denker, Richter und Henker, Schlichter und Banker, Schichtarbeiter und Rentner«.

Es ist ein Reisebuch, ein inneres, assoziatives, voller Alpträumereien eines einsamen Sehers, der viel im Zug sitzt, zuweilen in einem anderen deutschen Reiseroman (Christian Krachts *Fischerland*) liest und den nicht richtig versteht, der aus dem Fenster schaut und »die Gedanken da einsammelt, wo er sie vor dem Einschlafen baumeln ließ wie schweißnasse Wäsche«, der sich verzweifelte, selbstberuhigende Pointen abringt: »Der neue Faschismus steht schon in den Startlöchern, bekommt aber bloß eine Flotte kaputter Züge an die Hand, mit denen sich keine konsequente rechtsradikale Umgestaltung der Bevölkerung mehr betreiben lässt.«

Max Czollek: *Zweifelsohn*. Roman; Tropen, Berlin 2026; 208 S., 22,- €, als E-Book 17,99 €

Damit alles immer besser wird

Wie führt man eine glückliche Beziehung? Die Philosophin Svenja Flaßpöhler sucht nach unideologischen Antworten

VON WOLFGANG SCHMIDBAUER

Brauchen wir die Philosophie, um Paarbeziehungen zu verstehen? »Unbedingt«, wird jeder sagen, der das neue Buch der Philosophin Svenja Flaßpöhler gelesen hat. *Zusammenbleiben. Von der Freiheit fester Bindungen* fließt wie ein ruhiger, klarer Fluss neben den durch ständige Urteilsfreudigkeit aufgewühlten Gewässern, in denen die schnelle Trennung von toxischen Beziehungen propagiert wird, Patentrezepte in Sachen Polyamorie ausgestellt und die kompliziertesten Fragen schließlich mit dem einfachsten Lösungsvorschlag bedacht werden: Wäre es nicht am besten, wenn sich Männer nur noch für Männer, Frauen nur noch für Frauen interessiert und heterosexuelles Zusammenleben völlig eingestellt würde?

Rein quantitativ hat die Psychologie ihrer erstgeborenen Schwester, der Philosophie, längst das Wasser abgegraben. Das liegt daran, dass sie sich bereitwillig in den Dienst der Konsumgesellschaft stellt und außerdem dazu neigt, schnelle Lösungen zu vermarkten. So kommen reihenweise unglückliche Männer und Frauen in die psychotherapeutische Praxis, weil sie sich aufgrund von Psycho-Schlagworten wie Borderlinerin oder Narziss aus einer Beziehung verabschiedet haben und jetzt wissen wollen, wie sie endlich den oder die Richtige finden.

Liebe beginnt mit Erregung, Leidenschaft, der Suche nach mehr Lust, mehr Nähe, mehr Sicherheit. Wenn es gut geht, verwandelt sie sich in Dankbarkeit und Kooperation und den Willen, das gewonnene Gute zu erhalten. Dazu aber muss die schier unvermeidliche Gier gezügelt werden, immer mehr aus einander herauszuholen oder für jedes Misslingen den anderen verantwortlich zu machen. Sobald das psychologische Denken vorgibt, ein objektives, naturwissenschaftlich begründetes Urteil über Menschen fällen zu können, beginnt es auch, eher den destruktiven als den konstruktiven Kräften in einer Liebesbeziehung zuzuarbeiten.

Klar und verständlich legt Flaßpöhler dar, was die Philosophie des 19. und 20. Jahrhunderts zum Thema beigetragen hat. Dabei gewinnen die Gedankengebäude der großen Denker dadurch an menschlicher Substanz, dass die Autorin Einblicke in ihre eigene Beziehungsgeschichte erlaubt. Flaßpöhlers Ehe erscheint als eine gelungene Mischung aus Intimität und Takt. Die Kinder, der Haushalt, der Beruf: Alles soll gerecht zwischen den Partnern verteilt sein, wodurch sich der Segen und Fluch der Emanzipation offenbart. Was traditionelle Familienbilder früher unhinterfragt vorgaben, muss nun gemeinsam ausgehandelt werden, manchmal auch im Streit. Solange darüber aber die

Wärme und das Interesse am Gegenüber nicht verloren gehen, stärkt dieser Prozess die Bindung.

Wo der psychologische Blick hier schnell zu einem Urteil über den anderen kommt (Du bist schuld, wenn es nicht klappt), eröffnet der philosophische Blick seit den griechischen Ursprüngen die Chance auf Selbsterkenntnis: Erkenne dich selbst, und vertiefe dich in deine eigene Unwissenheit.

Entgegen allen Ideologien sucht Flaßpöhler nach einem Paarmodell, in dem die gegenseitige Attraktion durch gelingende Kooperation im Lauf der Zeit sogar noch steigt. Bindung erscheint dann nicht als Fessel, sondern als Magnetismus. Es darf Streit geben, solange er sich nicht in Rechthaberei erschöpft, sondern pragmatisch an den Stärken und Schwächen der Beteiligten ausrichtet. »Was wäre, hier und jetzt, gut?«, fragt Flaßpöhler. »Und was wäre eigentlich schön? Die Schönheit übersteigt bloßes gegenseitiges Aufrechnen. Vielmehr geht es um die Stimmigkeit eines Gesamtbildes, um Atmosphäre. Nicht im Sinn einer künstlich hergestellten, scheinheiligen Stimmung, das wäre Schönheit ohne Substanz; also reine Fassade. Die schöne Atmosphäre lebt vom Überschuss. Davon, dass mehr da ist, als da sein müsste. Aus Lust an der Gabe.«

Dabei weiß Flaßpöhler um die Anstrengungen, die die Suche nach der eigenen Beziehung erfordert. Es handelt sich um ein permanentes Ausbalancieren, bei dem das Gegenüber gestützt werden muss, wenn es zu fallen droht. Wer das meistern will, muss beginnende Schieflagen früh erkennen. Als Negativbeispiel führt Flaßpöhler Justine Triets Film *Anatomie eines Falls* an. Er erzählt von einem katastrophal gescheiterten Versuch, das Kräfteverhältnis in der Beziehung auszuhandeln. Ist der Mann (Samuel) schuld, weil er sich davon kastriert fühlt, dass seine Frau mehr Erfolg hat als er? Oder trägt die Frau (Sandra) die Verantwortung, weil sie seine Verletzlichkeit ignoriert?

Samuel personifiziert die von der Stärke ihrer Frauen frustrierten Männer, so wie Sandra für alle Frauen steht, die sich ihrer eigenen Macht nicht bewusst sind und ihre Männer dadurch in einen destruktiven Zustand bringen. Flaßpöhlers Fazit: »Wer in einer modernen Beziehungskonstellation langfristig ein Gleichgewicht finden will, muss das Reich der Ideologien endgültig verlassen und als Paar lernen, sich gegenseitig Halt zu geben. Gelingt das nicht, droht der Absturz.«

Wolfgang Schmidbauer, 85, ist Psychoanalytiker und hat über 50 Bücher veröffentlicht, zuletzt mit Dorothea Siegle »Wenn Sie wüssten, wie ich wirklich bins« (2025)

Svenja Flaßpöhler: *Zusammenbleiben*. Von der Freiheit fester Bindungen. Klett-Cotta, Stuttgart 2026; 304 S., 25,- €, als E-Book 19,99 €

ANZEIGE

Frohes Festival

Das Festival für Literatur & Politik

27.-28.11.2026 silent green Berlin

Jetzt Tickets sichern!
www.frohes-festival.de

Eine Veranstaltung von

In Kooperation mit

Netzwerkpartner

HOLTZBRINCK BERLIN
INSPIRE TOGETHER

DIE ZEIT
VERLAGSGRUPPE

KONRAD
ADENAUER
STIFTUNG

Friedrich
Ebert
Stiftung

BUCHBOX!
Buchhandlung

ANZEIGE

Ein Roman voller Poesie und Menschlichkeit.

»Thomas Schlessers versteht es, Lust darauf zu machen, Gedichte zu lesen.«
Télématin

piper.de/schlessers

THOMAS SCHLESSER
Der Gärtner und die Katze
ROMAN
PIPER

ISBN: 978-3-492-07493-3, € 26,00 (D) | 384 Seiten

Reichtum verdirbt die Moral und die Ehe, aber man kann sich davon ein Haus kaufen

In den Romanen von Vigdis Hjorth tun sich die alltäglichen Abgründe ihrer norwegischen Heimat auf. Damit hat die große Existenzialistin ihre Familie gegen sich aufgebracht. Und nun hat sie sich in ihrem neuen Roman endlich auch die Geschichte mit dem Alkohol vorgenommen

VON TIMO POSSELT



Die Schriftstellerin Vigdis Hjorth, 67, im Wohnzimmer ihres Holzhauses auf der Insel Nesøya bei Oslo

In dieser bürgerlichen Gegend wohnt also die große Existenzialistin der norwegischen Gegenwartsliteratur? frage ich mich kurz unsicher, als ich im Bus zum Haus der Schriftstellerin Vigdis Hjorth sitze. Von Sandvika aus, einem Vorort von Oslo, habe ich die Brücke auf die Insel Nesøya überquert. Dort stehen zwischen Fichten, Kiefern und Birken großzügige rot oder weiß gestrichene skandinavische Holzhäuser in gepflegten Gärten, in denen Wimpel in den norwegischen Landesfarben wehen, Teslas auf den Vorplätzen parken und Motorjachten an den Stegen in den Fjord angelegt sind. In dieser wohlstandssatten Nachbarschaft also schreibt Vigdis Hjorth ihre reduzierten Romane über die ganz alltäglichen Abgründe mittelständischer Existenzen?

Als ich die Einfahrt zu ihrem Holzhaus hochgehe, bellt ein Hund vom Balkon. Und da erscheint auch schon die Schriftstellerin und entschuldigt sich für ihren grauen Boxer, sie komme gleich mit ihm runter. »Dann kann er dich kennenlernen.« Als Hjorth die Tür öffnet und mich begrüßt, sagt sie, Mikkel, der Hund, sei aufgeregt, weil nicht oft Besucher kämen. »Außerdem mag er Männer.« Nach einer schlabberigen Begrüßung muss Mikkel in einen Zwinger im Wohnzimmer, und Hjorth führt mich in die Küche. Die Wände ihres Blockhauses sind aus dunklen Baumstämmen. Durch die großen Fenster und die Birken im Garten fällt die warme Morgensonne ins Wohnzimmer auf einen handgewebten Teppich, die hüfthohen, überladenen Bücherregale und zwei Ledercouches, in die wir uns, bei Smarties und Instantkaffee, gleich setzen werden. Sie habe drei Kinder von einem »sehr tollen norwegischen Ehemann«, erzählt Hjorth und entschuldigt sich dafür, dass sie einfach so drauflosplaudere. Sie sei eben eine *snakkemaskin*, eine »Plaudermaschine«. Der Ehemann also sei aus einer alten Schiffsreederei gekommen und habe schon früh viel geerbt. »Das war zwar nicht gut für die Ehe, aber nach der Scheidung konnte ich mir dieses Haus kaufen.« Als sie es Ende der Neunzigerjahre von einer Bank erwarb, habe es vorher lange leer gestanden, erzählt sie, die Gegend sei noch nicht so schick gewesen wie heute. Jahre später sei sie von einem Obdachlosen an der Bushaltestelle in Sandvika gefragt worden: »Bist du nicht Vigdis Hjorth? Dann wohnst du in meinem Haus«, sagte der Obdachlose. Legendär habe sie herausgefunden, dass er Theologe war, sich verschuldet und das Haus an die Bank verloren habe und schließlich, obwohl die Gemeinde ihm eine Wohnung gab, auf der Straße gelandet sei. Eine Geschichte wie aus ihren eigenen Romanen, wo sich mitten in der norwegischen Idylle von stilvollen Blockhäusern am Fjord moralische Abgründe aufzun. So ist es auch in ihrem neuesten Roman *Der gute Mensch von Sandvika*.

Nicht zufällig erinnert der Titel an Bertolt Brechts *Der gute Mensch von Sezuan*. Hjorth hatte das Stück mit zwölf Jahren bei ihrem ersten Theaterbesuch gesehen, seitdem hat es sie nicht mehr losgelassen. Und jetzt spielt sie es hier, in ihrem eigenen Wohnzimmer, für mich noch mal nach: Je nach Figur hebt und senkt sie ihre Stimme, dabei steht sie immer wieder auf und setzt sich wieder. Dann fasst sie Brechts Geschichte der Sexarbeiterin Shen Te, die von den Göttern mit einem Vermögen ausgestattet wird und sich durch ihre Nächstenliebe zu ruinieren droht, noch einmal in deren eigenen, resignierten Worten zusammen: »Gut sein zu anderen und zu mir konnte ich nicht zugleich.« Helfen sei schwer, denn die Welt sei schwierig. In Brechts Stück erfindet Shen Te einen empathielosen Vetter, in den sie sich immer wieder verwandelt, um Hilfsbedürftige abzuwehren und so sich selbst zu retten. Dieses Problem habe sie schon als Kind beeindruckt, sagt Hjorth. Damals habe sie oft nicht einschlafen können, weil die Bilder der Hungernden des nigerianischen Biafra-Kriegs im Fernsehen liefen. Am liebsten hätte sie damals jedem

Bertler, dem sie mit ihren Eltern begegnete, all deren Geld geben wollen. »Die Welt schreit nach Güte, und man möchte helfen, aber die Gesellschaft bringt einem bei, diesen Impuls zu unterdrücken.«

Anders als Brecht, der seine Kapitalismuskritik an ein exotisiertes China delegiert, verlegt Hjorth das moralische Paradox in eine Eckkneipe in Sandvika. Die Erzählerin, die Hjorth in vielem gleicht, geht zum Trinken und zum Schreiben dorthin. Hier taucht sie ein in eine bierrinkende Parallelwelt zu ihrer gutbürgerlichen Existenz. Warum die Kneipe so leer sei, das muss ihr eines Abends der polnische Wirt erklären: Die Sozialhilfe werde erst am nächsten Tag überwiesen. Tags darauf beschlagen die Scheiben des mit liebevoll beschriebenen Trinkergestalten rappelvollen Raums: ein verlassener Familienvater, der sein Selbstmitleid über die Scheidung zu erröthen versucht. Ein Ex-Maoist und angeblicher Libanon-Veteran, der aus einem silbernen Zigarettenetui Hasch und allerlei Pillen vertritt, das brachte ihm den Namen »Pillen-Kröte« ein. Und eine junge Frau unter all den Männern, »ein wenig mollig, mit einem einfältigen Gesicht, fein und kindlich«, die »Stunde um Stunde in vollkommener Ruhe« ihre Biere trinkt. Sie heißt Ada und spielt, von den anderen unbemerkt, jeden Samstagabend Lotto. Die Erzählerin freundet sich, mithilfe ihres Hundes, mit Ada an und bemerkt als Einzige, dass diese eines Abends tatsächlich im Lotto gewinnt. Es ist jener Geldsegen, der bei Brecht von den Göttern kommt und bei Hjorth, typisch Skandinavien, von der staatlichen Lotteriegesellschaft. Der stellt Ada vor dasselbe moralische Dilemma wie Shen Te oder, wie es hier in Anlehnung an Brecht heißt: »wer den Verlorenen helfen wolle, sei selbst verloren.«

Für Hjorth ist die Frage in Norwegen noch drängender als anderswo. »Gerade wir müssen uns doch fragen, was wir mit unserem Reichtum machen.« Der norwegische Staatsfonds beträgt zurzeit umgerechnet mehr als zwei Billionen Euro und stammt hauptsächlich aus der staatlichen Öl- und Gas-Förderung der vergangenen fünfzig Jahre. »Bevor wir mit Öl reich wurden, war es einfacher«, sagt Hjorth. »Wir waren ein armes Land und hatten keine moralischen Probleme zu lösen. Erst seit wir finanziell so groß geworden sind, sind wir die gleichen Kapitalisten wie alle anderen.« So betrieb die staatliche Ölgesellschaft Equinor in Nigeria profitorientierte Förderung, verschmutzte dabei die Umwelt und verletzte Menschenrechte. Hjorths große Kunst ist, wie sie ihren politischen Furor literarisch in konkreten existenziellen Situationen komprimiert. In *Der gute Mensch von Sandvika* stürzt der Lotteriegewinn Ada in eine Krise, weil das, was »sie sich niemals vorgestellt und worauf sie vielleicht nicht wirklich gehofft hatte, geschehen war.« Die Erzählerin beobachtet sie dabei, fragt sich, ob sie das Geld nun anlegen wird, oder ob sie es einfach versäuft, wie es die anderen Trinker wohl tun würden. Bevor Ada unter der Last des plötzlichen Reichtums zu zerbrechen droht, findet sie einen Ausweg, doch ob der sie retten kann?

Davon erzählt Hjorth, makellos übersetzt von Gabriele Haefs, auf gerade einmal 176 Seiten in einer reduzierten Sprache und mit den für sie so typischen Wiederholungen. Diese wirken manchmal, als möchte sie die Probleme ihrer Figuren mit ständig anderen, aber ähnlichen Worten abklopfen, um sie, wenn schon nicht zu lösen, wenigstens sprachlich möglichst genau zu erfassen. Lässt man sich auf diesen redundanten Stil ein, kann er süchtig machen. Wie beispielsweise in ihrem Roman *Ein falsches Wort* (Dt. 2024), der sie international bekannt machte. Der erzählt von einem geschwisterlichen Erbstreit um zwei Ferienhäuser und mündet in der Frage, wessen Wahrheit in einer Familie anerkannt wird und wessen nicht. Bei seinem Erscheinen im norwegischen Original 2016 löste der Roman eine Debatte darüber aus, ob Schriftsteller ihre Mitmenschen zum Gegenstand ihrer Literatur machen dürfen und vor allem,



Sie sei eine *snakkemaskin*, sagt Vigdis Hjorth: eine Plaudermaschine

»Bier bringt dich dazu, dich so zu fühlen, wie du dich ohne Alkohol fühlen müsstest«

Schriftstellerinnentisch mit O-Saft



Vigdis Hjorth: *Der gute Mensch von Sandvika*. A. d. Norw. v. Gabriele Haefs; S. Fischer, Frankfurt a. M. 2026; 176 S.; 24,- €, als E-Book 19,99 €

ANZEIGE

Warum wir das Gute neu erfinden müssen

Die ultimative Gebrauchsanweisung für den gesunden Menschenverstand



Die Welt ist reicher und technisch mächtiger denn je, doch zugleich menschlich zerrissener. Vermögen und Technologien wachsen rasant, während Ohnmacht und Entfremdung immer größere Räume erobern. Moral bleibt häufig Appell. Ethik bleibt Theorie. Das Böse kennt kaum Grenzen und keine Skrupel.

Deshalb reicht es nicht mehr, das Gute zu fordern. Es muss wirksam und erfolgreich werden. Dieses Buch entwickelt die Idee einer Monetarisierung des Guten und stellt mit der Konkretik ein gesellschaftliches Navigationssystem vor. Es zeigt, wie Menschen, Unternehmen und Institutionen das bestmögliche Humane erkennen, einüben und tatsächlich umsetzen können.

368 S. | € 28,00
ISBN 978-3-451-03797-9

herder.de

HERDER

KINDER- UND JUGENDBÜCHER

Acht Empfehlungen für Leserinnen und Leser zwischen 3 und 16 Jahren – und für alle vor- und mitlesenden Erwachsenen

Ab 3 Jahren

Monster im Nacken

Vor 30 Jahren zeichnete Axel Scheffler den ersten Gruffelo, nun gibt es ein neues Buch mit einer Untier-Oma. Wie die entstanden ist, hat der Illustrator KATRIN HÖRNLIN in London gezeigt

Eine Monstergeburt ist eine Qual: »Ich bin des Lebens nicht mehr froh, denn mich bedrückt ein Gruffalo«, reimte der Illustrator Axel Scheffler vor bald 30 Jahren. Und weiter: »Schlag ich früh die Augen auf, sitzt Gruffalo schon auf mir drauf.« Insgesamt sechs augenzwinkernde Verse dichtete Scheffler, zeichnete dazu passende Skizzen und fixte sie an eine befriedigte Kollegin. Das war 1997, und damals ahnte noch niemand, dass Schefflers Monster eine Weltkarriere bevorstand. 1999 erschien *Der Gruffelo*, Julia Donaldsons Geschichte von der kleinen cleveren Maus, die nicht nur andere Waldtiere, sondern auch ein dusseliges Monster austrickst. Das Bilderbuch wurde in 119 Sprachen übersetzt, hat sich zusammen mit dem zweiten Band *Das Gruffelo-Kind* 18 Millionen Mal verkauft – und seine Schöpfer reich und berühmt gemacht. Donaldson setzt in Großbritannien mehr Bücher um als J. K. Rowling. Scheffler, gebürtiger Hamburger, saß im vergangenen Dezember an der langen Tafel auf Schloss Windsor, als King Charles zu Ehren des Besuchs von Bundespräsident Steinmeier zum Staatsbankett lud. Der 68-jährige Illustrator, der zum Studium nach Großbritannien ging, kann sich dank des Gruffelo ein Haus im wohlhabenden Londoner Stadtteil Richmond leisten.

Besucht man Scheffler dort, kann man aber auch sehen, dass der Gruffelo ihm das Leben wörtlich schwer macht. Im Wohnzimmer stehen zwei waschmaschinen große Pappkartons, gefüllt mit Monster-Merchandise: Gruffelo-Hausschuhe, Gruffelo-Stofftiere, Gruffelo-Schlüsselanhänger, sogar ein sprechender Kunststoff-Gruffelo, der mit dem befriedlichen Versprechen »your first talking friend« beworben wird.

Alle sechs bis acht Wochen komme eine solche Riesenkiste mit neuen Produktmustern an, sagt Scheffler gequält. Manches benutzt er selbst, in der Küche zum Beispiel ist ein Gruffelo-Handtuch im Einsatz. Und wann immer Gäste kommen, versucht er ihnen zu erzählen, wie er den Gruffelo erschaffen hat. Die Reporterin hat leider keinen Platz im Koffer. Vor Jahren habe er bereits einen Raum im Untergeschoss freigeräumt, um alles Übrige zu lagern,

sagt Scheffler, nur sei dieser »Gruffelo-Panic-room« auch restlos voll.

Schon im Fax aus dem Jahr 1997 hatte Scheffler im Scherz gereimt: »Es hilft kein Tritt, es hilft kein Stoß, ich werd den Gruffalo nicht los.« Genau so ist es gekommen. Scheffler mag den Gruffelo, er versteckt ihn in vielen seiner anderen Bilderbücher – als Weihnachtsbaum-Anhänger in *Stockmann*, als außerirdisches Wesen in *Die Schneitz und die Schneis*, auf einem T-Shirt in *Ponti Ponto*. Über Jahre sagte Scheffler aber auch, ein weiteres *Gruffelo*-Buch werde er niemals zeichnen. Inzwischen sagt Scheffler: »Sag niemals nie!«

Vor zwei Jahren schickte ihm die Kollegin Donaldson völlig überraschend eine neue *Gruffelo*-Geschichte. Zu Monster-Papa und Monster-Kind gesellt nun sich eine Monster-Großmutter. Vor wenigen Wochen ist *Die Gruffelo-Oma* erschienen – fast zeitgleich in 40 Sprachen.

Als Scheffler im Juni sein Haus in Richmond öffnet, gilt noch höchste Geheimhaltung, man darf das neue Buch nur im Beisein von Verlagsmitarbeiterinnen ansehen. Auf Schefflers Küchentisch aber liegt ein Exemplar frei zugänglich herum, zwischen Stapeln von Skizzen.

Sein Arbeitszimmer im Obergeschoss sei ähnlich voll wie der Gruffelo-Panicroom, sagt Scheffler, außerdem sehr unaufgeräumt. Diese Tür bleibt verschlossen. Dafür hat er Material zum Küchentisch geschleppt. In großen schwarzen Stülpedeckel-Kisten wohnt sein Gruffelo. Eine Kiste pro Band, ganz geordnet. Auch die alten Faxe liegen darin. Dass es in seiner Zeichenstube anders zugeht, lässt so manche Skizze errahnen. Eine ist mit etwas Braunem vollgedeckt (Tee? Kaffee?), über eine andere ziehen sich dunkle Streifen. Das sei er wohl mit seinem Stuhl drübergerollt, erklärt Scheffler.

Für den Illustrator sind all die Papiere Arbeitsmaterial, als Besucherin kann man wie im Zeitalter der Monsterwerdung verfolgen. Es gibt Skizzen von 1997, auf denen der Gruffelo schlaffe Speckfalten hat, und andere, auf denen er dicklich prall auf dem Hintern hockt. Mal geht er auf allen vieren, dann wieder ragt ein langgestreckter Hüfte auf zwei Beinen in den Wald. Das Monster guckt

hier dümmlich, da verschlagen, dort verdreckt. Es ist erstaunlich, mit wie wenigen Strichen Scheffler Gestalt und Ausdruck variieren kann. Was all diese ersten Skizzen eint: Sie waren dem Verlag und der Autorin zu unheimlich. Der Gruffelo ist ein Untier mit Hauern, Stacheln und giftiger Wärze, aber er soll keinem Kleinkind Angst einjagen.

Nun also die Gruffelo-Oma. Nächste Kiste. Das graue Fell sei einfach gewesen, schwieriger, dem Monster Weiblichkeit zu verleihen, sagt Scheffler. Brüste wie bei einer Affenfrau habe er schnell verworfen. Ebenso eine Brille und einen Rollator, absolut untauglich für den Waldboden, wie man auf der Skizze unsicher erkennt. Weil die Großmutter ihren Besuch in der Höhle von Vater und Kind ankündigt, bekam sie stattdessen einen Wanderstock. Und weil sie lesen und schreiben kann, eine Umhängetasche für Notizbuch und Stift.

Scheffler arbeitet hauptsächlich mit Buntstiften und Wasserfarbe. Für jedes Buch bekommt er einen Plan, wie viele Bilder in welchen Größen auf den Seiten stehen werden, und dazu den fertigen Text. Julia Donaldsons Arbeit bewundere er sehr, – und wunderte sich trotzdem über manch logischen Fehler. In der *Gruffelo-Oma* etwa der Holzlöffel, in dem die Monster die Maus einsperren. Um zu fliehen, nagt die sich frei. Völliger Unfug, findet Scheffler. Jeder wisse doch, dass eine Maus durch die kleinste Ritze kommt. Ein anderes unstimmiges Detail: das Gemüse. Der Gruffelo und das Gruffelo-Kind stiefeln durch den Wald und sammeln Zutaten für einen Eintopf, den es als Begrüßungsgessen für die Oma geben soll. Einen Kohlkopf, Lauch, dicke Rüben, lauter Pflanzen, die im Wald nicht wachsen. So müsste es aussehen, sagt Scheffler und zeigt eine Skizze, auf der die Monster eine Lidl- und eine Aldi-Tüte tragen. Das Bild hat es natürlich nicht ins Buch geschafft, aber Scheffler amüsiert sich noch immer.

Mit der Gruffelo-Oma, die lesen und schreiben kann, hat die Monster-Sippe in Schefflers Augen die nächste Evolutionsstufe erreicht. Ist damit nun die Krönung der Schöpfung und das endgültige Ende des Gruffelo gekommen? Scheffler hat gelernt, darauf lieber zu schweigen.



Bisher unveröffentlichtes Selbstporträt mit Monster: 1997 arbeitete der Illustrator Axel Scheffler am ersten »Gruffelo«-Buch. Zwischendurch zeichnete er als Scherz auch sein Ringen mit dem Untier und reimte dazu: »Ej Gruff, Du bist mir viel zu schwer«, und ließ den Gruffelo antworten »... doch ich verlaß Dich nimmermehr.« Genau so ist es gekommen

»Ein Gefühl von Kleinheit in der Welt«

In seinem Bilderbuch »Mit dem Sturm um die Wette rennen« schickt der Kanadier Sydney Smith zwei Kinder in ein schweres Unwetter. Dafür stand der Künstler selbst im Regen

DIE ZEIT: Wie bändigt man ein Unwetter, Herr Smith?

Sydney Smith: Das will ich nicht, im Gegenteil, ich möchte mich vom Sturm beherrschen lassen. **ZEIT:** Aber ein Sturm ist grenzenlos, ein Bilderbuch hat in Größe und Umfang feste Grenzen. Wie bringen Sie das zusammen?

Smith: Ich versuche, die Dimensionen zu dehnen, indem ich ein Sturmgemälde in die Illustrationen einfrage. Wer sie anschaut, erlebt hoffentlich einen Bruchteil dessen, was ich selbst beim Malen empfunden habe. Ich versuche, einen Moment dieses Gefühls festzuhalten und an jemand anderen weiterzugeben. Die Kunst ist nicht das Bild selbst: Es ist das Gefühl. **ZEIT:** Wie fühlt sich ein Sturm denn an?

Smith: Frei und chaotisch, aber auf eine gute Art. Der Sturm hat für mich eine erhabene Kraft, ähnlich wie der Nachthimmel oder der Ozean. Wir sind ihm ausgeliefert. Er gibt uns ein Gefühl von Kleinheit in der Welt – und macht uns zugleich zu einem Teil des großen Ganzen.

ZEIT: Ausgeliefert zu sein, ist auch bedrohlich. **Smith:** Ja, ein Sturm kann angsteinflößend sein, aber auch aufregend. Und in einem Bilderbuch kann ein Kind diese Angstlust in einem geschützten Raum erforschen. Es kann das Buch jederzeit zuklappen und dem Unwetter entkommen.

ZEIT: Ihre Bilder malen Sie in Ihrem Atelier. Wie haben Sie sich Ihr Sturm-Gefühl an den Zeichentisch geholt?

Smith: Die Geschichte spielt am Meer, ich lebe in Nova Scotia direkt an der Küste. Ich musste nur vor die Tür gehen und war besonders bei Wind und Regen draußen. Ich fotografiere auch viel und suche Bildmaterial im Internet.

ZEIT: Aber die Bilder sind gar nicht naturgetreu. **Smith:** Das stimmt, trotzdem muss ich etwas sehen und spüren, um es darstellen zu können. Neulich fragte ein Kind, warum meine Gesichter oft so ausdruckslos sind. Meine Antwort war: Wenn ich dem Meereswind im Gesicht stehe, dann sagst du, sie sei glücklich. Zeichne ich ein Stirnrunzeln, wirkt sie traurig. Aber wenn ich es leer lasse und dann die Farben, die Textur, die

Bewegung, alle Pinselstriche mit den Worten zusammenwirken, musst du diese Leertelle selbst füllen. Das finde ich viel interessanter.

ZEIT: Sie arbeiten analog – mit Stiften, Farben, Pinseln. Wie lange brauchen Sie für ein Buch?

Smith: Ich lasse mir genug Zeit, an diesem habe ich etwa ein Jahr gemalt. Ich versuche immer, maßstabsgereut zu arbeiten, also die Bilder in der Größe zu malen, in der sie später im Buch abgebildet sind. Es ist ein langsames Herantasten, ich probiere viel aus, male Hunderter Bilder. Nur ein Bruchteil schafft es ins Buch.

ZEIT: Und wie kommt das Gefühl aufs Papier? **Smith:** Ich arbeite immer sehr schnell. So schnell, dass das Gehirn nicht hinterherkommt. Die Dinge passieren dann von selbst. Musik hilft auch sehr. Sie ist wie eine emotionale Abklärung, um in die passende Stimmung zu kommen. Und Filme gucken ist gut.

ZEIT: Sie gucken Filme, während Sie malen? **Smith:** Ja, weil es mich ablenkt. Wenn ich mich zu sehr auf ein Bild konzentriere, versuche ich, es zu kontrollieren. Und das ist nicht gut. Ich muss schon wissen, was ich male, aber das Aufregendste ist, sich vor ein leeres Blatt Papier zu setzen.

ZEIT: Es gibt Menschen, die fürchten sich vor dem weißen Blatt. **Smith:** Ich auch. Immer. Aber mir geht es nicht um perfekte Linien oder Pinselstriche. Meine Aufgabe als Künstler ist, zu erkennen, wenn etwas Interessantes oder Schönes entsteht und ich sagen kann: »Oh, da ist es ja!«

ZEIT: Woran erkennen Sie diesen Moment? **Smith:** Wenn ich eine Gänsehaut bekomme.

ZEIT: Bei manchen Büchern schreiben Sie selbst die Texte, in diesem stammt er von Brian Floca, einem Freund von Ihnen. Welches Bild hatten Sie nach dem ersten Lesen im Sinn?

Smith: Kein Bild, ich habe zuerst über die Charaktere und ihre Beziehungen nachgedacht. Der Text ist wie ein Gespräch. Eine wiederkehrende Zeile lautet: »Du ziehst mich, ich ziehe dich, dann sagst du, sie sei glücklich. Zeichne ich ein Stirnrunzeln, wirkt sie traurig. Aber wenn ich es leer lasse und dann die Farben, die Textur, die Bewegung, alle Pinselstriche mit den Worten zusammenwirken, musst du diese Leertelle selbst füllen. Das finde ich viel interessanter.« **ZEIT:** Sie haben selbst zwei Kinder. Wie sehr malt sich der Vater in Ihnen in ein Buch hinein? **Smith:** Ich habe eine sehr klare Erinnerung an meine Kindheit, und wenn ich ein Buch schreibe oder illustriere, dann versuche ich das so zu tun, wie ich mir als Kind ein Buch gewünscht hätte. Als Vater bricht mir die Vorstellung natürlich das Herz, dass meine Kinder sich in einem Sturm in Gefahr bringen oder verirren. Da fühle ich ganz mit der Mutter, die mit der Taschenlampe umherläuft und ihre Kinder schließlich liebevoll umarmt. Sie ist für mich ganz wichtig in dieser Geschichte. Ein Kind braucht die Wärme und Geborgenheit eines Zuhauses, zu dem es zurückkehren kann, damit es sich überhaupt in die Welt hinauswagen und Grenzen austesten kann. Ich erinnere mich so gut daran, von meiner Mutter in den Arm genommen zu werden. Für mich ist es bis heute das schönste Gefühl im Leben.

Das Gespräch führte Katrin Hörnlein

Brian Floca/Sydney Smith (Ill.): Mit dem Sturm um die Wette rennen. A. d. Engl. v. Bernadette Ott; Aladin 2026; 48 S., 18,- €

Ab 8 Jahren

Eine faszinierende Reise zum Mittelpunkt der Erde: Dieses Kindersachbuch ist wie ein guter Spaten

VON CHRISTIAN STAAS

Grabe, wo du stehst! Kindern muss man das nicht sagen. Warum sollte hier kein Schatz liegen? Und was, wenn man immer weiterbuddelt? Das Sachbuch *Mitten durch* von Annett Stütze und Britta Vorbach gibt darauf jede Menge Antworten. Präzise illustriert von Jana Walczyk, nimmt es mit auf eine »Reise zum Mittelpunkt der Erde«. Vorne grüßt Maulwurf Grabowski, dann geht es forschend hinab, und weil der Buchrückens nicht seitlich, sondern oben sitzt, blättert man sich buchstäblich in die Tiefe. Ein Maßband zeigt, wo man sich befindet: Zentimeter, – dann meter, – dann kilometerweise reist man durchs Erdreich und die Disziplinen. Wir begegnen Kaninchen, Pilzmützen und Regenwürmern (Biologie), Kabeln, Bohrlochern und U-Bahn-Stationen (Ingenieurwesen), Münzen, einem Schwert und der Terrakotta-Armee (Archäologie), Erdöl, Diamanten und der Plattentektonik (Geologie), der Hölle, Jules Vernes, der Hohlwelttheorie (Kulturgeschichte). Von einem gewissen Punkt an dann seitweise nur noch Gesteinsmasse, was so gut ein Buch es kann, eine Ahnung von den Größenverhältnissen vermittelt. Zum Ende geht es, der Mitte nah, ganz weit hinaus – ins All, zur großen Frage: Wie ist das alles entstanden? Wer tief genug grabt, wirft einen Berg auf, der bis zu den Sternen reicht. So wie dieses Buch. Man wird es immer wieder zur Hand nehmen, wie einen guten Spaten.

Britta Vorbach/Annett Stütze/Jana Walczyk (Ill.): Mitten durch. arsEdition 2026; 80 S., 18,- €

Ab 14 Jahren

Wie lebt man als »Migra-Kids« in Sachsen? Ein mutiger und hochaktueller Jugendroman

VON JEANNETTE OTTO

Kopfnuss, Tuchkopf, Windelkopf. Die unvollständige Liste von Beschimpfungen, die Dilly schon gehört hat, kennt auch Terrorist und Scheißausländer. Dilly ist 17, Sikhi, seine Eltern betreiben einen indischen Imbiss. In der fiktiven sächsischen Kleinstadt Piesnitz sind sie die Fremden. Egal, seit wann sie hier leben, egal, wie gut sie kochen. Dilly weiß, dass er für die meisten Piesnitzer der einzige nicht »weisse« Typ ist, dem sie in ihrem Alltag begegnen. Der Einzige mit Turban sowieso. Ein guter Ausländer fällt nicht auf. Das hat er von seinen Eltern oft gehört. Irgendwann glaubt Dilly, dass der »Ruf aller Migranten Deutschlands« davon abhängt, wie gut er sich verhält. Zu groß die Aufgabe für einen allein, zu groß die Spannung, die Dilly aushalten muss. Noch dazu in der ostdeutschen Provinz. Wo Menschen an einer Vergangenheit hängen, die Dilly selbst nie erlebt hat. In was genau soll er sich da integrieren? Er strengt sich an, in der Schule, im Imbiss, bei seinen Freunden. Doch all das schützt ihn nicht vor Ausgrenzung, nicht vor Gewalt. Wenn er nachts Regionalbahn fährt, rechnet er aus, an welcher Station die meisten Nazis aussteigen. Es ist ein mutiges Buch, das Amani Padda, eine Frau mit indischen Wurzeln, geschrieben hat. Über die großen Fragen, die unser Land bewegen. Wer gehört dazu? Wer wird bleiben? Und hilft es, sich zu verlieben, um alte Feindschaft zu überwinden?

Amani Padda: Bevor der Himmel reißt. Arctis 2026; 320 S., 18,- €

Ab 16 Jahren

Rassismus, Schönheitsideal und Schmerz: Eine Graphic Novel erkundet das Politische im Frauenhaar

VON JUDITH SCHOLTER

Rosa lebt auf der Insel La Réunion, sie hat helle Haut und krause Locken. Schon als kleines Mädchen muss sie früher aufstehen als ihre Brüder, damit ihre Mutter sie kämmen und ihr straffe Zöpfe flechten kann. Und von Kindheit an hat Rosa das Gefühl, wegen ihrer kaum zu bändigenden Haare nicht schön genug für diese Welt zu sein. Die Autorin und Zeichnerin Lou Lubie, die wie ihre Heldin auf La Réunion geboren wurde, erzählt eine Geschichte über den Afro, die tief in die Abgründe von Schönheits-Codes, Mobbing, Rassismus und Sexismus führt. Es ist eine wahrhaft erhellende und gar nicht düstere Identitätssuche. Lubie malt in warmen Gelb- und Rottönen von der Kolonialisierung La Réunions, sie versammelt Info-Blöcke, in denen sie zum Beispiel zeigt, dass die Wurzel bei krausem Haar hakenförmig in die Haut eingebettet ist, anders als bei glattem. Und sie führt Rosa nach Frankreich, lässt sie zwielichtige Freisourals besuchen und schmerzhaft Methoden ausprobieren, um ihre Haare zu glätten. Über all diese Sitzungen, über Extensions und Blicke in den Spiegel legt die Graphic Novel offen, dass die Haare von Frauen bis heute politisch sind. Rosa muss einen weiten Weg gehen, bis sie den Mut fasst, sich zu ihren Wurzeln zu bekennen. Es ist unbedingt empfehlenswert, ihn mitzugehen.

Lou Lubie: Meine Wurzeln. A. d. Franz. v. Caroline Furrer; Helvetique 2026; 224 S., 27,- €

David Duff/Marianna Coppo (Ill.): Dich esch ich auch noch. A. d. Engl. v. Benjamin Dittmann-Bieber; Peter Hammer, 2026; 72 S., 20,- €

Elin Lindell: 12 Süßigkeiten und 2 Todesfälle. A. d. Schwed. v. Katharina Erben; Klett Kinderbuch 2026; 176 S., 16,- €

Christian Linker: Fische sind scheiß. drv 2026; 256 S., 15,- €

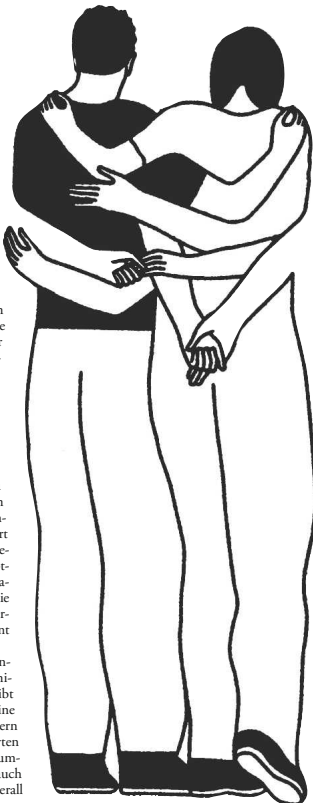
Alle mit allen

Bei Mareike Fallwicl geht einfach alles: Freundschaft, Sex, Liebe, und die sogar platonisch

VON JULIA LORENZ

Aus Tolstois Anna Karenina stammt die sehr berühmte Erkenntnis, alle glücklichen Familien würden einander gleichen, jede unglückliche Familie aber sei auf ihre eigene Weise unglücklich. Nun also, anderthalb Jahrhunderte später, will Mareike Fallwicl wissen, ob die Sache mit den glücklichen Familien wirklich so einfach ist. Ins Zentrum ihres neuen Romans *Haltet euch fest* stellt die österreichische Schriftstellerin das Haus zweier furchtloser Frauen, die vom Leben und grausamen Männern geschlagen wurden. Sie haben es in den späten Siebzigern gebaut und zu einem windschiefen Zufluchtsort vor dem Patriarchat gemacht. Im Verlauf der Handlung lernen wir die Bewohner bis in die Gegenwart kennen: schwule Paare, gestrandete Queers, Freundinnen, die sich dafür entscheiden, ihr Leben wie Eheleute miteinander zu teilen, sogar Kinder zu bekommen, ohne dass sie ein Paar im klassischen Sinne wären, sie alle erleben Gutes und Schlimmes, Lebensglück und Lebenslügen. Mehr passiert nicht, weniger auch nicht. »Je öfter wir diese Geschichten erzählen«, sagt Somi, eine der Hauptfiguren, »je größer wir sie erzählen, umso normaler werden sie. Wir brauchen neue Narrative, die uns diese Art von platonischer Liebe näherbringen.« Aber genau dort, beim Erzählen, beginnt das Problem dieses Romans.

Von wundersamen, knallschönen Verbundenheitsgraden zwischen Freundschaft, Familienbande und sexueller Anziehung schreibt Fallwicl, von Liebesformen, über die es keine tausend Songs und Gedichte gibt, und so gern würde man in diesem kaum kartografierten Niemandsland der Beziehungen neugierig umherspazieren. Schade bloß, dass man sich nie auch nur ein bisschen verläuft, weil die Autorin überall



Mareike Fallwicl: *Haltet euch fest*. Roman: Rowohlt. Hundert Augen, Hamburg 2026; 432 S., 24,- €, als E-Book 21,99 €

Wegweiser aufstellt. Wenn etwa eine queere Sexparty in Berlin auf dem Abendplan steht, wird darüber in einem Duktus berichtet, der mehr nach Lokalreportage klingt als nach der Grenzenlosigkeit, von der dieses Buch doch handeln möchte. Die Leserin ist nun darüber in Kenntnis gesetzt, dass »bis zu 2.000 Leute« die »Pornceptual«-Feiern als »Gegenentwurf zum Mainstream-Porno« besuchen; eine eigene, widerspenstige, formal gewagte Sprache für diesen Rausch findet der Roman jedoch nicht.

Überhaupt wird hier viel referiert, über die *male loneliness epidemic*, also die Einsamkeitsepidemie der Männer, über Hetero-pessimismus, über »jahrzehntelange [sic!], verkrustete Strukturen«. Ermüdend oft unterhalten sich die so schillernd konzipierten Figuren in Aktivismus-Stanzen, wie man sie in Zeitgeistromanen gerade häufig findet (»Nicht jedes Vergnügen im Leben muss kapitalistisch verwertet werden«, *hands down*, das stimmt natürlich), auch sonst fehlt selten der Beipackzettel, selten die aufmerksame Hilfestellung zur Emotionsbildung. »Nicht so leicht auseinanderzuhalten, die romantischen und die platonischen Gefühle«, lässt Fallwicl ihre allwissende Erzählerin folgern, als eine der Hauptfiguren nicht so ganz zu durchdringen scheint, auf welche Weise sie ihr neues Haus familienmüdig mag, und fügt noch hinzu: »Und das ist okay.« Es klingt, als misstrau Fallwicl der Kraft ihrer eigenen Geschichten – oder ihren Leserinnen. Einigermassen platt verlässt man schließlich dieses Haus, als gut gerüstete Diskursteilnehmerin, die leider nur noch wenige Fragen hat.

WELTGEIST MIT KELLNER

Alle waren hier, nur kam niemand, weil der Kaffee gut gewesen wäre: Das legendäre Romanische Café in Berlin hat endlich seinen Biografen gefunden

VON FLORIAN ILLIES

Als der sehr junge Billy Wilder, 1906 im Traumländ Galizien als Samuel Wilder geboren, mit nur 20 Jahren aus Wien aufbrach in Richtung Nord/Nordwest, da war eigentlich nicht Berlin sein Reiseziel, sondern einzig und allein der Kurfürstendamm 238 – das Romanische Café, eine der Verkörperung der urbanen Moderne, einer der raren Orte, an denen die deutschen Zwanzigerjahre wirklich für alle Zeiten vergoldet wurden. Ja, als Wilder 1926 begann, dort von seinem marmornen Caféhaustisch aus die Welt zu erobern, da war das Romanische Café ein einzigartiger Magnet, es zog die wilden, kühlen und vergeistigten Menschen aus ganz Mittel- und Osteuropa magisch an, alle, die aus Amerika, London oder Paris für ein paar Tage zu Besuch kamen, und natürlich jeden, der in Berlin schrieb, malte, fotografierte, filme oder nachdachte (oder wenigstens so aussah). Niemand von ihnen lockte der Kaffee, der blieb trotz aller Bemühungen immer eine beklaugenswerte Pflanze, aber jeden lockte das magische vielsinnige Konzert aus Hunderten Lächeln in Kaffeetassen, dem verschwörerischen Singens der Sammlische, lauthals belachten jiddischen Witzen, den strengen Kellnerstimmen, die einen berühmten Gast zum Telefon riefen, den hin und her rückenden Thonet-Stühlen und der sich laut öffnenden goldenen Drehtür, aus der jede Minute eine neue Frau mit Bubikopf und auftrumpfenden Lächeln in den großen Saal eintrat oder ein aufgeregter verstrubbelter Mann mit neuen Filmden. Im »Romanischen« trank der Weltgeist für ein paar Jahre seinen Kaffee, auch wenn er selten direkt zahlen konnte und meist so lange anschnel-len ließ, bis das nächste Buch-, Zeitungs- oder Filmhonorar eingetroffen war. Es herrschte in diesem »Wassersaal der Talente«, wie es der Stammgast Erich Kästner beschrieb, und inmitten eines dichten Tabakrauchs ein »infernalisches Gewirr von Charakterköpfen und solchen, die es sein

wollten«. Die bekannten Künstler saßen – so berichtet Gabriele Tergit in ihrem Epenenroman *Käsebeer* – im intimen Bereich des »Schwimmerbeckens«, die unbekannten und die Touristen mussten ins geräumige »Nichtschwimmerbecken«. Endlich hat dieser legendäre Ort nun seinen Bademeister und Biografen gefunden: Christian Buckard erzählt in *Café Babylon* von den legendären zwei Jahrzehnten des Kaffeehauses, bevor 1933 mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten der jüdische Geist ausgelöscht wurde, jener Geist also, der entscheidend gewesen war für den gesamten intellektuellen und ewig lodernen Energiehaushalt des Romanischen Cafés. Buckard lässt auf angenehm zurückhaltende Weise in seinem Buch die völlig verschiedenen Tonsuren für uns nachklingen, auf für das babylonische Stimmengewirr des Cafés verantwortlich waren – also die osteuropäischen Juden, die Vorbereiter der Zionistischen Kongresse, die Ungarn und die Österreicher, die Schriftsteller und die Filmleute, die Psychoanalytiker und die UFA-Stars, die Einsamen und die Verliebten. Buckard ist der souveräne Dirigent, der uns jedes einzelne Instrument dieses riesigen schrillen Kaffeehaus-Orchesters vorstellt, einen jeden kurz seine sonderbaren Töne anspielen lässt, bevor sich dann die unzähligen ersten Geigen (Brecht, Kästner, Wilder, Lasker-Schüler, Einstein, Roth, Döblin, Liebermann, Tucholsky) mit ihren Soli beweisen dürfen. Und natürlich erzählt dieses Buch auch von den größten Paukenschlägen, deren Echo aus dem Romanischen Café bis heute in unseren Ohren klingt: von *Menschen am Sonntag* etwa, jenem nonchalantflatternden Berlin-Film, geschrieben im Romanischen Café auf Schmierzetteln von Billy Wilder, von der Entdeckung der neuschwarzen Romanistin Mascha Kaléko an einem dortigen Marmortisch durch Franz

Hessel und natürlich vom *Kunstseidenen Mädchen* Irmgard Keuns, das genau hier die Techniken der Verführung versteht, die Verhaltenslehren der Kälte und die Müdigkeit der Utopien. Kein Bohemien hielt das Romanische Café für einen Ort der Romantik.

Es scheint aber, als hätten an diesem Ort alle für einen ganz kurzen Moment daran geglaubt, als könne alles doch noch gut werden – auch wenn sie nicht wussten, wer den Kaffee für sie bezahlen sollte, den sie gerade bestellt hatten (so wie auch Billy Wilder bei seinem ersten Besuch 1926, als nach der Reise aus Wien keine einzige Münze mehr übrig war). Natürlich war das Café vor allem eine Bühne, täglich geöffnet ab acht Uhr, auf der man sich zeigte und zeigen musste, in der man um Aufmerksamkeit buhlte und auf der man bewusst wegschaute, wenn der wortmächtige Kritiker des eigenen Theaterstücks am Nachbarstisch saß – allein die Kellner wussten jederzeit, wer mit wem und wer gerade gegen wen und warum. Alle Heldengeschichten, alle Märchen und alle Räuberpielen der Goldenen Zwanziger spielen mindestens im vierten Akt an den Tischen des Romanischen Cafés.

Buckard erzählt (auch in den plastischen Bildunterschriften), wann Marlene Dietrich hier war und wann Max Schmeling, wann Gottfried Benn aufhörte zu kommen (weil ihn Egon Erwin Kisch beleidigt hatte) und warum all die jungen Journalistinnen und Journalisten damit angingen (weil sie hofften, von Egon Erwin Kisch entdeckt zu werden). Wir erfahren, dass die »streitlustige Toleranz« der Artikel eins des Grundgesetzes des Romanischen Cafés war und wie der unbekannteste bekannte Mann des Cafés hieß, nach dem sich alle umdrehten (Alexander Granach, Galizier wie Wilder) und wie die unbekannteste bekannte Frau (Ruth Landshoff, wie ein Kolibri von Tisch zu Tisch

fliegend). Wir erfahren, wer der Türsteher war (der blonde Hüne Herr Nietz), welche Zeitungen auslagen (alle) und was der Kaffee kostete (fast nichts). Mit diesem feinen Buch kann man nun hundert Jahre später noch einmal eintreren durch die goldene Tür und neugierig umerblicken an diesem mythischen Ort, dessen knisternde Vitalität Mascha Kaléko so wunderbar bedichtet hat: »Die Drehtür surrt und importiert / Ein Dutzend Literaten / Ein Lyriker ruft ungeniert / »Das Schnitzel scharf gebraten«.

Der Untergang des Romanischen Cafés nach dem 30. Januar 1933, seine gespenstische Stille, sie steht symbolisch für den größten geistigen Adressat der deutschen Geschichte – verstört notierten Erich Kästner und Wolfgang Koepfen in den Wochen danach, wie jeden Tag ein weiterer Tisch leer blieb. Die Emigrantinnen und Emigranten, die überlebten, erinnerten sich in Prag und in Paris und in Los Angeles in ihren Texten voll Sehnsucht an das einzigartige, kakophonische Summen in der nikotengeschwängerten Luft des Romanischen Cafés. Es war das magischste Geräusch, das zertreten wurde von den klackernden Stiefeln der SA-Aufmärsche in Berlin.

Der jüdische Billy Wilder, der selbst nach dem Reichstagsbrand 1933 in die USA geflohen war, kam im offiziellen amerikanischen Auftrag im späten Sommer des Jahres 1945 zurück nach Berlin – und zwar in eine Trümmervüste. Die Bilder davon werden später am Anfang seines Films *A Foreign Affair* stehen. Als Wilder am Boulevard der Dämmerung, also am Kurfürstendamm 238, gedankenverloren in den Schuttbergen gräbt, die einmal das Romanische Café waren, da findet er ein altes Schild aus dem Innenraum, in dem er so oft gesessen, so oft gelächelt, so oft geprübelt und so oft gehofft hatte. Billy Wilder nimmt es mit nach Amerika, als Erinnerung an eine Zeit, in der das Wünschen noch geholfen hat.



Bei Blitzeis und Glätte lässt man das Auto lieber stehen, das empfiehlt auch der ADAC

TRÄUM WEITER

Mit Wodka, Wagner, Morgenstern: Karl Ove Knausgärds neuester Romanheld durchbricht die Grenzen der Vernunft

VON VOLKER WEIDERMANN

Wir sind in Arendal, einer norwegischen Stadt am Meer, es ist Nacht und tiefer Winter, Schnee und Eis auf den Straßen, keine Menschen, eine dunkelweiße Welt. Syvert Løynning, 36 Jahre alt, Ingenieur, verheiratet, zwei Kinder, ist von einer Geschäftsreise auf dem Weg nach Hause, als sein Auto hier in diesem kalten Nichts streikt. Ein Ingenieur allein im Schnee. Er wird hier, in dieser Nacht, all seine Gewissheiten einbüßen. Den festen Grund, auf dem er bislang stand. Ein ganzes Leben kommt ins Rutschen.

Es ist *Arendal*, der neue Band von Karl Ove Knausgärds Morgenstern-Zyklus, jener Romanreihe, in der stets irgendwann ein Stern besonders hell am Himmel leuchtet und damit ein Fenster im Firmament öffnet, ein Fenster, das einen Ausblick eröffnet auf einen Ort jenseits unserer geschlossenen Welt der Gewissheiten. Plötzlich werden Tote lebendig, und unsere Träume suchen uns heim, werden Wirklichkeit oder verwandeln sich in uns zu so machtvollen Vorstellungen von einer anderen Welt, dass eine große Sehnsucht uns erfasst. Zunächst natürlich nicht wirklich »aus«, sondern die fiktiven Romanhelden aus Knausgärds Romankosmos. Es ist aber die große Knausgärds-Kunst, diese Welten, diese Sterne, diese Möglichkeiten so zwingend zu beschreiben, dass die Träume seiner Helden sich mit den Träumen der Leserinnen und Leser auf höchst beunruhigende Weise vermischen.

Diesen Syvert kennen wir bereits aus einem der vorherigen Morgenstern-Bände, wir wissen auch schon – denn sie sind nicht chronologisch geordnet –, dass er im Jahr nach der Handlung, der wir in *Arendal* folgen, sterben wird. Das nimmt aber keinerlei Spannung weg, und man muss diesen Zyklus auch keineswegs der Reihe nach lesen.

Man merkt diesem Syvert schon nach wenigen Seiten an, dass er am Abgrund balanciert. Dass er,

der eigentlich diesen schönen, berechnenden Homo-Faber-Beruf des Ingenieurs bekleidet, innerlich ein Gefährdeter ist. Der seine Träume von einem anderen Leben nicht in den Griff bekommt. Der von einer tiefen Einsamkeit und Traurigkeit gepeinigt und bedrängt wird. Syvert steckt also fest. Das Auto kaputt, die Welt in Eis erstarrt. Die Familie unerreichbar weit weg. Aber er ist nicht in der Fremde. Er ist in Arendal aufgewachsen, seine Mutter lebt noch hier, ihm ist alles fremd vertraut. Es wäre naheliegend, bei seiner Mutter zu übernachten, sich einzuhegen in dieser Eiseskälte in das familiär Geborgene. Doch etwas in Syvert scheint diese überraschende Notsituation, in die er geraten ist, anziehend zu finden, verführerisch.

Sogar das Meer ist gefroren. Syvert sieht Autos auf dem Eis herumrasen, bremsen, schleudern, beschleunigen, rutschen – ein Kinderraum: »Der Fahrer trat auf die Bremse, und das Auto glitt langsam herum. Es musste herrlich sein, die Kontrolle dort zu verlieren, wo keine Gefahr drohte.« Auch Syvert fährt auf Eis. Er verliert sich der Fesseln, die ihn unfrei und unfroh machen – Frau, Kinder, Beruf, Haus, Geld, Nachbarn, bürgerliche Pflichten –, bewusster denn je, und der Gedanke, dass all das ja nur Scheinfesseln sind, dass er sie einfach abstreifen könnte, indem er sagt: Ich bleibe hier auf dem Eis, in der Einsamkeit, ich kehre einfach nicht zurück, verstärkt die Traurigkeit in ihm nur noch mehr.

Egal. In dieser Nacht ist die Freiheit grenzenlos. Knausgärds beschreibt diese Landschaft, die Stadt, das gefrorene Meer mit enormer Eindringlichkeit und Schönheit. Man wird in diese

kalte, freie Welt lesend tief hineingezogen. Als ich ihn vor Kurzem in einem Videogespräch befragte, erzählt Knausgärds von diesem Arendal – es ist seine eigene Heimatstadt, hier wuchs er auf, am Meer, und tatsächlich gab es auch diesen einen besonders kalten Winter, irgendwann Mitte der Siebzigerjahre. Die Erinnerung an die unglaubliche Kälte und Dunkelheit, das gefrorene Meer, die Autos auf dem Eis, den Schnee, die ganze versunkene Welt, die hat er tief in sich bewahrt.

Und er erzählt von der Befreiungskraft, die die Literatur immer schon für ihn hatte, schon als Kind. Wie er sichtlich las und las, um sich aus der Welt der Wirklichkeit zu befreien. »Literatur war für mich immer schon die andere Welt, in die ich mich immer flüchten konnte.« Die Bücher als Ausstieg aus der Welt. »Aber ich betrachte das nicht als Eskapismus. Es ist ja unsere Welt, die wir lesen und beschreiben. Es kommt nur darauf an, die Perspektive zu wechseln. Uns von außen zu betrachten.« Dieses Bekenntnis zu Fantasie und magischem Realismus erscheint von diesem Mann, der mit seinem vieltausendseitigen Ich-Romanzyklus *Min Kamp* weltberühmt geworden ist, auf den ersten Blick überraschend. Andererseits waren ja genau diese, scheinbar mit wirklich erlebten Ich-Geschichten identischen Romane eine besonders verborgene und fantasie-reiche Realitätsbeschreibung. Weil sie, wie alle Erlebnisse, durch den Ich-Filter des Erzählers gegangen und dadurch wie neu entstanden sind.

Knausgärds erzählt von seiner Liebe zu Syvert, zu dieser unkontrollierten Welt jenseits aller Verantwortung. Für das Schreiben von *Arendal* hat er auch auf sogenannte Dream-

banks zurückgegriffen, Sammlungen von dokumentierten, aufgeschriebenen Träumen. »Ich benutze authentische Träume, die andere Menschen geträumt haben«, sagt er. Und auch Traumbücher von Schriftstellern wie Vladimir Nabokov zum Beispiel. Oder auch die literarischen Träume des argentinischen Autors Jorge Luis Borges, die Knausgärds besonders lieb und immer wieder liest.

All das fließt in *Arendal* mit ein. Und irgendwann geschieht es dann: »Einer der Sterne am Himmel leuchtete stärker als die anderen«, und langsam verschwimmen die Grenzen zwischen Realität und Traum. In einem sonderbaren säc-eartigen Gottesdienst beschwören halb wirkliche Menschen die Rückkehr von Toten herauf. Und diese Toten sind wirklich da. Oder – was genau heißt »wirklich«? Die aus dem Totenreich Herausgerufenen sind plötzlich für alle sichtbar. Und wenn wir es gemeinsam erleben, dann ist es doch wirklich, oder? Die Nacht ist tief und unheimlich, »so als wäre dort oben eine Ampulle Nacht zerbrochen worden«, schreibt Knausgärds. Eine Ampulle Nacht – wie ein Gift aus Dunkelheit, das, lange verschlossen, von unheimlichen Mächten aus dem Glasgefängnis freigelassen wurde. Um die Welt in tiefe Dunkelheit zu tauchen.

»Und das Ganze nur wegen einer kleinen undichten Stelle«, heißt es im Roman. Der helle Stern – ein Loch in der Mauer des Universums, der Mauer aus Vernunft und Eindimensionalität. Syvert ist verzaubert und terrorisiert zugleich von all den anderen Realitäten, die ihm in dieser Winternacht als Möglichkeiten seines Lebens



Mit seinen autobiografischen Romanen wurde Karl Ove Knausgärds, 57, weltberühmt

erscheinen. Er sehnt sich nach seiner großen Liebe Asja, die er vor einer Weile in Russland kennenlernte und deren Briefe er wie einen geheimen Schatz stets bei sich trägt. Er trifft eine alte Schulkameradin wieder, und es scheint kurz die Verheißung einer Affäre mit der Vergangenheit auf. Er wird in die dunklen Verlöse seiner Kindheit zurückgeführt, als ihn sein Vater immer wieder wegen kleiner Vergehen in den dunklen Keller sperrte.

Irgendwann muss aber auch der Träumer Syvert in seine Wirklichkeit zurückkehren. Zu Ehefrau, Eigenheim, Freunden, Kindern. Klassischer Dialog mit seiner Frau nach seiner Heimkehr: »Was ist in Arendal passiert?«, sagte sie. »Nichts ist in Arendal passiert.« Und doch ist er als Verwandelter zu seiner Familie zurückgekehrt. Schließlich wird es nicht am hellen Stern liegen, sondern an zu viel Wodka und an Richard Wagner, dass Syvert seiner Frau seine inneren Wahrheiten offenbart. Wagner hatte – das ist eine historische Wahrheit – die Idee für seinen *Fliegenden Holländer* eine an der Küste vor Arendal. Syvert hat sich, wie sind im Jahr 1976, die Schallplatte gekauft und fühlt sich in Wagners Opernhelden verwandelt. Er wird sie an einem denkwürdigen Abend seiner Frau und geladenen Freunden in ohrenbetäubender Lautstärke vorspielen. Und sich selbst dem erstaunten Publikum als lebenden Toten präsentieren, der sich nach Liebe sehnt.

Wodka, Wagner, Morgenstern – das sind für den Romantiker Knausgärds die Reiseführer in die andere Welt, fern der scheinbar festgefügteten einen Realität. So hat sich Syvert im rasenden Wagen auf dem Eis gefühlt, in der Nacht von Arendal: »Mit dem ganzen sternenüberstauten Winterhimmel über mir hatte ich fast das Gefühl, ins Universum zu fahren.« Wir fahren staunen von einem sonderbaren Sog unwiderstehlich angezogen, mit.

IM STROM

Mit Romanfiguren sei es wie mit einer Band, sagt Sven Regener: Man hat davon nur eine im Leben.
Vor 25 Jahren schuf der Schriftsteller seinen Herrn Lehmann, nun schickt er ihn wieder durch die Kneipen der Hauptstadt

VON MARLENE KNOBLOCH

Sven Regener gehört zu den Menschen, die nicht glauben, dass alles schlechter wird. Zweite Überraschung: Er wohnt überhaupt nicht in Kreuzberg oder sonst irgendeiner romantischen David-Bowie-Westberlin-Fantasie, in der alle immer am Tresen rauchen oder verhaute Schultheiss-Künstler sind oder was man ihm sonst anhand seiner Kreuzberg-Romane andichten möchte. Regener hätte sich ohnehin lieber im Verlag getroffen, offiziell und neutral und ohne die ganze Ruminterpretiererei der Journalisten. Aber die interpretiert nun mal gern, und jetzt sitzen wir hier, in seiner schönen Altbauwohnung in Prenzlauer Berg, und trinken kräftigen schwarzen Tee. Durch die Fenster scheint die Spätsommersonne, draußen Hupen, Lachen, Rufe, Sirenen, beziehungsweise: »der Strom der Liebe«. Ja, so nennt er das. Dieses Berlin, diese versiffte, stinkende, mies gelaunte Stadt – »wir schwimmen hier immer auch auf einem Strom der Liebe«. So was hat man schon länger von niemandem mehr gehört. Schon gar nicht im Kulturbetrieb. Wie bewahrt man sich das? Ist Sven Regener womöglich der unverbitteste Schriftsteller Deutschlands?

Regeners Wohnung ist ein Sammelsurium kleiner augenzwinkernder Details. Auf dem Tisch steht ein Rauchen-verboten-Schildchen, während unseres Gesprächs muss ich über den Satz »Der schönste Edelstein ist das Mutterherz allein« nachdenken, der in lavendelfarbener Schrift auf das Kissen am Sofa gestickt ist. Hinter mir an der Wand hängen Tierfiguren, ein Porzellanzoos mit Papagei, Reh, Dackel. Könnte schrullig erscheinen, aber das tut es nicht. Es sieht munter aus, unverkoppelt, lebenslustig, stimmig, und damit wäre man bei seiner Literatur.

Wie Sven Regener an diesem Nachmittag leicht schief im Stuhl hängt und über seine Romane spricht, wirkt er fast selbst wie ein staunender Leser. Als wir einmal den Namen einer Nebenfigur suchen, schaut er durch die Hornbrille venenlos auf den Tisch und sagt: »Wie heißt der denn noch mal, der ist auch gut, genau, der ist auch klasse.« Viel wirkt bei ihm wie ein ständiges hanseatisches Understatement, mit dem er im Nebensatz aber auch mal Richard Wagners »zeitklassische Dichtung« scharf weghügelte, bei dem wir beim Plaudern wie zufällig landen: »Weia! Waga! Woge, du Welle! – das ist doch alles Scheiße mit Reis.«

Egal ob jünger oder älter, wann immer ich den Namen Sven Regener erwähnte, fingen die Leute an zu lächeln. Manche wegen seiner Bücher, manche wegen seiner Lieder. Sven Regener ist jetzt 65 Jahre alt und eine feste Instanz in der deutschen Kunst, er ist als Musiker und Sänger der Band Element of Crime seit 40 Jahren für kitschfreie Liebeslied-Zeilen wie »Ich bin jetzt immer da, wo du nicht bist, und das ist immer Delmenhorst« verantwortlich oder für moderne Kreuzberger Barocklyrik wie »Wer die Monatskarte hat, sollte besser nicht am Monatsanfang sterben«. Und nun für einen weiteren warmen, lustigen Berlinroman: *Frankie und Freddie*.

Kurz vor dem Mauerfall ging alles los: Regener schrieb eine Kurzgeschichte über einen Mann namens Frank Lehmann, der morgens um vier auf dem Nachhauseweg aus der Kneipe einem knurrenden Hund begegnet, den er zur Selbstverteidigung betrunken macht. Eine Jack-London-hafte Überlebensgeschichte, nur nicht im Angesicht der Naturgewalten Alaskas, sondern im versoffenen Kreuzberg. Die Geschichte lag erst mal zehn Jahre rum, Regener touste mit seiner Band Element of Crime, bis er eines Tages einfach weiterschrub, einen Roman um diesen Frank Lehmann baute, »den sie neuerdings nur noch Herr Lehmann nannten, weil sich herumgesprochen hatte, dass er bald 30 Jahre alt werden würde«.

Vielleicht wäre der Roman so oder so durch die Decke gegangen. Aber nach der Veröffentlichung wehklagte ein erst scheinbar widerwilliger Reich-Ranicki im *Literarischen Quartett*, warum er verurteilt sei, »diese Art Literatur« zu lesen, um dann über ein sonderbares Ereignis auf Seite 100 zu berichten – er habe schallend lachen müssen. Und: »Ich lache nie unter meinem Niveau«; und: »Das ist ein sehr gutes Buch«; und: »Der Mann hat Humor!« Damit leitete Reich-Ranicki eine Art literarisches Glasnost ein. Tauwetter zwischen U- und E-Kunst. Denn was Reich-Ranicki eigentlich sagte, war Folgendes: Wenn einer wie er lachen muss, muss es gut sein, und wenn etwas gut ist, dann ist es egal, welche Art von Literatur es ist, und wenn es egal ist, welche Art von Literatur es ist, dann gibt es diese »Art von Literatur« gar nicht, was ein Synonym für »Unterhaltungsliteratur« ist. Heißt: Dann gibt es nur gute oder schlechte Literatur. Und da flog Sven Regener

plötzlich hoch oben und segelte über den deutschen Marianengraben zwischen U und E. Der Roman verkaufte sich über eine Million Mal.

»Welche Literatur will denn nicht unterhalten?«, fragt Regener jetzt. »Wenn man keinen Spaß daran hat, den *Mann ohne Eigenschaften* zu lesen, dann wird man das auch nicht tun.« Nein, Regener hat keine Lust, für die Kritiker »der HalloDr« zu sein, der sich mit anderen Humoristen auf die billigen Plätze im Bistro setzt, während drinnen die ersten Belletristen an weißen Tischdecken gefeiert werden. »Ganz ehrlich, ich bin nicht dazu bereit, meinen Anspruch auf einen Fensterplatz im Restaurant des deutschen Feuilletons aufzugeben. Meine Romane sind, jedenfalls in meinen Augen, große Literatur.«

Genre und Thema gewechselt. »Man hat nur eine richtige Band im Leben. So was macht man nur einmal. Vielleicht sind meine Figuren auch eine Band.« Man kann seine Romane als Reihe lesen, in der mit wechselndem Fokus die bekannten Charaktere auftauchen, aber man muss es nicht, die Bücher funktionieren auch jedes für sich.

Ist also dieser Frank Lehmann seit 25 Jahren derselbe Frank Lehmann? »Es gibt ein paar Sachen, die machen ihn zu einem besonderen Menschen«, sagt Regener. »So wie das bei allen Menschen ist: Die Seele, der unveränderliche Kern, bleibt. Die Zeit formt sie – nur nicht so grundsätzlich, wie wir das manchmal vielleicht gern hätten.«

putschende Grippoflex forte 1A plus C. Eine Mini-szene, ein absurder Schlagabtausch zwischen ihm und der Apothekerin: auf der einen Seite die strenge Öko-Frau hinter der Theke, die gegen diesen »Leistungsgesellschaftsidiot« wettet und sich, was weitere Medikamente angeht, klar positioniert: »Gar nichts! Das ist alles scheiße!« Auf der anderen Seite der dem Rausch generell nicht abgeneigte Frank Lehmann, der aufs große Ganze geht: »Sie haben wirklich ein Problem, wenn man sich besser fühlt, oder?« Die Apothekerin: »Da betrügt man sich bloß selbst! Da macht man sich bloß selbst etwas vor.«

Da, auf Seite 50, fiel mir plötzlich wieder ein, dass man dieses verrückte Berlin auch wahnsinnig gern haben konnte. Diese mitgenommenen, traurigen, abgelebten Straßen, durch die man mit 20 staunend lief, bis man sich irgendwann eher durch sie schleppte. *Frankie und Freddie* erzählt vom abenteuerlichen Gewusel junger Menschen, die viel vorhaben und gleichzeitig zaudern und sich noch zufällig begggen. Manchmal tauchen Figuren auf, die dann fast gar nicht mehr vorkommen, als würden sie nur kurz reinschauen in die Geschichte. »Ich mag es gern, wenn meine Figuren auch mal ein paar Extrapirouetten drehen, wie im richtigen Leben«, sagt Regener.

Aber warum funktioniert das so gut? Was hält die Leute seit zwei Jahrzehnten bei diesen verschlurften Hängern? War die Faszination, dieses Berlingefühl, all diese schrägen Menschen und ihr Versuch, miteinander auszukommen, vielleicht doch universell, ganz unabhängig von den Achtzigern und der Mauer? »Man muss kein dänischer Prinz sein, um *Hamlet* zu verstehen«, sagt Regener. »Nach ein paar Jahren ist jeder Roman historisch.« In Blogbeiträgen und Fanforen zu Regener findet sich natürlich trotzdem ein schmissiges Seufzen, ach, Berlin, ach, die Achtziger, ach, was waren wir frei!

Und es kommen ja auch immer noch Leute aus der ganzen Welt hierher mit Anfang 20, wegen dieses Gefühls, das sie in Regeners Roman im Café Einfall finden und heute vermutlich in Clubs oder einem Späti oder in der Ankerklause oder sonst wo. Diese leichtfüßige Lebensstolpererei, die Regener beschreibt, die verschwindet nicht deshalb, weil sich Berlin so verändert hätte, man ist es schon selbst. »Man kann ganz anders in den Tag hinein leben mit 20 als mit 50«, sagt Regener. »Ein 20-jähriger Beunkener auf der Bühne kann sexy sein, bei einem 50-Jährigen macht einen das nur traurig.«

Und doch kann, will man einwenden: Moment, Berlin, das ist doch wirklich nicht mehr auszuhalten da draußen. Gerade Kreuzberg, Wiener Straße, Wangestraße, Luisenpark, überall Junkies nachts, die Crack rauchen im Hauseingang, Flaschen knallen, grölen, Polizei, Gestank, wie kann man da überhaupt noch so warm und liebevoll auf diese Stadt schauen? Muss man nicht zwangsläufig verbittern? »Egal was die Leute über Berlin erzählen – die haben es eigentlich ganz gut drauf hier. Probleme an vielen Ecken, ja, aber auch jede Menge Resilienz und Tatkraft.«

Da ist sie wieder, die Zuversicht, die wie ein Schimmer Regeners ganzes Werk überzieht. Und die er recht unverkitscht so zusammenfasst: »Es kann passieren, dass ich mit einem Herzinfarkt umfalle und die ersten fünf Leute erst mal weitergehen. Aber dann kommt schon jemand und kümmert sich.« Es ist ein Urvertrauen in die Großstadt und in die Menschen, die an Kants kategorischen Imperativ glauben, aber vor allem, dass alle glauben, dass alle an Kants kategorischen Imperativ glauben. »Eine demokratische Gesellschaft muss auf dem Strom der Liebe schwimmen. Sonst geht das nicht.«

Und während ich nach Gegenbeispielen suche, fällt mir ein Moment ein, der sich ausgerechnet unmittelbar vor unserem Gespräch ereignet hat: Es war auf dem Weg hierher nach Berlin, als ein Teenager sich mitten im ICE im Viererabteil nebenan plötzlich in die Hose machte. Insgesamt keine wünschenswerte Situation für niemanden.

Aber während wir Passagiere mutmaßten, welche Drogen der Junge intus hatte (Junkie!), rief der rührend nette Schaffner einen rührend netten Arzt, der rausfand, dass der Teenager ein sehr starkes Beruhigungsmittel nahm, sei er einem heftigen Verkehrsunfall miterlebt hatte. Als der Junge wieder einigermaßen bei sich war, schaute er staunend erst den Arzt, dann den Schaffner an. Danke, stammelte er. Wie lieb von euch. Und staunend, wie seltsam nett wir aus dieser unangenehmen Situation gekommen waren, stiegen wir alle aus. Wer will an so einem Tag noch bitter werden? Sven Regener hat schon recht – was würden wir nur ohne diese Menschen machen?



Sven Regener, 65, der vielleicht unverbitteste Schriftsteller Deutschlands

»Welche Literatur will denn nicht unterhalten? Wer keinen Spaß daran hat, den *Mann ohne Eigenschaften* zu lesen, der wird es auch nicht tun«

Wobei er einen Satz anfügt, den man wirklich noch nie von einem Schriftsteller gehört hat: »Ich kann mich nicht beschweren.«

Was stimmt, denn auch wenn es kein Deutscher Buchpreis geworden ist, würdigen ihn die Kritik wie Literaturwelt in vielfacher Weise: preisgekürnte Verfilmungen, Carl-Zuckmayer-Medaille, Gastprofessur, Jonathan-Swift-Preis, in diesem Jahr hat er den Mainzer Stadtschreiberpreis mit ZDF- und 3sat-Huldigung erhalten. Es geht also doch irgendwie in Deutschland, lustig und anerkannt zugleich sein.

Sven Regener schreibt seit 25 Jahren Romane, und in dieser Zeit hätten andere schon fünfmal

Frankie und Freddie spielt wieder im Kreuzberger Hippie- und Künstlermilieu von 1980, und die Lehmanns sind sehr aufgewühlt, als John Lennon erschossen wird. Eine Tasche geht verloren und muss gefunden werden, und diese Berliner Figuren, alle etwas verhasst, verschnüffelt und verliebt, stolpern zusammen durchs winterliche Westberlin. Aber der Plot ist Nebensache, interessanter sind die Dialoge, wie die Figuren miteinander umgehen, der Ton und, das muss man ihm lassen, diese Wärme, die sich über die Seiten ausbreitet.

Das passiert zum Beispiel auf Seite 50, als Frank Lehmann eine Apotheke betritt, um ein Mittel gegen Grippe zu besorgen, das scheinbar stark auf-

Sven Regener: *Frankie und Freddie*. Roman; Galiani, Berlin 2026; 288 S., 24,- €, als E-Book 19,99 €

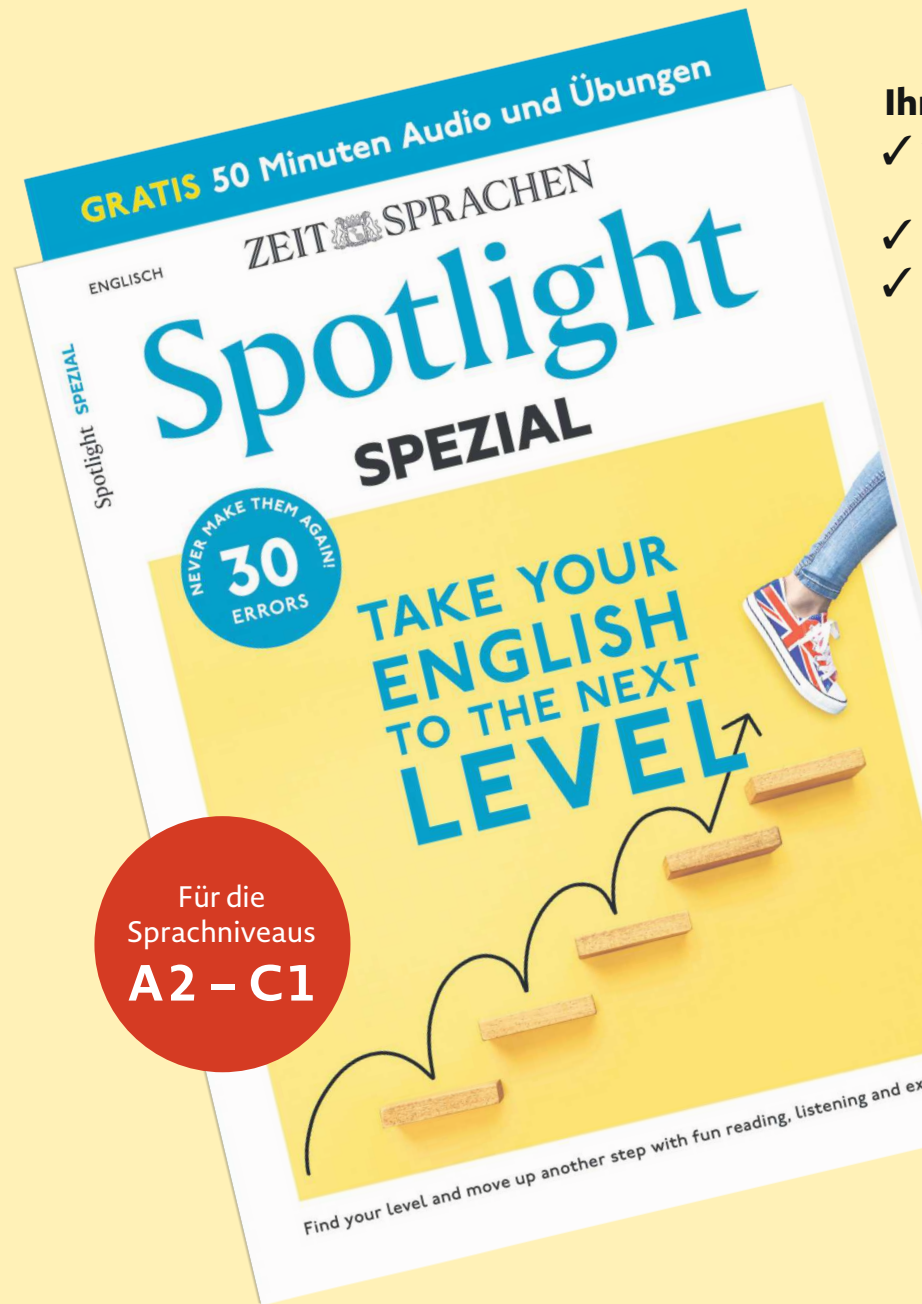
DER LIEBE

ZEIT  SPRACHEN

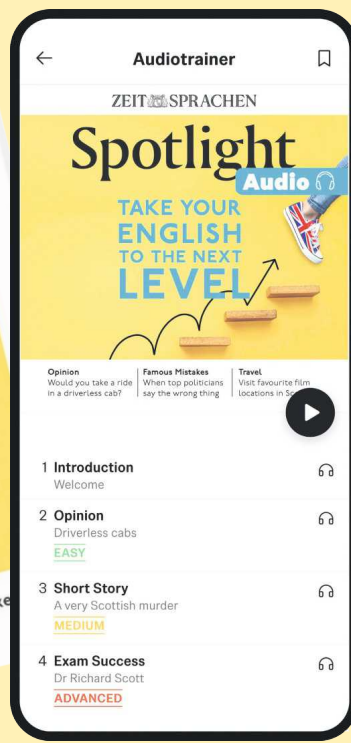
Bringen Sie Ihr Englisch auf ein neues Niveau

Ihr Englisch im Check:

- ✓ Wo Sie stehen – und was die nächsten Schritte sind
- ✓ 50 Minuten Audio-Training
- ✓ Mehr als 70 interaktive Übungen



Für die Sprachniveaus
A2 – C1



Jetzt im Vorteilspaket oder am Kiosk
zeit.de/spotlight-spezial



WENN SIE MICH FRAGEN ...

Bücher, die man gerade jetzt unbedingt lesen sollte – wann immer sie auch erschienen sind.
Hier fischt Volker Schlöndorff seine Lieblingslektüren für Sie aus dem Regal

DIE ZEIT: Herr Schlöndorff, können Sie sich erinnern, wo Sie als Kind am liebsten gelesen haben?

Volker Schlöndorff: Ich sehe noch genau diese Kulisse in meinem Elternhaus im Taunus vor mir, das Biedermeier-Mobiliar und mich im Ohrensessel, die Beine über die Lehne gehängt, mit dem Blick zum Fenster hinaus in das bewaldete Tal. Da konnte ich die Sonne im Westen über den Bäumen untergehen sehen und wusste, dass es dunkel wird, dass gleich die Familie zum Abendessen nach Hause kommen wird. Noch konnte ich ein paar Minuten weiterlesen. Dieser Ohrensessel hat die Zeit überdauert, er steht heute hier im Erdgeschoss.

ZEIT: Und was waren das für Bücher?

Schlöndorff: Mein Vater kam manchmal vorbei, er war Arzt, und hat geguckt, was ich da lese, und meinte, das verstehst du doch noch gar nicht. Zum Beispiel habe ich nie Karl May gelesen, dafür Balzac auf Deutsch.

Volker Schlöndorff, 87, sitzt am Schreibtisch im Arbeitszimmer seines Potsdamer Hauses. Vor den deckenhohen Fenstern fällt Sommerregen durch die Krone einer Trauerbuche, davor wendet sich ein Fußweg durch den Garten bis zum See. An den Wänden des Büros hat Schlöndorff seine Weggefährten aus 60 Jahren Filmgeschichte versammelt: Angela Winkler als Heldin des Films *Die verlorene Ehre der Katharina Blum*, den Schlöndorff nach Heinrich Bölls Erzählung gemeinsam mit seiner damaligen Ehefrau Margarethe von Trotta drehte. David Bennent als der ewig jugenhafte Oskar Matzerath im Film *Die Blechtrommel*, für den Schlöndorff 1980 als erster deutscher Regisseur den Oscar für den besten nicht englischsprachigen Film gewann. Vom größten Bild schmunzelt ihm sein verstorbener Freund und Kollege, der legendäre Regisseur Billy Wilder entgegen. Daneben ein Foto von Schlöndorff mit Lars Eidinger. Aufgenommen wurde es im Mai auf dem roten Teppich der Filmfestspiele von Cannes, wo der Film *Heimsuchung* (Kinostart: 15. Oktober) Premiere feierte, eine Adaption des gleichnamigen Romans von Jenny Erpenbeck.

ZEIT: Sie gelten als der große deutsche Literaturverfilmer. Wie wichtig sind Bücher in Ihrem Leben jenseits des Kinos?

Schlöndorff: Schon als Kind im Ohrensessel fand ich das Schicksal der Romanfiguren viel interessanter als mein eigenes. Das war eine Flucht aus dem Alltag, lange bevor ich daran gedacht habe, Filme zu drehen. Es war reines Kopfkino, eine regelrechte Sucht.

ZEIT: Welche Bücher sind Ihnen besonders in Erinnerung geblieben?

Schlöndorff: Früh waren das die Werke der Franzosen: Marcel Prousts *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* und Louis-Ferdinand Célines *Reise am Ende der Nacht*, zwei völlig gegensätzliche Bücher der Moderne. Etwas später habe ich Tolstoi entdeckt. *Krieg und Frieden* hatte ich beim Dreh der *Blechtrommel* in Polen und Jugoslawien dabei. Die größte Freude nach einem Arbeitstag ist für mich, in meinem Zimmer zu verschwinden und mich allmählich durch ein Buch zu wälzen. Das war beim Filmmachen immer mein Fixpunkt. Bloß nicht mit dem Team an der Bar versacken!

ZEIT: Hat Sie das Lesen auch vom Leben abgehalten?

Schlöndorff: Ich habe viele fremde Leben gelebt und verfilmt. Es ist ja so viel einfacher, das Leben einer Romanfigur zu teilen, als sich selbst ins Getümmel zu werfen. Bis ich etwa 30 Jahre alt war, hatte ich kaum eigene emotionale Abenteuer erlebt, auch keine großen Liebesgeschichten. Ich war mit den Büchern und mit dem Film verheiratet. Das spürte mein Umfeld natürlich, dass man an mich nicht rankam, weder als Freund noch als Freundin. Aber meine Heldinnen und Helden aus den Büchern haben mich auch aufgeklärt und geschützt. Und manche meiner Gefühle habe ich erst beim Lesen verstanden, oft erst viel später im Leben.

ZEIT: Könnten Sie uns ein Beispiel nennen?

Schlöndorff: Nach meiner Kindheit im Taunus ging ich in der Bretagne auf ein Jesuiteninternat und später auch in Paris auf ein Internat, das Lycée Henri IV. Da herrschte ein fast militärischer Drill, außerdem gab es heftige Machtkämpfe unter den Schülern. In jeder Klasse gab es einen Rädelführer, viele Mitläufer und ein Opfer. Dort war ich als Deutscher fremd, habe alles aus der Distanz beobachtet. Zu dieser Zeit

wurde in der französischen Presse viel über Robert Musil geschrieben, weil *Der Mann ohne Eigenschaften* gerade übersetzt worden war. Das Buch hatte mich restlos begeistert. Später arbeitete ich als Regieassistent und wollte dann endlich einen eigenen Film drehen, da hat man mich auf Musils *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß* aufmerksam gemacht. Darin habe ich mein Internatsleben wiederentdeckt: Der Einzelgänger beobachtet aus der Distanz die Schikanen seiner Mitschüler und weiß noch nicht genau, wo er steht und wohin mit sich.

ZEIT: *Der junge Törless* von 1966 war Ihr erster Spielfilm. In welchem Verhältnis stehen die literarischen Bilder zu Ihren Filmbildern?

Schlöndorff: Ich kannte diese Bilder schon beim Lesen, ich wusste ja genau, wie so ein Internat aussieht, der Schlafsaal, der Speisesaal, die verinkelten Dachkammern, wo es sich ungestört schikanieren lässt. Und vor allem kannte ich die Gefühle, die diese Räume erzeugen. Die Einsamkeit, die Distanz, das innerliche Umherirren.

Während er spricht, blickt Schlöndorff unverwandt auf das Bücherregal ihm gegenüber. An die zehn Meter lang und gut drei Meter hoch, füllt es eine ganze Wand des Arbeitszimmers. Einmal steht er auf und schreitet die Reihen ab. Philosophie und Geschichte, deutsche, englische, französische und russische Literatur. Wir betrachten seine Bleistiftanmerkungen in Durs Grünbeins *Der Komert* über die Luftangriffe auf Dresden. »Ich habe nachgezählt«, schreibt Schlöndorff am Tag nach dem Treffen, »es sind über 3.000 Bücher.«

ZEIT: Kürzlich haben Sie bei einem Kinospaziergang gesagt, Ihre Filme seien vor allem Illustrationen der Buchvorlagen. Wie meinten Sie das?

Schlöndorff: Das war nach der Vorführung von Jean-Luc Godards Film *Die Verachtung*, zur Vorbereitung hatte ich die Romanvorlage

des italienischen Autors Alberto Moravia gelesen, diesen schweren Schmöker über eine Ehekrise. Auch im Film geht es um die plötzliche Gefühlskälte der Figur Camille, gespielt von Brigitte Bardot. Aber Godard löst sich fast vollständig von der Vorlage, er erschafft ein eigenständiges Kunstwerk, inhaltlich und stilistisch. Beim Lesen habe ich mir an die eigene Nase gefasst: Das kannst du von keinem deiner Filme sagen. Bestenfalls hast du eine überzeugende Inszenierung gemacht, so wie ein Regisseur ein Theaterstück so gut inszeniert, dass man sich fortan keine zweite Version mehr vorstellen kann.

ZEIT: Bereuen Sie, selbst nicht geschrieben zu haben?

Schlöndorff: Das Klügste wäre gewesen, ich hätte damals den Musil nicht verfilmt, sondern versucht, ein Drehbuch über meine eigenen Erlebnisse im Internat zu verfassen. Aber das habe ich nicht gemacht. Leider, denke ich manchmal. Durch diesen ersten Schritt bin ich mit dem *Törless* in das eher unbeliebte Genre Literaturverfilmung reingerutscht.

ZEIT: Aber Sie fügen den Büchern doch etwas Eigenes hinzu ...

Schlöndorff: Ja, und zwar häufig dort, wo sich meine Geschichte mit der des Buches überschneidet. *Die Blechtrommel* zum Beispiel wollte ich zuerst gar nicht drehen, derart fremd war mir Günter Grass' Welt mit all seinen grotesken Übertreibungen, dafür war ich viel zu französisch, viel zu rationalistisch. Dann aber fand ich mich in seinem Oskar wieder, denn das Kind in mir hat zum Glück immer überlebt, auch das Gefühl, fremd in der Welt der Erwachsenen zu sein. Und als es daranging, den Tod von Oskars Mutter zu filmen, die sich das Leben nimmt, indem sie nur noch Fisch isst, da kam mir diese Erinnerung, die ich unbedingt einbauen wollte.

ZEIT: Die Erinnerung an den Tod Ihrer eigenen Mutter?

Schlöndorff: Ich war gerade fünf Jahre alt, etwas älter als Oskar, als er beschließt, nicht mehr zu wachsen. In unserer Küche brannte es, und ich trommelte an die Tür, denn ich wusste, dass dahinter etwas Schreckliches passiert. Diese Erinnerung stand mir am Filmset plötzlich lebhaft vor Augen, also ließ ich Angela (Winkler, *Ann. d. Red.*) mit der Fischvergiftung zur Toilette fliehen, wo wir sie zum letzten Mal sehen. Und David (Bennent, *Ann. d. Red.*) ließ ich vor der verschlossenen Tür stehen und mit den Fäusten dagegentrommeln. Diese Szene gibt es im Buch nicht, sie ist spontan entstanden. Das passiert immer dann, wenn der Text meine Gefühle in Schwingung bringt.

ZEIT: In Ihrer Autobiografie schreiben Sie, beim Lesen gebe es diesen magischen Moment, wenn die Sätze beginnen zu vibrieren ...

Schlöndorff: Es gibt diesen *Blechtrommel*-Satz von Günter Grass: »Ein ganzes leichtgläubiges Volk glaubte an den Weihnachtsmann. Aber der Weihnachtsmann war in Wirklichkeit der Gasmann.«

ZEIT: Was genau vibriert beim Lesen? Der Stil? **Schlöndorff:** Der Stil vor allem! Noch vor der Handlung. Wenn das Buch vibriert, gibt es sein Geheimnis preis.

ZEIT: Können Sie das erklären?

Schlöndorff: Denken Sie an *Heimsuchung*. Jenny Erpenbeck schreibt wahnsinnig schlicht, fast hätte ich gesagt: preußisch. Es geht in ihrem Roman um ein Haus an einem brandenburgischen See und um dessen Bewohner, die kommen und gehen, ein ganzes Jahrhundert lang. Alle machen sie Pläne, und dann kommt, wie das so ist, die Weltgeschichte dazwischen. Die jüdische Familie, die sich glückliche Sommer auf dem Grundstück verspricht, hat ihre Rechnung ohne die Nazis gemacht und muss zwangsverkauft, die Besetzung durch die Rote Armee, die Rückkehr der Schriftstellerin aus dem Moskauer Exil, das Durcheinander nach der Wiedervereinigung, später der Verfall des Hauses. Es kann kein glückliches Leben geben, wenn man in der Weltgeschichte verankert ist. Und trotzdem ist das kein trauriges Buch. Die Figuren scheitern zwar alle, aber sie leben auch. Es gibt immer wieder Gegenwart, Gegenwart, Gegenwart. Jenny hat dafür diese lakonische, schöne Sprache gefunden, indem sie ganz genau hingesehen hat und nichts dazuerfunden hat und nur die Leben erzählt hat, die auf diesem Grundstück waren, sei es recherchiert, sei es selbst erlebt.

ZEIT: Wie haben Sie dafür Bilder gefunden?

Schlöndorff: Mit meinem Kameramann Axel Schnepf habe ich hier tagelang zusammengesessen, in unserer Diskussion sind wir immer weiter weggekommen von Handkameras oder großen Bewegungen durch das Haus und die Zeit. Am Ende wurden es lauter statische Bilder, durch die sich die Menschen bewegen. Ich möchte die Haltung der Schriftstellerin beim Schreiben einnehmen, und das heißt bei Jenny: nicht zu lamentieren, um Gottes willen nicht zu dramatisieren. Nüchtern bleiben und trotzdem Raum für Lyrik lassen, für die Landschaft, für Stimmungen. Da sehe ich gerade noch ein Buch von hier aus! (*Er steht auf und geht zum Regal.*) Kruso von Lutz Seiler war sehr verführerisch, der Autor hat mir aber die Rechte nicht gegeben, sondern einem anderen Regisseur.

Er schlägt das Buch auf, auch hier sieht man mit Bleistift geschriebene Anmerkungen.

ZEIT: Nach welchem Prinzip unterstreichen Sie?

Schlöndorff: Der Roman spielt auf Hiddensee im Jahr vor der Wende. Ich habe da einfach spontan reingekritzelt, was mir beim Lesen einfiel, wie man es machen, verfilmen könnte. Ich habe mir vorgestellt, wie man diesen Inselsummer für die Leinwand bringt. Hiddensee war für die Jugend der DDR, also für die Unangepassten, für die Leute vom Prenzlauer Berg so ein Geheimtipp. Beim Lesen musste ich ständig an *Amarcord* denken, Fellinis Bilderbogen über seinen Heimatort Rimini während des Faschismus. Aber das hat sich Lutz Seiler gar nicht so vorgestellt. Vielleicht hat er mir deshalb die Rechte nicht gegeben.

Er setzt sich wieder.

ZEIT: Ist jede Literaturverfilmung auch eine Art Annäherung?

Schlöndorff: Die Bilderbildung ist immer eine Form der Bevormundung und häufig ein Jammern für die zukünftigen Leser. Ich sage ihnen, wie sie sich den kleinen Oskar von Günter Grass vorzustellen haben oder die von Martina Gedeck gespielte DDR-Schriftstellerin in Jenny Erpenbecks *Heimsuchung*. Wenn der Film einmal auf der Welt ist, und ganz besonders, wenn er gut ist, dann hat der Zuschauer keine Chance mehr, dieses Bild aus dem Kopf zu kriegen. Ja, eigentlich müssten die Schriftsteller verbieten, dass man ihre Romane verfilmt. Aber natürlich lese ich weiter.

Das Gespräch führten
Leon Lindenberger und Katja Nicodemus

Robert Musil: Die Verwirrungen
des Zöglings Törleß. Roman;
Suhrkamp, Berlin 2013; 290 S.,
6,- €, als E-Book 5,99 €

Günter Grass: Die Blechtrommel.
Roman; dtv, München 1993;
816 S., 18,- €

Lutz Seiler: Kruso. Roman;
Suhrkamp, Berlin 2019; 484 S.,
22,95 €, als E-Book 13,99 €

Jenny Erpenbeck: Heimsuchung.
Roman; Penguin, München 2018;
192 S., 14,- €, als E-Book 10,99 €



Der große Literaturverfilmer Volker Schlöndorff fuhr den Oldtimer Max Frischs, ein Abschiedsgeschenk

Foto: Lena Gorenz für DIE ZEIT; Illustration: Pablo Amargós für DIE ZEIT

